Der

Teutsche Merkur

vom

Jahre 1785.

Ihro Römisch-Kayserlichen Majestät
zugeeignet.



Mit Königl. Preuß. und Churfürstl. Brandenburg.
gnädigstem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

KSIĄŻNICA PODLASKA
S/35
Czyt. Książek
w Białymstoku
WOJEWÓDZKA
BIBLIOTEKA PUBLICZNA
S/35
w Białymstoku
05+07](430)(091)"17"

Der

Teutsche Merkur.

April 1785.

I.

Briefe über das Reisen.

Erster Brief.

Sie werden sich noch wohl des Gesprächs erinnern, das wir über die immer häufiger werdenden Verbote und Einschränkungen des vielen Reisens führten, als wir uns das leztemal in G. einander sahen. Wir wurden darinn unterbrochen und ich würde gewiß den Faden des Gesprächs in der Correspondenz nicht wieder anknüpfen, wenn Sie nicht beym Abschiede hätten merken lassen, daß Sie mein Stillschweigen so auslegten, als ob ich ihrer lezten Behauptung gar nichts mehr entgegen zu setzen hätte. Diese Auslegung nun möchte ich nicht gern davon gemacht wissen. Sie könnten vielleicht dies Stillschweigen eines Mannes, der gewissermaßen das Recht hat, über die Sache wovon die Rede war zu urtheilen, weil er Gelegenheit gehabt hat selbst Erfahrungen darin zu machen, für eine neue Stütze Ihrer Meinung annehmen; könnten dieselbe nun mit desto mehr Zuverläßigkeit durch Ihr Ansehn geltend zu machen suchen, und so manches Gute

verhindern, was sonst durch Reisen gestiftet werden könnte. Weil ich nun daran schlechterdings nicht Ursache seyn will, so lege ich hiemit bey Ihnen die feyerlichste Protestation dagegen ein. Um aber nicht blos meine Autorität als den einzigen grossen Beweisgrund meiner Meinung anzugeben, will ich Ihnen auch meine Gründe mittheilen. Also näher zur Sache.

Ihre lezte Behauptung nemlich war: „daß man „noch lange nicht weit genug in den Verboten des Rei„sens gienge, daß man es ganz verbieten sollte, weil „jezt schon alles beschrieben wäre, die wichtigen Neuig„keiten jedes Landes von den Bewohnern desselben oh„nehin bekannt gemacht würden, u. s. w. und daß das „wenige, was sie noch nützen könnten, gar kein Ver„hältniß mit dem Schaden hätte, den das Vaterland „der meisten ganz ohne Nutzen Reisenden, durch den „Verlust mancher Tonnen Goldes erlitte." — Eben diese Behauptungen aber, mein Lieber, haben unendlich viel Falsches, und viele Argumente dagegen sind in der meisten Menschen Kopf und Munde, und würden Ihnen einstimmig entgegen gerufen werden. „Es „kann seyn," wird man Ihnen sagen, „daß von vielen „das Sprüchwort gelte: Eine Gans flog u. s. w.; „aber das Mittel dagegen ist wahrlich nicht Verbot des „Reisens, sondern bessere Erziehung, mehr Beleh„rung über Zweck und Mittel. Und dann bleiben die „Vortheile des Reisens doch immer noch groß. Wenn

„auch

„auch mancher noch so sehr das Sprüchwort von der „Gans wahr macht, so ist doch noch immer zwischen „der gereisten und ungereisten Gans ein merklicher Un„terschied; auch auf den Dümmsten hat das Reisen „einen vortheilhaften Einfluß. Und dann rechnen Sie „das für nichts, daß jeder, der viel gesehen hat, „offenbar mehr Duldung gegen seine Mitmenschen hat „als andre? Sollte dann die Verbreitung dieser Tu„gend, die ihren Folgen nach so erhaben und so viel „wirkend ist, nicht des Aufwandes einiger tausend „Thaler werth seyn? Auch kommen wir doch allmählig „immer mehr auf den Fuß, daß der Verlust eines Lan„des sich mit dem Verlust eines andern aufheben läßt; „weil man immer mehr einsieht, daß jedes Land seine „Merkwürdigkeiten hat, und eigne Aufmerksamkeit „verdient; und weil wirklich jezt schon fast die Einwoh„ner aller Länder einander wechselsweise besuchen „u. s. w." — Doch dies und dergleichen mehr wird Ihnen von jedem gesagt werden. Von mir erwarten Sie wohl, daß ich Ihnen besondre Gründe entgegen setzen soll, die mehr und geradezu Ihre Behauptung treffen, und die aus meinen eigensten Erfahrungen hergenommen sind. Wohl denn! — Sie sagen: „es „wäre nun schon alles beschrieben. Unsre Wissenschaf„ten könnten keinen Nutzen mehr durch Reisen erhal„ten." — Das läugne ich Ihnen ganz ab. Freylich ist schon mancher auf öffentliche Kosten für diese und jene Wissenschaften ausgeschickt, und manche gute Be-

obachtung von solchen Reisebeamten, und andern, die sich dieß Amt selbst aufgelegt haben, gemacht worden. Aber bey der Wahl der meisten traf das Loos freylich nicht immer diejenigen, welche die zu diesem Geschäfte erforderliche Gabe der Beobachtung hatten, oder höchstens hatten solche Verschickungen nur dann den gewünschten Erfolg, wenn ihr Endzweck sich etwa durch Fleiß und ohne seltne Gaben erreichen ließ. Von einigen wenigen seltnen Fällen, wo wirklich Männer, die zu einem Geschäfte dieser Art gemacht waren, dazu ausersehen wurden. rede ich nicht. — Aber was diese Leute nun auch entdeckt oder beobachtet haben mögen, so viel ist gewiß, daß die meisten Wissenschaften wenigstens eine Seite haben, wo nicht sowohl Fleiß, als eine gewisse Richtung des Geistes die wichtigsten Dienste leisten kann. Ich will Ihnen nur von dem was ich meyne ein Exempel an einer Wissenschaft geben, um mich deutlich zu machen; und zwar an der Historie.

Es ist zum Besten der Geschichte freylich schon manche Reise unternommen, manche Inscription abgeschrieben, manche Chronik aufgesucht, manches Stück Trümmern abgezeichnet worden. Aber demungeachtet hat diese Wissenschaft noch viele Seiten, die nach meiner Meinung von der äusserstten Wichtigkeit sind, und die entweder noch gar nicht, oder doch lange nicht genug bearbeitet und ins Licht gesezt worden sind. Dazu rechne ich, daß soviel Geschichten erst helles Licht

und

und Anschaulichkeit durch Untersuchung der Oerter, wo sie sich zugetragen haben, erhalten können; und dennoch werden immer noch Geschichten von Amerika in Teutschland, von Rußland, Schweden und Ostindien in Paris u. s. w. geschrieben, deren Verfasser meistens den Schauplatz ihrer Geschichte nie gesehen haben. Wie sehr aber Kenntniß des Schauplatzes zur Wahrheit und zum Leben einer Geschichte beytragen könne, beweist unter wenig andern deutlich genug J. Müllers Schweizergeschichte. — Doch das ist noch eigentlich nicht das, was ich Ihnen sagen wollte.

Schlözer hat mehr als einmal von einem statistischen Blick, den ein Reisender haben müsse, geredet, und mehrere haben ihm dies nachgesprochen. Ich fodre nun von einem reisenden Historiker etwas ähnliches. Ich sage: ein Reisender könne, — und wenn er etwas wichtiges für Geschichte leisten wolle — müsse er einen historischen Blick haben; müsse die Fähigkeit besitzen, gewisse Sachen auffallend zu finden; müsse wissen gewisse Seiten zu bemerken, die Anderen nicht merkwürdig scheinen, und die für Geschichte oft äusserst wichtig sind. Freylich rede ich hier von der edleren Art Geschichte, die durch Bemühungen einiger würdiger Männer, ungefähr seit der zweyten Hälfte unsers Jahrhunderts, besonders in Aufnahme gekommen ist, und die wirklich Geschichte der Menschheit und des Menschengeschlechts, nicht bloße Herzählung

einer Reihe von Königen, oder der wahren oder halbwahren Heldenthaten dieses oder jenes einzelnen Mannes liefert. Ich will einige hieher gehörige Beyspiele mittheilen, die mir aufgefallen sind; denn ein Reisender muß oft nothwendig auf Dinge stoßen, die seine Aufmerksamkeit mit Gewalt auf sich ziehen, und die kaum der kurzsichtigste übersehen kann; deswegen rechne ich mir diese Beobachtungen auch gar nicht zum Verdienst an. So z. E. wenn ein Teutscher in der Schweitz reist, und lange genug geseufzt hat, daß er in Bern, Zürich u. s. w. von den gemeinen Leuten gar nicht oder doch schwer verstanden wird, muß sich der nicht sehr wundern, wenn er nachher in die drey kleinen Kantone am Lucernersee kommt, dort ein viel reineres, verständlicheres Teutsch sprechen hört, und sich nun wieder einmal grösserer Mittheilbarkeit freuen kann? — Muß er aber nicht gleich fragen: Woher das? Diese Kantone sind am weitesten entfernt von Teutschland, und sprechen doch besser teutsch als die näher liegenden? Und muß er sich nicht freuen, wenn er hört, daß sehr wahrscheinliche Vermuthung da ist, daß diese Bergbewohner eine Kolonie aus dem entferneren Norden seye? —

Solcher Probleme wird der aufmerksame Reisende mehr finden; aber nicht immer wird ihm die Auflösung so nahe liegen. Der historische Blick hat dies mit dem statistischen gemein, daß er überall mehr Probleme

bleme als Auflösungen sieht, daß er nur Veranlassungen zu Untersuchungen giebt, und nicht gleich die Aufschlüsse liefert. Wollen Sie solcher Probleme mehr? — O! ich weiß ihrer noch einige; aber ich kann von den meisten andern keinen Aufschluß geben.

— In der Schweitz und in Holland rollt man das ch und g beynahe mit einerley Heftigkeit aus der untersten Kehle herauf; in beyden Ländern spricht man au wie uh z. E. Haus wie Huhs aus *) und dergl. mehr. Woher diese Aehnlichkeit in den beyden entferntesten Ländern, die teutsch sprechen?

Die alte Livische Sprache wird nur noch auf den Gütern der Herren von Salis in Curland gesprochen. Wie kommt das, daß sie jezt nur in diesen kleinen Bezirk eingeengt ist? und wie, daß sie sich dennoch erhalten hat?

Und damit Sie nicht glauben, daß ich den Ausdruck: historischer Blick, so höchst figürlich blos von Ideen des Gehörs brauche, so will ich Ihnen nun auch Exempel von Gesichtsideen mittheilen:

Die Baiern sind ein kleines Volk von lockern, bäurisch starken untersetzten Körpern, und düsterm mürrischem Ansehn. Die Ungarn, wenigstens an der Grenze von Oesterreich, sind auch klein, aber sie sind robu-

*) Ich weiß wohl, daß man im Amsterdam das Wort: Huys wie Häus ausspricht; aber in Gröningen spricht man Huus oder höchstens Hüs, und in Niedersachsen wirklich Huhs.

ster, und haben mehr wildstarkes im Ansehn. Zwischen beyden wohnt der schöne lange Oestreicher; besonders sind die Einwohner von Oberöstreich, Mann und Weib, ein sehr edel gebildetes Volk, wenn gleich ihre Gesichtszüge noch nicht soviel Seele und Seelenbiegsamkeit verrathen, als die der Obersachsen. — Was ist die Erklärung von diesem allen? Es kann seyn, daß das mürrische düstre Ansehn des Baiern der dort so sehr herrschenden Bigotterie, oder der Regierung zum Theil seinen Ursprung dankt. Aber damit ist noch wenig erklärt. Ich weiß ferner auch, daß einige die Baiern für eine Vermischung der Bojer und Avaren halten, und daraus ihren Namen Bauari, als hiessen sie Boiauari, herleiten; ich weiß auch, daß wenigstens ein Theil des Königreichs Ungarn von Avaren bevölkert ist: aber das alles ist theils noch nicht so völlig ausgemacht, theils erklärt es auch lange noch nicht das ganze, was erklärt werden soll; und dieß Problem wäre doch wohl der Auflösung werth.

Mir hat auch der Einwohner von den Badenschen Ländern im ganzen kleiner als der Würtemberger geschienen; aber es kann seyn, daß ich mich hierin trüge. Solche und ähnliche Bemerkungen kann man sehr viele machen; viele klären sich auch, wie oben gesagt, sogleich auf. So ist es auffallend, wie sehr holländische Sitten, Reinlichkeit, Geschmack in Künsten, Gesetzgebung, Litteratur, Gärten u. s. w. nach Hamburg und

und auf die ganze südliche Küste der Ostsee verpflanzt sind. Nirgends in ganz Teutschland ist z. E. die Wortphilologie, das Conchilien- und Schmetterlingsstudium u. s. w. so in Ansehn gewesen, als längst der Ostsee hin; und das, weil die Töchterhandelsstädte *) daselbst von ihrer holländischen Mutter gelernt hatten. Jezt da Holland aufhört so ausschliessend das Hauptland des Handels zu seyn, wird auch sein litterarischer und artistischer Geschmack weniger geschätzt und nachgeahmt als ehemals. Die Erklärung der Frage: warum die Matrosen diese und keine andere Kleidung tragen, kann Ihnen der Anblick des holländischen Bauers geben, der meistens ganz die Kleidung der Matrosen trägt, und der aus seinem Zirkel die meiste Bemannung der Schiffe vor einem oder zwey Jahrhunderten lieferte.

Wollen Sie zum Beschluß noch ein complicirtes Problem haben? — Es ist vielleicht kein Land, aus dem soviel hiehergehörige Fragen genommen werden können, als aus Polnisch Preussen, oder, wie es jezt heißt, Westpreussen. Fast jede Stadt in dieser Provinz hat ihren eignen auffallend verschiedenen Dialect. — So spricht der gemeinere Mann in Danzig ein sehr gutes reines Plattteutsch, und alle Vornehmeren

*) Daß der Hanseehandel älter war, als der holländische, macht keinen Einwurf; denn der Handel ist seit der Zeit in Art und Weg völlig neu geworden; wenigstens prädominirte Holland.

ren ein gutes Hochteutsch. In Marienburg, einer Stadt, die sechs Meilen von Danzig liegt, spricht auch der gemeinste Mann ein sehr reines dem Obersächsischen nahe kommendes Hochteutsch, und versteht kaum wenn man mit ihm plattteutsch spricht. In Elbing, vier Meilen weiter, herrscht ein sehr unangenehmer hochteutscher Dialect; man zieht die Silben auf eine so sonderbare Weise, daß die Elbingische Aussprache in der ganzen Gegend umher zum Sprüchwort geworden ist. Von der holländischen Mennonisten-Colonie in der Muntau und vielen andern Verschiedenheiten in Sprache u. s. w. will ich nicht einmal reden; ihrer sind gar zu viel. — Woher aber nun das alles? Ich weiß von allem diesem nur eins durch Vermuthung zu erklären; nemlich: Marienburg war bekanntlich der Hauptsitz des teutschen Ordens. Hierhin haben also die Ritter, die aus lauter eingebornen Teutschen bestanden, ihre reinere teutsche Sprache am meisten verpflanzt, und ihr daselbst Wurzel verschafft.

Weil ich einmal bey Westpreussen bin, so will ich doch noch eine Bemerkung hinzufügen — In Marienburg und wenigen andern Städten dieser Provinz ist statt der untersten Etage vorn an den Häusern ein bedeckter Gang, den man die Laube nennt, wie auf der Stechbahn in Berlin. — In ganz Teutschland erinnere ich mich nicht eine Stadt gefunden zu haben, wo diese Lauben oder Arcades allgemein wären; höchstens sind

sind sie etwa in einer einzelnen Straße, oder an einem einzelnen Platz, wie eben die Stechbahn in Berlin, oder eine Straße unweit der Pfalz in Strasburg und d. gl. ist. Nur erst Bern ist wieder eine Stadt, die ganz auf dieselbe Art gebaut ist; denn die Arcaden in Genf sind von ganz andrer Art, und sind so hoch als die Häuser selbst. — Ich habe mich der Vermuthung nicht erwehren können, daß etwa einer oder mehrere aus Bern oder der Gegend umher gebürtige Ritter diese Lauben dort eingeführt haben.

Doch genug davon. Ich war nicht völlig Herr meines Reiseplans, und konnte also über dergleichen Probleme nicht nach meinem Gefallen Untersuchungen anstellen; auch war ich damals nicht mit allen dazu nöthigen Vorkenntnissen versehen. Aber soviel sehen Sie aus allem diesem, was mir, ohne daß ich es suchte, blos weil ich Augen und Ohren offen hatte, aufstieß, daß noch manches dieser Art zu beobachten übrig ist, und zwar Dinge, die nur ein Reisender durch solche Vergleichungen ins Licht setzen kann, welche der Eingebohrne, der aus seinem Winkel nicht herausgeht, nie zu machen im Stande ist. — Ich bürge nicht dafür, daß alle meine Bemerkungen wahr seyen; ich kann falsch beobachtet haben; aber auch Falschheiten können hier als Exempel dienen.

Solche Bemerkungen kann man indessen auch zu Gunsten mancher andrer Wissenschaft noch machen;

ich

ich habe einige zur Kunstgeschichte, zur Naturwissenschaft u. s. w. gehörige gesammelt, die nur einem Reisenden zu machen möglich sind. Aber ich wollte mich Ihnen nur deutlich machen, und da braucht es also keiner weitern Exempel, und auch hoffentlich keiner weitern Ausführung, um Sie zu überzeugen, weil Sie leicht von dem, was ich gesagt habe, auf andre Wissenschaften analogische Schlüsse machen können. Ich schweige also, und bin zufrieden wenn Sie nicht mehr so sehr gegen das Reisen declamiren.

Zweyter Brief.

Sie können also die analogischen Schlüsse auf andre Wissenschaften nicht machen, die Ihnen doch nach dem, was ich Ihnen über die Historie gesagt habe, nicht schwer werden können? Freylich müssen Sie solche Wissenschaften dazu wählen, die durch Vergleichungen einen Zuwachs von Kenntnissen erhalten können. Daß dieß bey der reinen Mathematik und andern blos speculativen transcendentalischen Wissenschaften, daß dieß bey Local-Jurisprudenz und ähnlichen blos positiven Kenntnissen, deren ganze Quelle in die Grenzen eines einzigen Codex eingeschränkt ist, nicht möglich sey, gebe ich gern zu. Aber auf diese hat Ihre Wahl auch nicht fallen können. Ich sagte: Sie sollten auf Wissenschaften, die mit der Historie Aehnlichkeit hätten, analogisch schließen. — Den Nutzen des Reisens in Anse-

Ansehung der Geschichte habe ich Ihnen, wie Sie sagen, einleuchtend gemacht; und daß Sie sich leicht einen ähnlichen Nutzen in Ansehung der von mir genannten Natur- und Kunsthistorie denken können; gestehen Sie mir auch; nur fodern Sie noch einige Ergänzungen meiner Ihnen im vorigen Briefe mitgetheilten Bemerkungen, die die erste Wissenschaft angehen; und wollen noch, daß ich aus meiner Brieftasche alles was die beyden andern angeht vor Ihnen ausschütte. Das ist noch wohl zu erfüllen; aber wenn dieß nun geschehen ist, so soll ich Ihnen dann noch die übrigen Wissenschaften, die durch Reisen erweitert werden können, hernennen, und dieß von ihnen beweisen. — Die Uebrigen? Doch nicht alle? Die Foderung wäre zu ungeheuer. Ich hoffe doch, Sie werden nur Briefe nicht Bücher von mir erwarten. Ich will gern etwas von der Foderung erfüllen; aber es muß doch die Grenzen eines Briefes nicht überschreiten.

Ihre Fragen, wegen der neulich mitgetheilten, die Geschichte angehenden Bemerkungen, betreffen blos die Verpflanzung der holländischen Sitten, an die Küste der Ost- und Nordsee von Holland an, denn diese habe ich mit verstanden — Sie wollen wissen, was ich den holländischen Geschmack in Künsten nenne? Sollte Ihnen nicht schon lange bekannt seyn, was man so nennt? Ueberhaupt jenen kleinlichen Geschmack, der nur auf die möglichst getreue Darstellung, auf die

Wir-

Wirkung jedes einzelnen Theilchens sieht, und dabey die große Wirkung des Ganzen völlig aus den Augen verliert. — Reden Sie nur mit einem der ältern Kunstkenner in Holland, Hamburg u. s. w.; er wird von einem Gerhard Dow, von einem Balthasar Denner, von einem Adrian van der Werft u. s. w. mit Entzücken sprechen; aber schwerlich wird ihn Raphaels Wahrheit oder Correggio's Helldunkel in Enthusiasmus setzen. — Was für bisarre Wirkungen dieser Geschmack am kleinlichen niedlichen Einzelnen gehabt hat, zeigen am besten die holländischen Gärten, voll schöner in Buchsbaum und Taxus geschnittenen Figuren, welche die Ostseeküste treflich nachgeahmt hat. So ist in Hamburg in einem Garten die ganze Mathematik in Buchsbaum geschnitten, und in manchen andern noch wohl ärgere Dinge. — Es giebt aber noch andre Unterscheidungs-Caractere des holländischen Geschmacks. Sie wissen, daß wir von keiner Schule so viel Thierstücke und soviel perspectivische Gemälde haben, als eben von der niederländischen — Gehen Sie längst der Ostsee hin, und Sie werden in den meisten Kabinettern den Vorrath an Viehstücken am größten, und fast alle Kirchen mit Perspectiven ausgeziert finden; so z. E. in Hamburg die Petri- Catharinen- Nikolai- Johanniskirche, in Danzig die Marienkirche u. s. w. Sagen Sie nicht, daß die meisten der niederländischen Gemälde dieser Art, sich nicht von Holländern, sondern von Flamändern herschreiben. Das schadet nichts;

nichts; Holländer kauften doch diese Gemählde, Holländer fanden an ihnen vorzüglich Geschmack, und theilten diesen Geschmack ihren Zöglingen an der Ostsee mit. — Endlich ist noch allgemein bekannt, daß die Städte längst der Ostsee meistens mit vorn herausgehenden Giebeln gebaut sind. Auch dieser Geschmack ist aus Holland, wo fast alle Städte solche Giebel haben; nur in Amsterdam sieht man jezt viele Häuser, deren Dächer auf italienische Art vorn ablaufen. Herrschend ist indessen noch immer die Bauart mit den Giebeln. — Ihre zweyte Frage ist; was denn jezt für Sitten statt der holländischen in den Städten längst der Ostsee eingeführt würden? — Erstlich bey dem allgemeinen Einfluß, den Frankreich in diesem Stücke auf Europa gehabt hat, konnte es freylich nicht fehlen, daß nicht französische Sitten theils sich aus dem festen Lande heraus bis an die Küsten vorgedrängt haben, theils bey dem erweiterten Handel Frankreichs nicht auch durch die Häfen herein gebracht seyn sollten. Aber da seit einem halben Jahrhundert England so sehr unter den handelnden Nationen sich gehoben, und durch die Güte seiner Manufacturen durch seinen wahren und soliden Geschmack u. s. w. sich ein solches Ansehen in der Handelswelt erworben hat: so konnte es nicht fehlen, dies muste wieder auf die Häfen Teutschlands und Preussens wirken, zumal da sich eine Menge englischer Colonisten in denselben niederließ. Daher kommts dann, daß man nun in Ham-

KSIĄŻNICA PODLASKA
Czyt. Książek
w Białymstoku

burg, Danzig u. s. w. eine solche Vorliebe für die englische Kleidung erhalten, daß man die englische solidere und zweckmässigere Reinlichkeit statt der holländischen angenommen, daß man den großen Geschmack, der den Engländern bekanntlich eigen ist, gegen den kleinlichen holländischen eingetauscht hat u. s. w. — Zu dem Letzten trägt nun freylich auch die Kultur, die im innern Deutschland aufblüht, und ihre Wirkungen auch bis dorthin ausbreitet, das ihrige bey. Das waren Ihre Fragen. Sie wollen ferner mehrere meiner Bemerkungen über andre Wissenschaften wissen? Ich will nicht zu spröde im weigern seyn; aber ich bitte doch immer zu bedenken, daß ich nur Fingerzeige geben kann. Erlauben Sie mir, daß ich noch etwas zu den historischen Bemerkungen hinzufüge, das mir bey der Vergleichung Englands und Niederteutschlands einfiel, und das sehr wohl, zum Beyspiele eines Problems und einer Auflösung, die durch den historischen Blick veranlaßt werden könnte, dienen mag. Noch jezt findet man bey der geringsten Aufmerksamkeit die auffallendste Aehnlichkeit zwischen englischen und niederteutschen Wörtern; und bekanntlich hat mancher Sprachgelehrte wechselsweise eine Sprache aus der andern erklärt. Wer würde hier nicht gleich auf die Verwandschaft beider Nationen schließen, wenn uns auch die Geschichte davon verloren gegangen wäre? Sonderbar ist es, daß die ausgewanderte Schwester, die freylich vor der zurückgebliebenen in Aufklärung und Kultur

tur einen mächtigen Vorsprung gethan hat, nun ihre Politur der andern mitzutheilen, und sich so mit derselben zu verbinden anfängt, wie sie sich schon durch das neue Fürstengeschlecht, das sie im Anfang dieses Jahrhunderts von der zurückgebliebenen holte, einen Theil derselben auf andre Art verbunden hat.

Exempel von Bereicherungen der Naturhistorie durch Reisen haben wir schon sehr viele. Was hat nur das einzige Kapitel von der Form der Berge, das zur Erklärung ihrer Entstehung und der Geogenie überhaupt so wichtig ist, nicht seit etwa zwanzig Jahren für wichtige Zusätze erhalten? — Es sind ja auch blos in Beziehung auf dieß Studium viele wichtige Männer gereist; aber auch andern, die sich dieß nicht zum Hauptzweck machen, kann manches hieher gehörige aufstoßen. So hat es mir besonders merkwürdig geschienen, daß man in der Gegend um Marburg mehrere wie Zuckerhüte spitz zu laufende, aber von der übrigen Gebirgskette ganz abgesonderte Hügel antrift — Eine andre Bemerkung, die hieher gehört, betrift die Farbe und das Aeussere der Thiere. Man hat schon viel über die Entstehung der erstern gesagt; aber soviel ich weiß, ist noch niemand darauf gefallen, mehrere solcher Länder, wo die Thiere von einer besonders ausgezeichneten Farbe sind, zu vergleichen; und es giebt doch Länder und Provinzen, deren Thiere

ihre ganz eigenthümliche Farbe haben. So ist in Pohlen und Ungarn das Rindvieh meistens weiß grau, in Cassuben aber vielmehr rothgelb; in Holland prädominirt die ganz weiße und ganz schwarze Farbe, oder das Vieh ist schwarz und weiß gefleckt und gesprenkelt. Aber am auffallendsten war mir, daß im Schweizer-Canton Freyburg, soweit ich darin gewesen bin, alle zahme Thiere ohne Unterschied, Pferde, Ochsen, Schafe und Schweine, an den Füßen und unter dem Bauch ganz schwarz und zottig, und oben fahlbraun waren. Ich habe hievon gar keine Ausnahme gesehen. — Noch will ich bemerken, daß die Thiere in Ungarn viel härtere Haare zu haben schienen als gewöhnlich; die Schafe waren sträubig, die Schweine zottig; und die Ochsen hatten mehr Borsten als Haare; auch hatten diese letztern sehr gewundene kurze starke Hörner.

Aus der philosophischen Kunsthistorie will ich nur das anführen, daß man in dem Vaterlande der Künstler noch immer die Menschen wieder findet, die man aus ihren Gemälden kennt. So sind die schmalen Dürerschen Gesichter noch immer in Franken und Baiern; und Rubens Mädchen mit dem schönen weißen Teint, mit den grossen blauen Augen, mit dem vollen überflüssigen Fleische, mit den Physiognomien, die Empfänglichkeit für alles Gute, nur keine Erhabenheit zeigen, wallen noch immer in; und um Antwerpen,

(Diese

(Diese Arten von Schönheit findet man fast ganz in Bremen wieder. Die holländischen Weiber aber sind sehr selten schön; wenigstens ist ihr Teint noch fader weiß und ihr Fleisch noch ungleich weniger fest und zerfließt fast) — Dieser Beobachtung zufolge musten Johann von Eyk und seine Zeitgenossen mit solchen schmalen hohen Stirnen und langgezogenen Gesichtern umgeben seyn, als sie uns in ihren Gemälden hinterlassen haben; und eben das ist mir sehr wahrscheinlich. Gesichter dieser Art nennt Lavater Schwärmerphysiognomien, und wirklich haben fast alle Schwärmer diesen Charakter. Daß nun in dem Zeitalter jener Männer fromme Schwärmerey und Bigotterie noch ungleich häuffiger und ausgebreiteter gewesen sey als jezt, daß wenigstens gerade die Leute dieser Art am meisten geehrt, und für Heilige gehalten wurden, ist wohl ausser Zweifel, und daß folglich die Mahler der Zeiten zu ihren besten Köpfen, zu den heiligsten Personen solcher Gemälde eben diese bewunderten Männer und Weiber nahmen, ist wenigstens sehr wahrscheinlich.

Hier haben Sie das wichtigste von meinen Bemerkungen zu den beiden im letzten Briefe genannten Wissenschaften — Sie sagten mir aber daß Sie sich Bereicherungen dieser Wissenschaften durch Reisen wohl denken könnten, aber nicht anderer. — Also nicht der Geographie? nicht der Statistik? — Doch vielleicht

 wollen

wollen Sie solche, die nur durch Vergleichungen mehrerer Länder und Oerter gewinnen könnten? — Aber hier hätte Ihnen einfallen sollen, daß der Technolog Maschinen, der Oeconom Kunstgriffe beym Landbau, der Policeykenner allerhand Anstalten, u. s. w. vergleichen könne? Doch weil ich Ihnen noch einige Exempel anführen soll, so sey es aus einem solchen Zweige der menschlichen Kenntniß, der mehr zur Grundlage philosophischer Speculation diente. — Wie wichtig sind die Bemerkungen, die der Staatsmann durch Vergleichung über den Einfluß verschiedener Regierungsformen und verschiedener Regierungsanstalten auf den Geist der Nation, oder die der Menschenkenner überhaupt über die Mannigfaltigkeit mehrerer Nationen in Absicht auf Charakter machen kann? — Der erste wird finden, daß nur in Republiken, wo jeder sich als einen Theil des Staats und der Regierung fühlt, public spirit und Patriotismus möglich ist, und gefunden wird; daß jenes heftige theilnehmende Räsonniren über Staatsverwaltung nur beym Engländer, welcher Leute, die er wählte, im Unterhause sitzen sieht, und daher über ihre Handlungen richtet, sich finde; daß hingegen der Franzose bey seiner untheilnehmenden Entfernung von allen Staatsgeschäften nur sehr kalt über diese räsonniren kann, und also sehr natürlich an einem Mariage de Figaro viel wärmern Antheil nimmt u. s. w. — Das Feld des leztern ist noch grösser. Doch warum unterscheide ich den Menschen-

schenkenner von Staatsmann? Wenigstens sollte der Staatsmann nie ohne tiefe Menschenkenntniß seyn. Denn ausser jener Art, die im Geschäftsleben so wichtig ist, die man sich durch practische Beobachtung und auf Reisen sehr leicht erwirbt, muß es just eine der vorzüglichsten Bestrebungen eines Staatsmanns seyn, den Geist der Nationen, auch unabhängig von dem Einflusse, den Regierung auf ihn hat, zu erforschen und zu vergleichen. — Er wird hier sonderbar auffallende Verschiedenheiten in Menge bemerken. Hieher die Verschiedenheit der Industrie des weiblichen Geschlechtes. In den meisten Ländern ist sie blos auf die innere Verwaltung des Hauswesens und auf die Erhaltung des erworbenen eingeschränkt; in andern auf den wirklichen Erwerb ausgedehnt; und hier theilt sie wieder bald alle groben Arten von Arbeiten mit dem männlichen Geschlechte. So arbeiten in Hessen beyde Geschlechter an den Chausseen (ob das immer ist, oder nur während des amerikanischen Kriegs aus Volksmangel geschah, weiß ich nicht.) Bald aber hat das schwächere Geschlecht sich nur leichtere und feinere Arbeiten vorbehalten: so arbeiten sie in Frankreich und den Niederlanden nur Spitzen- und Putzwaaren zum Verkauf, und verkaufen sie alle selbst, wie hier überhaupt die meisten Läden von Weibern besorgt werden. — Bey Vorfallenheiten, die die ganze Nation angehen, kann man trefliche Bemerkungen über ihren Charakter machen. Ich hatte das Glück eine sehr artige Vergleichung

chung über das Betragen zweyer ziemlich verschiedener Nationen bey einem sehr ähnlichen Vorfalle anzustellen — Ich war in Holland, als die Nachricht von la Grasse's Niederlage daselbst erscholl, und als ich in Paris war, zertrümmerte Elliot die schwimmenden Batterien. — Die erste Nachricht, die vom zuerstgenannten Unglücksfall nach Amsterdam kam, wollte niemand glauben: wie sollte denn auch der Mann, von dem sich die Holländer soviel Schutz für St. Eustache und ihre andern Besitzungen versprochen hatten, sich haben schlagen lassen? Das war wider ihre Wünsche, und folglich auch wider ihre Hoffnungen. Man bot Wetten an daß es nicht wahr sey, aber es kam keine zu Stande; man wandte sich weg und seufzte; denn es konnte ja doch wahr seyn, und da war dieser oder jener Verlust im Handel, der Fall von Actien u. s. w. nahe. Je mehr sich die Nachricht bestätigte, je stärker ward das Seufzen, und nun häuften sich Verwünschungen gegen la Grasse, so schrecklich sie nur der gekränkte Kaufmannsgeist herausbringen konnte. — Ganz anders war es in Paris. Eines Abends war der Courier mit der Nachricht gekommen; und die Nachricht war wie ein Lauffeuer durch Paris verbreitet. Nur ich hatte nichts gehört, weil ich in kein Caffehaus gekommen war. Den Morgen besuchte mich einer meiner französischen Bekannten; Eh bien, que dites-vous de la nouvelle? — De quelle nouvelle? — Comment Vous n'en sauriez rien? Tu solus in Israel?

Und

Und nun erzählte er alles, was er nur wuste, voll inniger Freude, daß er doch noch einen gefunden hatte, dem er sie wieder erzählen konnte. Dann schleppte er mich ins Caffé de Foy im Palais royal, um noch mehreres zu hören, und wirklich sprach das ganze Caffé, das sehr voll war, von nichts anderm. Hier erklärte einer die ganze Vorfallenheit aus geographischen Kenntnissen, dort ein anderer aus militärischen und pyrotechnischen; wieder ein andrer wollte diesen oder jenen genauern Umstand wissen; dann kam einer „so eben von der Gemahlin des Duc de Crillon, die „von diesem General einen Brief erhalten, worin er „schreibe, daß sich Gibraltar höchstens nur noch acht „Tage halten könne u. s. w." — Man sah keinem ein Mitgefühl an dem Unglück des Vaterlandes an, dies brach höchstens nur in einem leichten Seufzer aus; aber wohl freuten sich alle, nun Stoff zum Reden erhalten zu haben, und ihre Kenntnisse oder geheime wahre oder falsche Nachrichten mittheilen zu können.

Es giebt noch eine andre Art von Menschen-Beobachtung, die der Staatsmann nicht eben eigentlich suchen darf; nämlich die, welche speculativisch in die Ursachen der Verschiedenheit des National-Charakters eindringt, oder sich mit der vollständigen deutlichen Schilderung desselben abgiebt. Ein Studium, das eben so angenehm und interessant als wichtig für die Menschheit ist! Und an einen Reisenden, der sich

 dieses

dieses zum Zweck genommen hätte, möchte ich gern die Bitte wagen, ein vollständiges und, so viel möglich, ganz ausgezeichnetes Bild von dem Charakter einer der sonderbarsten Nationen zu entwerfen, die sich noch zum Theil getreu bleibt, aber deren Umbildung nahe ist, da Revolutionen von innen und aussen ihrer Staatsverfassung, und Luxus, der desto weiter getrieben wird je reicher ihre Privatleute sind, ihren Sitten einen Umsturz drohen. Ich meyne die Holländer: gewiß eins der merkwürdigsten Völker! Man mag in ihr Land kommen, von welcher Seite man will; so findet man immer die auffallendsten Besonderheiten und Verschiedenheiten von allen sie umgebenden Ländern. Kein Volk hätte Montesquieu's Hypothese von dem allmächtigen Einflusse des Klima's auf eine Nation so bestätigen können, als sie; denn wirklich sind alle ihre Einrichtungen entweder Folge des Klima's oder ihres Handels-Geistes. — So ist das feuchte und schwere Klima Ursach ihrer Reinlichkeit, vieler Besonderheiten in ihrer Bauart, und mancher Züge ihres Charakters. — Es zwang sie ihrer Gesundheit wegen sich reinlich zu halten, und um Fäulnis zu vermeiden diese Mühe der Reinlichkeit an ihre Sachen zu wenden. Dadurch gewannen sie Geschmack daran, und wandten nun dieselbe auf solche Sachen und auf eine solche Art an, wo sie Ausländern oft von einer lächerlichen Seite auffällt. So ist ein ächtholländisches Frauenzimmer in ihrer Klei-

Kleidung so höchst reinlich, daß man sich ihr nicht zu nahen wagt. Alle ihre Wäsche, besonders Hauben und Schürze, ist so steif von Stärke, daß sie weit von dem Körper abstehen, und eine Art Vorwerke ausmachen. Die Qvispeldorchen sind schon oft belacht worden. Sie tragen aber diese Reinlichkeit mehr zum Schein als daß sie immer den wahren zweckmäßigen Nutzen daraus zögen. Oft habe ich auf den sogenannten Tabletten Porcellain gesehen auf dem kein Stäubchen lag, und das welches man zum gewöhnlichen Gebrauche hatte, contrastirte doch sehr damit. — So erlaubt die Feuchtigkeit ihres Klima's auch nicht, Estrich zwischen die Fuß-Böden der Zimmer zu legen; sondern die Dielen liegen gleich auf den Balken; daher man in einem obern Zimmer sehr genau das Gespräche im untern Zimmer verstehen kann. — Um dieser Feuchtigkeit und der daraus entstehenden Fäulnis besser Trotz zu bieten, wird auch alles Holzwerk, das der Luft ausgesetzt ist, mit Oelfarbe angemahlt; aber das hat den Geschmack an harten Farben, die freylich der Luft um so besser widerstehen, aber auch oft zu abgeschmackt auf einander gesetzt sind, sehr befördert. — Aus dieser Schwere des Klima's entstehet endlich auch zum größten Theil jene Bedachtsamkeit bey allen Handlungen, jene bekannte Kaltblütigkeit, jene noch bekanntere Grobheit und andere Züge im Charakter der Holländer — Eine zweyte Quelle vieler Holländischen Sitten ist der Handel, den die

Lage

Lage ihres Landes in jedem Betracht so sehr begünstigt, daß viele Holländer es als eine Unmöglichkeit ansehen, daß derselbe aus ihren Händen kommen könne. Diesem werden bekanntlich, und mit Recht, der Holländische Geiz, die Holländische Redlichkeit, ihre Treue in Haltung des gegebenen Wortes u. s. w. zugeschrieben. Dieser hat auch der Nation einen solchen Handelsgeist eingeflößt, daß ich glaube, gewisser Arten von Spekulationen, die so eigentlich blos auf Eigennutz hinauslaufen, ist keine andre Nation fähig. So möchte schwerlich in einer andern Nation ein Clifford gedeihen, der in Europa, und selbst in Indien, allen Salpeter aufkaufte, um sich durch dies erzwungene Monopol einen ansehnlichen Vortheil zu verschaffen, welches ihm aber misglückte; es sey denn in den Städten von der Küste von Holland an nach der Ostsee zu, und längs derselben hin, wie denn auch wirklich einmal in Bremen ein Kaufmann eine ähnliche Speculation mit Thran gemacht hat. — Wichtiger aber, obgleich weniger bemerkt, scheint der Einfluß, welchen Handelsgeist und daraus entstandene Handelspolitik auf ihre Gesetzgebung gehabt hat. Nur etwas davon. Die hohen Gedanken von der Freyheit der Handlung, ohne die sie schlechterdings nicht bestehen könne, hat gemacht, daß man den Contracten aller Art fast keine Regeln gesetzt hat, die nicht aus ihrer Natur fließen. Die einzige Ausnahme davon möchte seyn, wenn etwan noch das römische in Holland vorzüglich

züglich heilig gehaltene Gesetzbuch arbiträre Bestimmungen eingeführt hätte. Aber von Polizeyverodnungen, die jezt in allen Ländern fast gewöhnlich sind, und die zur Bequemlichkeit der Reisenden u. a. Personen gewisse Preise festsetzen, damit sie des lästigen unaufhörlichen Contrahirens in kleinen Geschäften überhoben sind, z. E. Taxen für Gastwirthe u. d. gl. ist in Holland wenig zu finden. So ist auch, welches neulich als eine große Besonderheit von Berlin *) angeführt ward, in Holland, Utrecht, Oberyssel, wie in Flandern und Brabant die Parömie: Kauf geht vor Miethe, nicht gesetzlich geworden, sondern vielmehr ist hier verordnet, dat Huer voor Koop gaat. **) — Diese wenige Züge mögen genug seyn, um Ihnen zu beweisen, daß ein Tableau de la Hollande, das jeder Sitte bis auf ihre erste Quelle nachspürte, ein sehr interessantes Buch werden könnte. Vielleicht werden Sie sagen, daß die mehresten dieser Bemerkungen gewissermaßen auch zur Historie gehören? Wie Sie wollen! Je mehr wir jede Wissenschaft vervollkommen; je besser wir den wahren Nutzen einer jeden und das wichtige Verhältnis aller einsehen lernen; desto mehr bemerken wir auch wie jede der andern die Hand reicht, wie unrecht es ist eine auf Kosten

*) S. die Briefe über Berlin von einem Fremden in der Berliner Monatsschrift.

**) Wer davon mehr unterrichtet seyn will, sehe J. Voet. commentar. ad pandect. tit. locat. conduct. n. 1. 17.

Kosten der andern zu erheben, und wie unmöglich es ist, von einem Theile rechten nüzlichen Gebrauch zu machen, ohne das ganze Gebiet der Wissenschaften zu übersehen; und desto weniger werden wir ängstlich um Grenzen der Wissenschaften streiten. So habe ich dann, Ihrem Verlangen gemäß, Ihnen noch mehrere Beweise aus andern Wissenschaften für den Nutzen des Reisens gegeben. Wenn Sie das nicht überzeugt, wenn Sie eine ganz vollständige Induction verlangen; so gebe ich alle Hofnung auf, Ihnen je eine andre Meynung beyzubringen. —

5—d.

II.

Situazion*)

des Sehers Aliba bey Zoroasters Grabe.

(Ein Versuch über die Unsterblichkeit der Seele.)

Vorbericht des Herausgebers.

Dieses Gedicht erscheint hier als eine Probe der Philosophischen Gedichte oder Situazionen des Hrn. Friederich, welche unsre Leser im Anzeiger dieses Monats

*) Wem die Benennung dieser Dichtart nicht gefällt, der wird mich verbinden, wenn er mir eine eben so passende teutsche dafür giebt. d. Verf.

nats auf Pränumeration angekündigt finden, und ist (wenn ich nicht irre) sehr geschickt von der ganzen Sammlung eine vortheilhafte Erwartung zu erwecken. Was den Nahmen Situazionen betrift, so kann ich es dem Verf. nicht verdenken, daß er eine gewissermaßen neue Gattung von Gedichten auch durch einen neuen Namen zu charakterisiren sucht. Denn wiewohl das, was er so nennt, nicht eigentlich eine besondere Dichtart ausmacht, so ist es doch eine besondere, und (wenigstens in unsrer Litteratur) neue Art von Lehrgedichten, welche eben dadurch interessanter und poetischer ist als das Lehrgedicht in der gewöhnlichen engern Bedeutung, weil sie aus einem Gewebe von Empfindungen und Betrachtungen besteht, die in einer gewissen Person durch eine ganz eigene individuelle Lage oder Situazion veranlaßt worden sind, und dadurch gerade diese Gestalt, diesen Ton, diese Farbe, kurz, in Materie und Form diese und keine andere individuelle Beschaffenheit erhalten haben. Man sieht aus der vorliegenden Probe, daß zu dieser Art von Gedichten zwey wesentliche Bestimmungen erfodert werden, der Charakter der Person, welche — und die Situazion, in welcher und durch welche diese Person — auf die Gedankenfolge geleitet wird, woraus das Gedicht besteht. Man sieht aber auch, daß die Benennung Situazionen für diese Art von philosophischen Gedichten zu weit ist: denn sie würde einer ganz andern Art von Gedichten, z. B. der Entwiklung

wiklung leidenschaftlicher Empfindungen und Gedankenfolgen, so wie sie durch eine gewisse Lage in einem gegebenen Charakter veranlaßt würden, eben so gut zukommen, als einer Folge philosophischer Betrachtungen: und ich weiß nicht, ob der Verfasser aus diesem Grunde nicht eben so wohl oder besser thäte, diese Gedichte Selbstgespräche zu nennen. Doch am Ende kommt es nicht auf den Namen, sondern auf die Sache selbst, nemlich auf die glückliche Ausführung einer gewiß an sich sehr glücklichen Idee, und also lediglich darauf an, wieviel der Dichter (neben allem übrigen was zu jedem schönen Gedichte wesentlich erfodert wird) Philosophischen Geist, Lebhaftigkeit der Imagination, Wärme des Herzens, Reichthum an Gedanken, kurz, wieviel Fähigkeit er habe, sich in die angenommene Person zu verwandeln und in die erwählte Situazion hineinzusetzen, um alle die Vortheile daraus zu ziehen, die nur für den darin liegen der sich ihrer zu bemächtigen weiß. Denn daran ist kein Zweifel, daß diese Art von Lehrgedichten eine sehr glückliche Erfindung ist, um interessanten Materien aus der Philosophie des Lebens den Reiz der Neuheit und eine Beleuchtung, Wärme und Lebendigkeit zu geben, wodurch der Verstand, die Einbildungskraft und das Herz des Lesers zugleich auf eine sehr angenehme Art ins Spiel gesetzt, gerührt und unterhalten wird.

* * *

Ist dies das Grab des Forschers, dessen Geist,
zu früh für uns, aus seiner Hülle wich?
Der Wahrheit suchte, Wahrheit fand, doch uns
von der Gefundnen — nur den Schleier wies?
Der ihrer Laute leisesten vernahm,
doch bald, mit dem ihm anvertrauten Worte,
hinüberschwand zum Urquell alles Lichts,
und uns, im Hayn der Unvollendung hier,
zurück im Kampf mit Glaub' und Zweifel ließ? —

Der Wahrheit Schleier nur! Den sah ich oft,
sie selber aber nie. Besorgtest Du,
o Zoroaster, ihrer Stirne Glanz
möcht' unser Dämmerung gewohntes Auge
nur blenden? — unser Geist, der gern noch weilt
bey Schilderei'n der Fantasie, gern den
ätherischen, farblosen, wahren Umriß,
den von den Dingen der Verstand ihm beut,
sogleich der holdern Farbentäuscherin
bunt auszumalen, zu verkörpern, giebt —
der möchte das verborgne, hohe Wort,
in ernster Schöpfungsfeyer dir vertraut,

so rein und wahr nicht fassen als er muß
um es durch Misverstand nicht zu entweihn?

Ha, wäre dies, warum reicht die Begier
des Geistes weiter als sein Fassungskreis?
Warum ist sein Bedürfnis stärker stets
als seine Kraft? — Vielleicht, um das Gefühl
von ungebrauchter Kraft in ihm zu wecken,
auf weitre Selbstentwicklung aufmerksam
und durstiger ihn stets nach edlerem
Genuß zu machen, weil er, träge, sonst
die Schwinge sinken ließ', und nimmermehr
das ferne Ziel erflöge? — Gut! dann ist
Bedürfnis nur des trägen Geistes Sporn,
der Federdruck, der alle Räder treibt,
nicht mehr Entbehrung, nein! Bewustseyn nur
von ungeübter Kraft.

Wie aber, wenn
die Hoffnung edleren Genusses und
vollkommner Kraftentwicklung nun mit uns
im Grab entschliefe? Ist dies Streben dann
auch Wohlthat noch für den beseelten Staub? —

(Nach

(Nach einigem Nachdenken.)

Ein mächtger Zweifel! — Denn wer bürgt mir, daß
dies Grab, das Zoroaster's Staub umschließt,
nicht auch auf ewig seinen Geist verschlang?
Wer bürget mir, ob nicht die edle Kraft,
die jetzo Seyn und Nichtseyn in mir denkt,
dann, wann sich ihr Organ in Moder lös't,
gleich ihm verweht, wie mit dem Instrument,
das in den Händen des Tonkünstlers bricht,
zugleich auch stirbt die schöne Melodie? —

Ha! schauriger weht itzt um mich die Luft,
und dreymal finstrer schwärzt sich mir die Nacht;
mein Geist starrt sinnlos den Gedanken an:
„Auch du vergehst, wenn die Maschine sinkt!„

(Nach einer kurzen Pause, mit Entschlossenheit.)
Doch — bleib, Gedank! So furchtbar du auch bist,
ich faß dich muthig bey der dunkeln Schwinge,
und du entfleugst mir nicht, bis ich es weiß
ob du mir Wahrheit kündest, oder lügst! —

Hüll deinen Mantel denn, o Mitternacht,
geheimnisreich und graunvoll, wie das Grab,

um meine Stirn! Hier will ich, stillen Ernsts,
von Unverstand und Vorwitz unbelauscht,
an Zoroasters Hügel ruhn; umseufzt
vom Flüstern der geweihten Palmen, die,
im bleichen Mondglanz, dreyfach ihn beschatten,
kühn meinen Blick auf die Verwesung heften
und, bald auf Schwingen hoher Ahnungen
der Gegenwart enteilen, bald, gefesselt
vom Zauber eines weisen Traums, die Nacht,
die auf der Zukunft ruht, mir schwinden sehn. —

Und du, wenn anders du noch bist, und Theil
am Schiksal deiner Jünger nimmst, die hier
im düstern Thal oft deine Leitung missen —
Geist Zoroasters! ach, umschwebe du
mit leisem Fittig mich, und streue mir
vom Sternenkranz, der deine Schläfe schmückt,
nur Einen schwachen Stral jezt auf den Pfad,
auf dem mein Geist die Spur der Wahrheit sucht!
(Er senkt forschend den Blick auf das Grab.)

Wie? keimt vielleicht in der Verwesung Schoos
noch Hoffnung? Blüht vielleicht Unsterblichkeit
aus diesem modernden Gebein einst auf,

wie aus dem Samenkorn, das jezt verwes't,
der Keim der künftgen Aernte still entsproßt?
Das ist die Frage! — Wer? wer lös't sie mir?

Ich blicke um mich her in deinem Reich,
Natur! und jedes Wesen predigt mir
Vergänglichkeit. Die Rose knospet, streut
Duft um sich her, und stirbt. Die Nachtigall,
die gestern noch die süße Schwermuth mir
in's Herz sang, liegt heut stumm und leblos da.
Der blütenvolle Baum, den sie bewohnt,
deß Frucht und Schatten mich so oft gelabt,
verdorrt, verwittert; und der träge Wurm,
der, wie der Kummer an dem Herzen des
Verlaßnen, tückisch und verrätherisch
an seinen Wurzeln nagte, wird zu Staub.
An meiner Seite sinkt der Freund; das Roth
der Jugendkraft erblaßt auf seiner Wange;
des Auges Glut verlischt; sein Odem bebt;
noch einmal zuckt sein Puls — — er ist nicht mehr!

Wie? Er auch wird Genoß des Schicksals, das
nur erst den Wurm, den Baum, die Nachtigall

und Rose traf? — Weh ihm! was half ihm dann
Vernunft, Besonnenheit, und jenes Streben
nach immer höherer Vollkommenheit?
Was half der Funke, der im Aug' ihm flammte,
wenn ich von Weisheit, Schönheit, Stärk' ihm sprach?
Nichts, als nur über allen Ausdruck ihn
elender noch zu machen, als den Wurm! —

(Mit dem sichern, mutigen Tone des kalten Forschers.)

Doch weiter einen Schritt in dem so dicht
verflochtnem Labirint! — Und jene Kraft,
die in der Rose duftet', in Bardalen
das schmelzende Entzücken sang, im Wurm
die Wurzel nagte, und den Baum im Lenz
mit Blüten kleidete, im Sommer ihn,
von süßen Früchten schwer, zur Erde zog,
und, unter Schnee und Frost, sein kahles Haupt
noch wärmte, daß, bey Lenzes Wiederkehr,
es sich, verjüngt, erhob mit grünen Locken —
die unnennbare Kraft, die in dem Blick
des Freundes mir, wenn ich von Tugend, von
Natur und Schönheit sprach, voll Sympathie
und Freude Beyfall winkte, sagt! wo ist,

wo schwand sie hin? Hört eine solche Kraft
auf, gleich dem Schall, wenn die Bewegung stirbt? —

Aufhören zwar der Form bemerk' ich überall,
doch nicht der Kraft, die immer wirkt und strebt,
die hier zerstört, und dort von neuem formt.

Der Blitz entfleugt dem vollen Busen der
zerrißnen Wolk', und spaltet hier den Fels,
der, himmelan, den trozgen Nacken streckt.
Dort kämpft das Wasser mit dem Feuer, und
zerstiebt in Dunst. Der Erde Eingeweid
zersprengt die Luft. Und den Vulkan verschlingt
des Meeres Rachen. Dies wird von der Wut
des unterirdschen Feuers wild verzehrt,
daß bald es kocht in fürchterlichen Strudeln,
bald weicht zurück von dem vertrauten Ufer,
und nun der Erde nackte Ribben zeigt,
die Unglück oft dem Steuermann gedroht.
Dort steigt ein neuer Erdtheil aus der Flut:
Indessen hier ein halbes Reich versinkt,
und Millionen Menschen mit sich raft;
leicht über seinen Rücken tanzet dann

ein schönbeflügelt Schiff, oft seufzet auch
der spiegelhelle Pflugschar über ihm.
Der Fruchtbaum dorrt. Aus seinem Samenkern
sprießt nächsten Lenz ein neuer auf. Der Greis,
der zitternd an dem Stabe schleicht, sinkt hin:
indeß entwindet seiner Tochter Schoos
sich der gewünschte Enkel. — Ueberall
erblick' ich Kampf des Todes mit dem Leben!
Zerstörung — Schöpfung; Auflösung der Form —
Entwicklung neuer Lebenskeime seh
ich rings um mich! Doch gänzlich Nichtseyn nicht.

Und Nichtseyn . . . ist es wohl gedenkbar dem
vernünftgen Geiste? — Nichtseyn! Ist es nicht
noch unbegreiflicher, als Wirken, Seyn?
Und Tod der Kraft nicht mehr ein Wunder, als
ihr unbegränztes Leben? — Zweifler, sprich!
Wie? wenn der Tod, da er nicht Nichtseyn ist,
da diese große Masse, die bald aufgelöst't,
bald neugeformt wird, sich nicht denken läßt
als nicht vorhanden — wie? wenn nur der Tod
der Vater wär des Tausendförmigen
und immer neuen Lebens? — Wie? wenn er

nur wär die allgemeine Kraft, die durch
die weite Schöpfung lebt, die Formen stets
zerstöret, und aus der Zerstörung selbst
bald wieder neue bildet? —
Wenn das ist;
(und die Natur rings ruft mir zu: es ist!)
wer sagt mir, ob sie auch vollkommnere
und schönre Formen immer bildet? Ob
sie, stufenweise, jedes Wesen, von
dem Sandkorn bis zu dem vernünftgen Geist,
zur möglichen Vollendung führt? Und ob,
wenn dies zerbrechliche Gewand dereinst
von meinem Geiste fällt, ich höher dann
um eine Staffel, auf der Wesen Leiter,
zur Gottheit rücke? Oder ob vielleicht,
ein loses Spiel des Zufalls und der Laun',
ich in der Reb' jezt weine, dann im Könige
unschuldig Blut vergieße; bald im Hunde
das Reh verfolge, bald im Schierlingskraut
den Unerfahrenen vergifte; nun,
als Raup', einspinne mich zum Winterschlaf
und mit dem Lenz erwach', als Schmetterling,
der um die Distel, wie um Rosen, buhlt? —

In jenem Fall ist Ordnung, Weisheit, Zweck:
In diesem herrscht die blinde Unvernunft.
Und in dem Gange der Natur, wo ist
da Unvernunft? Stralt Ordnung, Weisheit, Zweck
nicht auch aus ihren kleinsten Wirkungen? —

Und wenn, wie doch der Weisen viele glauben,
(Ach! müssen denn die Weisen selbst — nur glauben,
nicht wissen? — O! wieviel muß dann nicht der
erst glauben, welcher Alles glaubt zu wissen!)
und wenn des Hundes Seel' in Newtons Körper
den Mond nicht würd' anbellen, und der Weise
auch in des Mondanbellers Körper nicht
des Mondes Lauf, den Schwung der Erd' und das
allmächtige Gesetz der Schwerkraft, kühn
berechnen; muß ich dann nicht glauben, daß
des Weisen Seel' ein höher Wesen sey
als die des Hundes, wenn auch dessen Sinne
sonst feiner wären? —

Aber folgt nicht auch
aus dieser Meynung, daß des Weisen Geist
der Einschränkung, wie der Erweiterung
empfänglich ist? Und widerspricht nicht hier

mein

mein inneres Gefühl, das ungeduldig
nach einem immer weitern Wirkungskreis
und gränzenloserem Genusse strebt?

— Ich wag' es nicht, den Widerspruch zu lösen.
Ich denk', und staun', und bleib mir selbst ein Räthsel —

(Er schweigt. Sein Blick irrt unruhig umher. Endlich erholt er sich wieder, kehrt in sich selbst zurück, und fährt mit steigendem Ungestüm und fester Beharrlichkeit fort.)

Allein, was ist es denn, dies Wesen, das
in mir bewust sich ist; bald denkt und träumt,
bald der Begierde folgt, und bald sie zähmt;
Gedanken prüft, izt zweifelt, und dann glaubt? —
Was ist es denn, dies geistge Wesen, das
izt über sich selbst zu vernünfteln wagt,
sich selber schaut, und dennoch nicht begreift; —

Ist es vielleicht nur Triebwerk einer Uhr,
wodurch harmonisch alle Räder hin
zu Einem Zwecke wirken, gleiches Stofs
mit ihr und gleicher Dauer? Oder ist
es etwan eine Harmonie, die sanft

dem

dem Saitenspiel entströmt, und, springet dies,
sich in des Undings ewger Nacht verliert?
Wirkt es, vom Körper abgesondert, oder eins
mit ihm? — Ist es nur eine einzge Kraft?
die Tochter der Bewegung? die Bewegung selbst? —

Was es auch immer sey, ich weis es nicht!
Nur das weis ich: daß ich so wenig dies
als jenes fassen, mir erklären, bis
zum Anschaun bringen kann. Wer lehrt es mich?
Weis es denn keiner meiner Brüder, was
dies Wesen in mir ist, wie und wie lang
es wirket? Keiner? Auch der Weisesten
nicht Einer? — Ach! sie senkten alle, die
ich je drum fragte, stumm den Blick zur Erde! —

Gesezt, ich wähne, dieses Wesen sey
die Wirkung blos von Druck und Stoß: wovon
ist dieser Druck und Stoß denn selbst die Wirkung? —

Halt ein den Schritt hier, stolzer Forscher! Sieh
das Nonplusultra deines Wissens hier,
und fühle deine Ohnmacht, still beschämt,

und

und schweig und glaube! — Denn wo ist, wie heißt
die Linie, die zwischen Glauben und
Unglauben liegt, und uns schnurgrade zur
Beruhigung, am Arm der Wahrheit, führt?

Ist es die so gepriesne ἐποχή
des Pyrrho und Arcesilas? *) — Ihr gleicht
der Esel Buridans auf fetter Au',
der, starrend, unentschieden, dasteht und
nicht weiß auf welcher Seit' er weiden soll.

Nein! Eines wählen muß der Denkende.
Er wähl' Unglauben oder Glauben. Beyde
sind seiner würdig. Nur der Aberglaub'
ist stets ein Brandmal an der Menschheit Stirn.

Was mich betrift; ich wähle Glauben, da
Unglauben mich der Wahrheit goldnem Ziel
nicht näher führen kann, nein! weiter nur
davon entfernt, und meinem irren Blick

jede

*) Sceptiker, die zuerst den Ton angaben, aus der Trüglichkeit des Erkenntnisses die Unbegreiflichkeit der Dinge zu erweisen, und deren Schiboleth eine völlige Unentschiedenheit (ἐποχή) war.

jedwede schöne Aussicht in die Zukunft,
worauf er hoffend weilen möcht', entrückt. —

Ich wähle Glauben; doch den blinden nicht,
der, mit verbundnen Augen, sklavisch sich
von Irrthum, List und Herrschsucht leiten läßt;
nein! den, der sich an der Wahrscheinlichkeit
trostvollen Busen schmiegt, da seinem Arm
die schönere Gewißheit, hier im Thal
des Zweifels und des Irrthums, spröd' entflieht. —

Gesetzt nun, dieser Glaube wäre nur
ein süsser Wahn, o! was verlier ich denn? —
Ist solch ein Wahn, der mich so glücklich macht,
mich so veredelt, um so manchen Schmerz
und manche Furcht mein Leben freundlich täuscht,
der mir im Leiden Muth zuwinket, und
im Glück mein Herz so sanft erhebt; der mir
die grauenvolle Zukunft schön enthüllt,
durch stille Hofnung meinen Geist entzückt,
und Tugend ihm, und Schönheit, Weisheit, Stärke
so liebenswürdig macht — ist solch ein Wahn
denn, nicht des Weisesten der Menschen würdig?

Nicht

Nicht seiner würdiger als düstrer Zweifel,
der ewig ihn auf ungestümem Meer
von Klipp' an Klippe wirft, im Wirbel ihn
durch stralenlose Nächte treibt umher,
bis er zulezt, ermattet, odemlos,
mit einem tiefen, dumpfen Seufzer, sich
selbst in den hofnungslosen Abgrund stürzt? —

Wahn oder nicht! Ich glaube, daß mein Geist,
aus der Verwesung Hülle, sich zum Quell
des Lichts im Aufgang schwingt, daß diesen Funken,
der hier schon in mir flammet himmelan,
dereinst Unsterblichkeit anfachen wird.

Ha! könnte wohl die unerforschliche,
in ihrer Thätigkeit so unbegränzte,
vernünftge Urkraft, die in mir sich regt,
vergänglich seyn? — Fürwahr! das kann sie nicht.
Sonst ist dies ganze Schauspiel der Natur,
das, Tag und Nacht, den Weisen so begeistert,
nichts weiter, als — Schein, Possenspiel, Betrug.

Sie, die mit jedem Grade der Erkenntnis
nach höh'rer Einsicht geizt — unendlich sich

in

in ihrer Fülle fühlt, Empfänglichkeit
für jede Art von Lust und Unlust hat,
im Wirklichen das Mögliche erkennt,
Wahrscheinlichkeit von der Gewißheit trennt,
die der Bedürfnisse sich tausend schaft,
sie bald befriedigt und auf neue sinnt;
die, sehnsuchtsvoll, der Wahrheit Spur verfolgt,
und Gutes, Böses, Recht und Unrecht wägt;
die dem Gefühl die Sprache gab, der Zeit
die Zunge, und der Finsterniß ein Auge;
die jeder Art und Gattung giebt ihr Fach,
durch des Verstandes Ueberlegenheit
sich jedes Wesen unterwirft, den Stein
belebt, bald in der Erde Schoos, bald hoch
am sternbesä'ten Firmament, und bald
im Meeres Schlunde die Geheimnisse
der bildenden Natur entzückt belauscht,
und gern ihr herrlich unabsehbar Reich
mit Einem Blicke kühn umfassen möchte;
die hier aus Wüsten Paradiese schaft,
dort Felsen Fruchtbarkeit abzwinget, da
dem Meer Gesetze giebt, und wilden Strömen
die Bahn vorzeichnet; die der Sonne Fern'

und Umkreis mißt, der Himmelskörper Lauf
auf's Nu berechnet, im Orion mehr
als zwanzig hundert Sterne zählt — die durch
die Kunst des Auges Sehkraft schöpfrisch sich
vervielfacht, izt zum fernen Sirius
hinauf auf ungemeßner Bahn sich schwingt,
dann hinterm Schleier eines Nebelsterns
ein neues Sonnenheer vermuthet, und
mit jedem Odemzug ein neues Wunder
sich löset die so stolz dem Blitz befiehlt;
sich schadlos in das ofne Grab zu senken;
die bald mit der Natur Allschöpferkraft
wetteifert auf Papier und Leinwand, bald
durch jene Allgewalt der Harmonie,
die sie dem unbeseelten Holz entlockt,
den Zorn entwafnet, der Verzweifelung
ein sanftes Lächeln stiehlt, und bald den Schmerz
in süsse Wollustthränen schmilzet die
der Pflanzen Bau und Werth, und Wirkung kennt,
durch deren Kraft das Leben in den Körper
zurückebannt, und auf des Kranken Wange
die Rosen der Genesung blühen macht;
die bey dem Namen Tugend, Weisheit, glüht,

durch edle That sich so verherrlicht fühlt,
der Freundschaft Glück, der Liebe Wonne kennt,
und ach! viel tausend hohe Wünsche nährt,
die diese Erd' ihr nicht gewähren kann;
die dann, im Fluge der Begeistrung, sich
der Gegenwart entreißt, und — Zukunft träumt;
und durch die Macht der regen Fantasie
sich neue Welten schaffend, hinterm Vorhang
des Erdenlebens ein noch beßres ahnet — —
Getrost, mein Herz! Solch eine höhre Kraft
kann nicht vergehen, wie des Windes Hauch!

Fürwahr! ich bin unsterblich. Das ruft mir
das Selbstgefühl mit lauter Stimme zu; —
das schließ' ich aus dem stufenweisen Gang,
den die Natur mit der Veredelung
all ihrer Kinder geht; — das lehret mich
des Todes Bild, der Schlaf, wo aus dem Arme
des Unbewustseyns meine Seel' erwacht
zur vollen Wirksamkeit; — Das zeugen mir
die selgen Ahnungen der Hoffnung, die
im Augenblick der Weihe mich umschweben;
das sagen mir die leisen Wünsche, die

dies Leben nicht befriediget, und das
rastlose Streben nach Vollendung, Licht
und Wahrheit, die ich hier so selten seh. —
Ich bin unsterblich! — Nein! der Erdball reicht
zum Endzweck einer solchen Kraft nicht hin,
die nach endloser freyer Wirkung ringt!

Zwar kenn ich nicht das Was und Wie von ihr.
Allein wovon weis dieses wohl der Mensch?
Genug, ich weis aus ihrer Wirkung, daß
sie ist. Ich weis, daß sie unendlicher
Anwendungen und Formen fähig ist. —

(Noch einmal überdenkt er den Gang seiner bisherigen Untersuchung, und ruft dann, voll ruhiger Freude, aus.)

Wohl mir! Wohl dem bescheidnen Weisen, der
hier seinem Forschergang die Gränze zieht,
und, wiederhallet manchmal noch ein Zweifel
in seiner Brust, den Blick nach Osten still
erhebt und denkt: „Der schöne Stern, der dort
im Aufgang flammt, ist nicht dem frühen Blick
des Erdewallers immer sichtbar. Oft
verhüllen Nebel ihn und Wolken dicht,

weissagend einen düstern langen Tag.
Wer neigt dann nicht den Blick zur Erd' und seufzt? —

Doch nicht der Weise! Nicht des schönen Sterns,
nur seines Strahls, Abwesenheit fühlt er.
Denn jenen lernt', in seinen Kreislauf er
berechnen; lernte längst, nach Stellung, Zeit,
und Dauer, seine Wiederkehr bestimmen;
indem er kühn, durch der Vergleichungskraft
lichtschnellen Adlerschwung, aus Gegenwart
ins Feld der Zukunft und Vergangenheit,
das Unbekannte nach Bekanntem maß.
Dann ruft er, birgt sich ihm der holde Stern,
mit freudiger Gewißheit aus: „O sieh!
dort hinterm Wolkenvorhang muß er stehn,
der Tagverkünder, obschon unser Aug'
izt nicht sein volles Stralenantlitz sieht! „

So mit der Wahrheit! — Sie, der schönste Stern,
der unserm Geiste leuchtet, ist hienieden
ach! allzuoft umwölkt. Aliba! Auf,
und lerne sie berechnen! — Blick' umher!
Gab darzu nicht der Uranfängliche
selbst,

selbst, hier im Vorhof seines Tempels schon,
die Data dir, und Winkelmaas und Zirkel? —
Auf denn! Berechne, führe sie zurück
auf jene heilge Einheit der Natur!
Dann, hüllt auch hier ein Wolkenschleier sie
dir oft noch ein, o! dann kannst du, geführt
durch Schlüsse aus den ewgen Grundgesetzen
des großen Schöpfungsplanes der Natur,
und durch der Ahnung stille Blicke in
die Zukunft, da, wo eines Zweiflers Auge
noch Unruh wälzet, liebevollen Ernsts
ihm deuten: „Hier ist Wahrheit! Sieh, hier weht
ihr Genius dir aus der Hüll' entgegen! „

Und endlich, sind von deinen Augen einst
die Nebel all gefallen, dann Aliba!
welch eine unaussprechlich seelge Aussicht!
Dann schauest du stets ohne Schleier sie
in ewgem Glanz, unsterblich selbst, wie sie.

Fridrich.

III.

Kleine Wanderungen durch Teutschland, in Briefen an den Doctor K*.

(Fortsetzung von S. 267. des T. M. März. 1785.)

Dreyzehnter Brief.

Berlin.

Der Weg von Potzdam bis Berlin ist mir nicht sauer geworden, lieber K. das macht, ich bin grösstentheils hergefahren. Von Berlin nach Potzdam und von Potzdam nach Berlin geht alle Tage ein bedeckter Wagen die Journaliere genannt, welche Briefe, Pakete, und Personen mitnimmt. Diese Anstalt ist nothwendig und nützlich, denn der Weg zwischen diesen beiden Städten wird von Reisenden nicht leer.

Mein Wirth in Potzdam rieth mir, mich dieser Gelegenheit zu bedienen; aber der Wagen ging erst um 12 Uhr ab, und so lange wollte ich nicht in Potzdam bleiben. Ich machte mich also zu Fusse auf den Weg, und beschloß, die Journaliere auf der halben Station zu erwarten.

Gegen Mittag traf ich in Zehlendorf, zwo kleine Meilen von Potzdam ein, und erwartete daselbst den Wagen. In dem Wirthshause fand ich verschiedene Neu-

Neujahrswünsche, und andere kleine Späße aus Peplier's Grammatik in französischer Sprache angeschlagen; es befremdete mich, in einer Dorfschenke französische Caraktere zu sehen, und befragte die Wirthin darüber. Sie versicherte mich, unter herzlicher Freude, das habe ihr kleiner Sohn geschrieben — o, er könne gut französisch! — Dies kann Ihnen beweisen, lieber K. wie gäng und gäbe die Französische Sprache in diesen Gegenden ist, und nun fand ich die Behauptung eines neuern Reisenden: daß in Berlin vom Schuhputzer bis zum Minister Alles Französisch verstehe — sehr wahrscheinlich.

Der Postillon nahm mich für ein Trinkgeld in den Wagen, und sezte mich vor den Thore von Berlin wohlbehalten ab.

Im Thore ward' ich eben so umständlich examinirt als in Potzdam, aber nicht unhöflich, wie man sichs wohl auswärts einzubilden pflegt.

Ueber einen freyen, rundum mit schönen Häusern besezten Platz, gelangte ich in eine Strasse, deren Ende ich kaum absehen konnte. Es war die Leipziger Strasse, eine der schönsten in Berlin. Sie ist breit und regelmäßig, und auf beyden Seiten mit guten, und zum Theil prächtigen Häusern besezt. Aber sie wird bey geringem Regen voller Koth, und hat für den Fußgänger noch die Unbequemlichkeit, daß

er nicht an den Häusern fortgehen kann, sondern im Fahrwege bleiben muß. Denn zu den Häusern laufen auf beyden Seiten Appareillen hinan, die bald höher bald niedriger sind, und ein ewiges Auf- und Abklettern verlangen.

Weil ich nicht Bescheid wußte, so sahe ich mich nach einem Wegweiser um. Ich erkundigte mich bey drey oder vier Vorübergehenden nach der W** Strasse. Zwey davon kannten sie nur den Namen nach, und zwey andere beschrieben sie mir. Aber sie überluden mich mit so viel rechts, links, gradeaus u. s. w. daß ich am Ende gerade soviel wußte als vorher, und nur bitten mußte: mir die nächste Strasse von denen zu zeigen, die ich zu paßiren hätte. Dies geschah denn; aber es hatte die Unbequemlichkeit, daß ich immer wieder von neuem fragen mußte.

Endlich riß mich ein Soldat aus aller Verlegenheit. Er kam höflichst zu mir, als ich eine alte Frau nach der W** Strasse fragte, und erboth sich mich hinzubringen. In dem Augenblick trat noch ein zweyter herzu. „Der Herr kann den Weg nicht finden? O, ich will ihn hinbringen, ich weiß gut bescheid.“ — Du, siehst ja, sagte der andere, daß ich ihn schon hinbringe! — I nu, sagte jener, es wird dem Herrn auf ein kleines Trinkgeld nicht ankommen. Er sieht doch meinen guten Willen! Und dabey ging er immer neben mir her. Um seiner loßzuwerden, gab ich ihm einen

einen Groschen, und er sprang davon. Der erste brachte mich zur W** Strasse, fragte die Wohnung meines ** aus, bat ich möchte ihm sonst noch etwas befehlen, er stehe gegen ein kleines Biergeld immer zu Dienste. Ob er meinen Rock auspochen, meine Stiefeln putzen, mich frisiren sollte? „Befehlen Sie nur, gnädiger Herr, befehlen Sie nur! ich bin flink und verstehe mich auf alles!“ — Kaum, daß ich den Kerl mit einem Stück Geld los werden konnte; seine Dienstfertigkeit wurde mir am Ende zur Last.

Sonst ist die Bereitwilligkeit dieser Leute für Fremde sehr bequem, und sie sind auch mit einer mäßigen Erkenntlichkeit zu frieden. Nur ist ihnen nicht immer zu trauen, und auf die Stube darf man sie gar nicht kommen lassen, weil ihnen gewöhnlich dies und das anzustehen pflegt.

Unser ** hatte mich schon seit 2 Tagen erwartet, und alles zu meinem Empfang und hiesigen Aufenthalt eingerichtet. Er grüßt sie freundlich.

Vierzehnter Brief.

Berlin.

Mit den ersten Sonnenstrahlen war ich aus dem Bette. ** folgte mir bald nach. Wir warfen unsre Ueberröcke um, und gingen nach dem Thiergarten,

um daselbst beym Hofjäger den Kaffe zu trinken. Ich wüßte Ihnen den Thiergarten nicht würdiger zu beschreiben als es N. im Sebaldus Nothanker gethan hat. Ein treflicher Spatziergang, lieber K., besonders des Morgens, wo einem die Mücken noch nicht beschwerlich fallen, welches bey Tage der Fall seyn soll.

Ich hätte nicht geglaubt, daß die Berliner so früh aufstehen könnten — wir fanden beym Hofjäger fast alle Lauben und Tische schon besezt. Eine Koppel Musikanten war auch schon in voller Arbeit begriffen; ich hätte aber lieber die Nachtigallen gehört.

Wir befanden uns jezt in einem kleinen artigen Garten, an welchen grüne Felder stiessen. An dem einen Ende ist eine kleine Einsideley, von aussen mit Baumrinden bedeckt und inwendig mit Muschelschalen ausgeschlagen. In demselben sahe ich zahllose Spuren von der menschlichen Sucht sich zu verewigen. In jeder Muschel ein Reim, und darunter der Name des Schreibers. Viele dieser Denksprüche waren nicht sehr züchtig und daher eine Warnungstafel vor der Einsideley, welche alles Anschreiben der Namen und Sentenzen verbath. Um das Häuschen finden sich Scherben von Urnen und Ueberbleisel von Rasenbänken, die der erste Besitzer des Hauses angebracht hatte, um das Kostüme des einsidelns zu beobachten. — Ein angenehmes Oertchen, das ich Zeit meines Hierseyn recht oft wiedersuchen werde.

Am

Am Eingange der großen Allee, die nach Charlottenburg führt, stehen zwey riesenmäßige männliche Statuen, nackend und baar und von kräftigem starkem Gliederbau. Ihre übrigen Attribute sind nach Verhältniß ihrer Größe gebildet, und haben in den Augen der Künstler nichts unheiliges. Aber ein Mitglied der hiesigen Pietisten-Gemeinde fand sie so anstößig, daß er in Feuereifer gerieth, und die beyden Statuen zu Hämmlingen verstümmelte. Dies blieben sie bis zur Ankunft des Großfürsten, wo man sie sehr künstlich von neuem zu Männern machte, und der Schildwache bey 36mal Spitzruthen anbefahl sie vor neuen Stümmelungen zu schützen.

Wenn man den heiligen Thäter eher herausgebracht hätte, so dürfte die irrdische Belohnung vielleicht nicht so gut ausgefallen seyn, als die, welche er im Himmel für seinen Eifer zu erhalten hoffte. Denn man erfuhr es erst nach seinem Tode, und zwar bey der Leichenrede, die ihm ein Bruder hielt, und worin dieser jene That als Beweis seiner unbegränzten Frömmigkeit anführte. Ein Profan, der dabey zugegen war, zeigte es an; aber es war zu spät; doch soll man dem Bruder Leichenredner die Restitutionskosten für beyde Statuen angefodert haben, weil er Fehler gewesen war.

Wenn man in das Brandenburger Thor hereinkömmt, gelangt man über ein freyes Viereck, das

zwar

zwar mit schönen Häusern besetzt, aber menschenleer und still ist, unter die Linden. So heist eine Straße, vielleicht die schönste in Berlin. Auf beyden Seiten derselben stehen doppelte Reihen von Linden, und das Mittel der Straße ist mit einem Geländer eingeschlossen. Die Häuser auf beyden Seiten sind prächtig, und fast alle vom König neu erbaut. Sie haben fast alle platte Dächer, sind aber nicht gleich groß, sondern steigen von Ein bis zu vier Stockwerken, und an jedem sind andre Verzierungen, die so schön sind, daß man sie für Bildhauer-Arbeit hält, wenn man nicht weiß, daß alle Häuser von Backsteinen erbaut und mit Gips aufgepuzt werden.

Gegen Abend versammelt sich ein großer Theil der Einwohner unter den Linden, um zu promeniren. Bey Tage kommen wenig Leute hieher, weil die Linden nicht vor der Sonne schützen. Ueberhaupt gedeyhet dieser Baum hier nur zu einer gewissen Größe, und stirbt nach und nach ab, wenn er diese erreicht hat. Man ist daher gezwungen von Zeit zu Zeit die stärksten Aeste auszuhauen, damit die kleinern Saft gewinnen und fortwachsen können. Desto schöner sind die Weiden, die ich auf dem sogenannten Weidendamm angetroffen habe. Ich zweifle ob man sie in ganz Europa größer und schattiger findet.

Wenn man von den Linden nach der Neustädter Brücke zugeht, hat man zur rechten und linken treffliche

liche Gebäude. Zur Linken den Pallast des Prinzen Heinrich, zur rechten die Bibliothek, das Opernhaus, und hinter demselben die Rotonde oder die Katholische Kirche — vier Gebäude, die alle nach verschiedenem Geschmack erbauet sind. Die Bibliothek fällt von aussen gut ins Auge; aber dem Geschmack nach, in welchem sie erbauet ist, wird sie von Bauverständigen für das schlechteste Gebäude in Berlin gehalten: das Opernhaus aber für das schönste.

Wenn man über die Neustädter Brücke herüberkömmt, hat man zur rechten das Palais des Markgrafen von Schwedt, und zur Linken das Zeughaus. Leztres ist ein herrliches Gebäude, und sicher eins der schönsten, wo nicht das schönste unter den öffentlichen Gebäuden in Berlin, und dabey das festeste, weil es große Lasten zu tragen hat. Es besteht aus zwo Etagen, wovon die untere rustick, und die obere Dorisch verziert ist. Es hat vier gleich große Flügel, und in jedem derselben drey Eingänge. Aussen an den Schlußsteinen der untern Etage sind Helme angebracht, die alle, einer von dem andern verschieden sind, und die Erfindungsgabe des Künstlers bewundernswürdig machen. Alle übrigen Verzierungen sind eben so mannichfaltig als passend.

Von hier gelangt man über eine hölzerne Brücke zum sogenannten Lustgarten, der auf der einen Seite vom Königlichen Schlosse und dem Dohm, und auf

der

der andern Seite von der Spree umschlossen wird. In der Mitte ist ein Rasenplaz, der zu Sommerszeiten von Kindern, Kindermädchen und Ammen wimmelt. Auf der einen Seite an der Spree hin läuft eine einfache Allee, die einen ganz angenehmen Spaziergang abgiebt.

Das Königliche Schloß ist ein großes längliches Viereck, mit plattem Dache. Vom Lustgarten her fällt es nicht so schön in die Augen als von der andern Seite, die auf den Schloßplatz sieht; das macht, weil an jener verschiedene Baumeister nach ihrer eigenen Laune gebauet, und sie dadurch, ganz natürlich, verdorben haben. Das Hauptportal ist riesenmäßig, und kommt mir für das obwohl große Gebäude zu groß, im eigentlichen Verstande ungeheuer, vor. Aber der Architekt, der es angab, wollte einen Thurm darauf setzen, und dieser Umstand entschuldigt die Disproportion. Von aussen sieht dies schöne Gebäude schon etwas schwarz und räuchrig aus; aber man klagt, daß sich die Häuser in Berlin überhaupt bald schwärzen.

Die Dohmkirche ist ein Muster von simpler und doch erhabener Architektur. Vorzüglich schön nimmt sich das vorspringende Portal aus. Es ist mit Jonischen Säulen geziert, und hat drey Eingänge. Ueber demselben stehen auf einer Attike verschiedene passende Gruppen, und an dem Dache hin Vasen.

Ueber-

Ueberhaupt werde ich mit einer großen Ehrfurcht gegen die Berlinischen Architekten, ältrer und neuerer Zeit, Berlin verlassen. Sie bauen schön und — Amts halben — auch sehr wohlfeil; nur schade daß sie, wie es die Natur der Sache giebt, beyde Vorzüge auf Kosten der Dauerhaftigkeit erkaufen müssen.

Ueber den Schloßplaz gelangte ich zur langen Brüke, wo das bewunderte Werk Jakobis und Schlüters, Churfürst Friedrich Wilhelm's des Grossen Bildsäule zu Pferde, mir zur linken stand. Zeichner und Giesser haben sich um die Wette bestrebt, den Mann recht furchtbar groß darzustellen, und haben diesen Entzweck durch zusammengefesselte Menschen und durch den lebhaftesten Ausdruck der niedergetretenen Menschheit, die sich zu den Füßen des stolzen Rosses windet, zu erreichen gesucht. Ich möchte um alles in der Welt nicht der Grosse Wilhelm seyn, wenn ich zu diesem so äusserst mißlichen und vergeudeten historischen Attribut nur auf den zertretenen Nacken meiner Mitbrüder gelangen könnte. Man sagte mir: der Anblick dieses Werkes müsse einen jeden mit Gefühl der Grösse und Majestät erfüllen — aber ich fühlte gerade das Gegentheil. O, sagen Sie mir, lieber K. finden sie in dieser meiner Empfindung Spuren von Hypochondrie oder Nervenschwäche? Oder entstand sie aus dem Gefühl der gekränkten Würde der Menschheit? Ich vergaß über dem herzerschütternden

Aus-

Ausdruck des Gnadenflehens im Antliz der Sclaven, den Grossen, dessen Majestät sie dadurch erheben sollte, und bey mir verfehlten Zeichner und Giesser ihres Zwecks. Aber was vermag meine schwache Stimme gegen Millionen, die Grösse und Majestät nach eben dem Maaßstabe bestimmen, wornach Schlüter sie zeichnete?

In Berlin kann man bald eine Meile gehen, ohne daß man es merkt, so abwechselnd sind die Gegenstände, die sich einem darbieten. Wenn ich diesen Nachmittag noch so eine Tour mache, wird mein Recept für den heutigen Tag verbraucht seyn. Leben Sie wohl, lieber K.

Funfzehnter Brief.

Berlin.

Wenn ein Fremder nichts weiter in Berlin sähe als die Leipziger Strasse, den Schauplatz, die Linden und den Gensdarmen-Markt, so würde er mit einer Ehrfurcht aus Berlin gehn, die dem Glanze der berühmtesten Städte in Europa in seinen Augen grossen Schaden thun würde. Es scheint wirklich, als wenn man es drauf angelegt hätte nur diejenigen Strassen und Plätze, wo ein Fremder zuerst hinkömmt, in einem recht glänzenden Lichte zu zeigen: denn in den übrigen findet man nur sparsam ein Haus, das in Absicht der Bauart und Verzierung den Palläsien

auf den erwähnten Strassen und Plätzen entspräche. Und wird man vollends durch ein Ohngefähr in eine der Vorstädte verschlagen, so glaubt man in einer ganz mittelmässigen Landstadt zu seyn.

Vielleicht war es ein wenig boshaft und unpatriotisch von unserm** als er zu mir sagte: er wollte meiner Bewunderung ein niederschlagendes Pulver geben, und mich ein wenig mit dem abgelegenern Theile der Stadt bekannt machen. Wir giengen über die Königsstrasse, welche die lebhafteste in Berlin seyn soll, nach der Strahlauer Vorstadt. Freylich, lieber K. ein himmelweiter Unterschied. Hier sahe ich Hütten von Holz, einen Stock hoch, von halbnackten Menschen bewohnt; ganze lange Strassen, die zum Theil ungepflastert waren, und auf beiden Seiten, nur zuweilen vier bis fünf schlechte Häuser hatten, und lange Gärten, deren hölzerne Planken die Strassen bildeten. Wenn man das Elend grosser Städte, wo die Lebensmittel theuer sind, sehen will, so gehe man hieher. Hier wohnen die arbeitsamen Unglücklichen, die dem Bewohner der Paläste in der Stadt das Brod verdienen, und ihn durch ihren Fleiß und auf Kosten ihrer Gesundheit in den Stand setzen seinen Aufwand zu bestreiten.

Man hat mir niederschlagende Beispiele erzählt, wie die armen Fabrikanten die auf ihre eigne Hand arbeiten, gedrückt werden, und auf was für Wegen

sich die Entrepreneurs der grössern Fabriken in den ausschliessenden Besitz dieser Arbeiten zu setzen suchen. Wenn ein armer Fabrikant sein bischen Vermögen in Wolle, Seide u. s. w. gesteckt, und diese Artikel mit unermüdeten Fleiß verarbeitet, vielleicht schon Schulden auf den Gewinnst gemacht hat, den er aus seiner Arbeit zu ziehen hoffte, so ist niemand da, der ihm seine Waaren abnimmt. Bringt er sie zu Kaufleuten, so drücken sie ihn bis aufs Blut, oder kaufen sie gar nicht, weil sie vielleicht schon mit einem grössern Fabrikanten debitorisch verwandt sind, und befürchten müssen sich dessen Ungnade zuzuziehn. Bringt er sie zu einem Fabrikanten selbst, so müßte dieser seinen Vortheil zu wenig verstehen, wenn er die angebothene Waare nicht um 10 Procent wohlfeiler zu bekommen suchte, als er sie selbst aus seiner Fabrik liefern kann. Was soll nun der arme Fabrikant thun? Zu Hause wartet die hungrige Gattin, mit 3 bis 6 hungrigen Kindern auf ihn, die auf seine Ankunft vertröstet sind, und nur deßhalb ihr lautes Wimmern nach Brod zurückhalten, weil der Vater bald kommen und Brod bringen soll. So ist er also genöthigt, seine Arbeiten zu verschleudern, so wenig man ihm auch dafür biethen möchte, um nur mit seiner Familie nicht Hunger zu sterben. Eben der Fall ist es, wenn er bey einem grossen Fabrikanten arbeitet. Hat dieser die Fabrikmaterialien theuer eingekauft, so hält er sich an seine Arbeiter, um die

die Verkaufspreise nicht erhöhn zu dürfen: hat er wohlfeil eingekauft, so giebt er ihnen darum nicht mehr, erniedrigt auch den Verkaufspreiß nicht, weil er sich selbst der nächste ist. So ist also, und bleibt der fabrizirende Theil der ärmste und geplagteste, er mag es anlegen wie er will.

Der größte Theil der Einwohner in den Berliner Vorstädten besteht aus solchen Lastthieren der Menschheit; die übrigen nähren sich vom Gartenbau, halten sich auch wohl ein Paar Kühe, und schleppen auf diese Weise ein dürftiges Leben hin, sind aber doch glücklicher als jene, weil sie ihre Waaren auf öffentlichen Markte losschlagen können.

Um die Mühseligkeiten des irrdischen Lebens zu vergessen, beschäftigen sich die Bewohner der Vorstädte, besonders die erster Art, mit Aussichten auf himmlische Freuden. Sie singen und beten sehr viel, und werden am Ende Schwärmer. Wenn man sagt, daß es in Berlin von Pietisten, Separatisten und andern frommen Sekten wimmelt, so ist dies zunächst von den Vorstädten zu verstehen, wo jede Wollen- oder Seiden-Weberei eine Pflanzschule für den Pietismus ist.

Wer als Fremder hierherkömmt und sich nur auf den Promenaden, auf den schönen Plätzen und auf Pickenicks herumwirbelt, erfährt von allem dem nichts:

 aber

aber er ist auch zu einem aufmerksamen Reisenden nicht gemacht, der um Wahrheit und Belehrung reist, und sich fest überzeugt hat, daß da wo viel Licht ist auch viel Schatten seyn muß.

Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß diese Bilder des Elends nur in Berlin zu Hause wären; man gehe in jede andre grosse Stadt, und man wird es da um kein Haar schlechter noch besser finden. Aber deshalb ists auch Pflicht mit unbefangenen Blicke, Glanz und Elend gleichfest ins Gesicht zu sehen, und nicht das leztre mit dem erstern zu bemänteln.

Sechzehnter Brief.

Berlin.

Die neuen Häuser in Berlin ständen hundert Jahre länger, wenn die Bauenden nicht zu sehr dabey übereilet würden. Heute reitet der König durch eine Gasse; er sieht schlechte Häuser; giebt Befehl zum Anbau neuer — morgen muß der Eigenthümer schon räumen, das Haus wird hinter ihm abgerissen, nach wenig Tagen der Grund gelegt, und in wenig Wochen steht das neue Haus schon bis unterm Dache fertig.

Der Architekt, der den Anschlag macht, muß alles aufs genaueste und sparsamste berechnen. Um keinen

nen Schaden zu haben, werden nun auch die Materialien so genau und sparsam geliefert als möglich. Thüren Fenster, Fußboden, alles wird nur leicht hingemacht, und paßt gar nicht zu der schönen Aussenseite des Hauses. Die Steine, aus welchen die Mauern aufgeführt werden, sind wie an der Sonne gebacken und zerfallen dem Maurer unter den Händen. So bekömmt der Eigenthümer zwar ein neues Haus mit einer prächtigen Faßade, aber es steht schwerlich so lange als das alte würde gestanden haben.

Ein auffallendes Beyspiel von dieser nachtheiligen Bauart giebt einer der Thürme auf dem Gensdarmen Markte, der mitten unter dem Bau einstürzte und wieder abgetragen werden mußte.

Viele der Bürger sind mit dem Bauen unzufrieden; andre aber kaufen alte Häuser an sich, in der Hoffnung, der König werde sie ihnen neuaufbauen lassen, und sie haben diesen Punkt zuweilen richtig kalkulirt. Die erstern gaben ihr Mißvergnügen öffentlich, zu erkennen, und beleidigten den König so damit, daß er kein neues Haus mehr bauen wollte; aber leztre gaben ein Memorial ein, worin sie ihn baten, ihnen den Unsinn ihrer Mitbürger nicht zuzurechnen, und nicht der ganzen Bürgerschaft einiger mißvergnügten Glieder wegen seine Gnade zu entziehen. Der Bau ging also wieder fort.

Weil der König nichts so sehr wünschet als seine Residenz zu verschönern, und gern Geld dazu hergiebt, so sollten wohl auch Anstalten getroffen werden, daß die Strassen, die mit schönen Häusern besezt sind, reinlicher gehalten würden. Wie ich höre, so giebt jeder Bürger jezt schon etwas gewisses zu diesem Behuf: aber, ich weiß nicht wie es kömmt, die Strassen sind unreinlicher als ich sie noch irgendwo gefunden habe. Bey dem geringsten Regen schwimmt alles. Um dieser Unbequemlichkeit auf immer abzuhelfen, sollten unterirrdische Kanäle gezogen, und die Spree, die ohnehin schon einen großen Theil der Stadt berührt, durch alle Gassen geführt werden, wie es in Leipzig mit der Pleisse, und in Dresden mit der Kaizbach geschehen ist. Freilich sind drey Städte wie Leipzig und Dresden zusammen genommen, noch nicht so groß als das einzige Berlin, und die Kosten, die zur Anlegung und Unterhaltung der Kanäle erfordert würden, könnten leicht zu einer Million heranwachsen: aber sie würde doch nur gleichsam ein Vorschuß seyn, der nach und nach aus den Beyträgen der Bürger, die jetzt schon dazu kontribuiren müssen, wieder herauskommen würde.

Eine ähnliche Verbesserung könnte mit dem Dünger vorgenommen werden, der jetzt für den Landbau gänzlich verloren geht, und noch dazu mit soviel Unbequemlichkeit für die Fremden verknüpft ist. Ich rathe niemand sich Abends nach 10 Uhr an der Spree auf-

aufzuhalten. Diese ist die große Grube, in welche der Dünger von ganz Berlin um diese Zeit geschaft wird. Alte Weiber verrichten dieses Geschäft, und stürzen ihren Vorrath von der nächsten Brücke herunter, mit einem Geräusche, worüber einem Hören und Sehen vergeht.

Seitdem ich Augenzeuge von dieser eckelhaften Operation gewesen bin, will mir das Essen in Berlin nicht mehr schmecken. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß unsre Köchin aus der Spree gekocht haben möchte.

Auf jeden Fall ist dieses noch schlimmer als wenn bey jeden Hause eine Grube erlaubt würde; es wäre bey weiten nicht so eckelhaft, und die Luft in Berlin bliebe gewiß gesünder, als bey der jetzigen Einrichtung, die noch ausserdem die Unbequemlichkeit hat, daß sie den Bürgern das Jahr hindurch immer ansehnliche Kosten verursacht, besonders wenn sie eine starke Familie haben; denn die alten Weiber verrichten ihr Amt nicht umsonst.

In Dresden sind, meines Wissens, zwey Monate im Jahre, der Merz im Frühling und im Herbst der October, festgesetzt, wo die Bauern kommen und den Dünger abholen. In drey oder vier Tagen ist ganz Dresden auf ein halbes Jahr gereinigt, und weiß man dies einmal, so trägt man ja wohl einmal 3 oder 4 Tage diese Unbequemlichkeit. Aber in Berlin ist sie jeden Tag und zu jeder Jahrszeit unvermeidlich.

Siebenzehenter Brief.

Berlin.

Sehr lobenswerth sind die Einrichtungen, die man hier wegen des Bettelns getroffen hat. Jedem ist es bey 10 Thlr. Strafe untersagt, einem Bettler etwas zu geben, und letztere werden, wo man sie findet, aufgegriffen, und in ein Haus gebracht, wo sie arbeiten müssen. Zu diesem Behuf wird eine Anzahl von Bettelvögten gehalten, die, zwey und zwey, den ganzen Tag durch die Strassen von Berlin patrouilliren und alle Bettler anhalten. Auch auf den Promenaden verrichten sie ihr Amt. Sehr selten, und immer nur des Abends wird man angebettelt, wobey ich den eigenen Zug bemerkt habe, daß man hier nicht wie anderwärts um 1 Pfennig, sondern um 1 Dreyer bettelt. Die Bedürfnisse der hiesigen Bettler sind also um 200 Procent größer als in andern Städten.

Noch ein besonderer Vorwand zum Betteln, den ich hier oft gehört habe, ist dieser: Sie haben mich mit Kontrebande gekriegt, und habe schwere Strafe geben müssen! Sehn Sie, lieber K. so wie ein alter Kriegsmann auf sein hölzernes Bein bettelt, bettelt man hier auf Verbrechen oder Strafe. Indessen kann man daraus abnehmen, wie man hier in Absicht des Kontrebanden-Waaren-Verboths denkt. Dieser Vorwand muß doch oft das Mitleid des Gebers erweckt

weckt haben, sonst würde man ihn wohl nicht wiederholen.

Die hiesigen Armenanstalten gehn ins Große, und sind sehr gut eingerichtet. Jeder Bürger giebt vierteljährig einen freywilligen Beitrag; der von Predigern und Viertelsmeistern eingesammelt wird. Die Oberaufsicht des Ganzen führen die obersten Geistlichen von Berlin, die auch die Vertheilung unter die Armen zu besorgen haben. Wer von seiner Armuth ein schriftliches Zeugniß einreicht, wird nach seiner grössern oder geringern Dürftigkeit unterstützt, mit Geld, Brod, und des Winters mit Holz. Freylich könnte man sich mit betteln und müssiggehen mehr verdienen; aber es ist doch besser, wenn Hände, die noch arbeiten können, arbeiten, und sich nicht beständig zum Verdruß des Vorübergehenden nach einer Gabe ausstrecken. In Berlin ist es wirklich verdienstlich, wenn man ein wenig hartherzig ist, und nicht durch übelangelegte Großmuth diese schöne Anstalten vereitelt: um so mehr, da ein guter Bettler sehr oft ein guter Dieb wird, wenn er sich einmal an Nichtsthun gewöhnt hat.

Eine honettere Art von Betteley geht unter den hiesigen Soldaten im Schwange. Wenn man durch ein Thor geht, so lassen sie den Schlagbaum in die Höhe, und ziehen das Gewehr an. Wer diese Salutation empfindet wie er soll, giebt für den Gruß

einen kleinen thätigen Dank. Andere gehen in der Stadt umher und handeln. Wenn man nichts von ihren Waaren kaufen will, so bitten sie geradezu um eine kleine Gabe. Noch andere richten Hunde ab, lassen sie auf den Strassen tanzen, und fodern von den Zuschauern ein kleines Geschenk.

Ueberhaupt ist die Industrie dieser Leute sehr mannichfaltig. Weil ihr Sold in dieser theuren Garnison nicht zureicht, so speculiren sie auf Mittel und Wege sich Geld zu verschaffen. Die lustige und oft sehr feine Art, durch welche sie ihren Zweck zu erreichen suchen, verdiente eine eigene Beschreibung, und würde eine Menge lustiger Beyträge zum Vademecum liefern. Aber das Honorarium dafür zahlt mehrentheils der Korporal aus; denn es ist doch immer gestohlen, wenn man auch noch so fein eines andern Eigenthum zu dem seinigen macht, und wer den Verlust auf solche Art erlitten hat, lacht nicht so gern als der Zuschauer, der nicht dabey verliert.

Achtzehenter Brief.

Berlin.

Ich hatte mir heute vorgenommen ganz Berlin zu umgehen, aber ich kam kaum über die Hälfte. Berlin müßte beynahe noch einmal so volkreich seyn als es wirklich ist, wenn sein ganzer Umfang ausgebauet wäre.

wäre. Aber man findet in den Ringmauern noch eine Menge unangebauter Plätze, Wiesen, Gärten und Kornfelder, die noch zu mancher prächtigen Strasse Plaz hergäben.

Es ist interessant in dieser Stadt alles beysammen zu finden, vom königlichen Pallast an bis zur Scheune des Ackermanns. Berlin ist Hauptstadt, Residenz, Manufactur- Handels- und Landstadt, Dorf und Meyerey — alles in Einer Ringmauer zusammen. Wer das Donnern der Karossen nicht mehr hören will, gehe in eine Vorstadt und höre das Rasseln der Wollen- Seiden- und Linnen-Weberstühle; ist er dieses Geräusches satt, so gehe er nach dem Weidendamm und labe sein Auge an dem frischen Grün einer Wiese; und will er Saaten und Pflug sehen, so gehe er ausserhalb der Köpeniker Vorstadt und promenire zwischen den Kornfeldern.

Ich gestehe daß mich diese Abwechslung ungemein vergnügt. Jedem der Zerstreuung sucht, wollte ich wohl rathen hieher zu kommen, er wird gewiß nicht unbefriediget von dannen gehen. Nur muß er sichs nicht beykommen lassen, dieses Vergnügen ausserhalb der Stadt zu suchen. So wie er zum Thore heraustritt, drängt sich Sand in seine Schuhe, der doppelt beschwerlich ist, wenn ihn die Sonne erhizt hat. Es giebt einige recht angenehme Lustörter um Berlin: aber ehe man hinkömmt, ist schon ein guter

Theil

Theil der guten Laune verflogen, weil der ewige Sand herzlich ermüdet. Wenn man fährt so ist man freylich dieser Beschwerlichkeit zu Theil überhoben, aber kömmt zum Unglück ein rascher Wind und vereiniget sich mit den Pferden, um den Staub aufzuwühlen, so müßte man seinen Augen feind seyn, wenn man nicht augenblicklich nach der Stadt zurückkehrte.

Die Wege nach Charlottenburg, Schönhausen, Treptow und Strahlau sind noch die besten, weil sie durch Alleen vor der Sonne gedeckt, und durch die starke Passage festgetreten sind. Ich bin nach der Reihe an allen diesen Oertern gewesen, und habe sie sehr angenehm gefunden.

(Die Fortsetzung künftig.)

IV.

An das Volk.

Aus dem Französischen des Hrn. Thomas, der K. P. Akademie d. W. Mitgliede.

(Das Original findet sich im Trefor de Parnaſſe, ou le plus joli des Recueils 1. Tom. p. 1.)

Vorbericht des Herausgebers.

Ich habe dieses mir zugeschickte Gedicht, vor einer Menge anderer, womit ich, alles Vorbittens und Protestirens

testirens ungeachtet, noch immer von Genannten und Ungenannten allzugütig überhäuft werde, einer öffentlichen Ausstellung würdig gehalten: theils, weil es mir im Ganzen mehr Lob als Tadel zu verdienen scheint; theils weil es in einer Versart geschrieben ist, in welcher sich beynahe niemand mehr zu schreiben getraut; da es doch diejenige ist, in welcher von Opiz an alle ältere Dichter geschrieben haben, in welcher wir von Canitz, Haller, Hagedorn, Zacharia, Utz, Schlegel, u. a. so manche Meisterwerke besitzen, und welche, wenn ich nicht irre, zu verschiedenen Gattungen von Gedichten, besonders zu solchen die in das Fach des Lehrgedichts gehören, aus mehrern Ursachen die schicklichste ist. Der Verfasser meldet mir, er habe diese Arbeit bloß als einen Versuch unternommen, um die Behauptung seiner Freunde „daß man unmöglich ein Französisches Poetisches Original in einer teutschen Uebersetzung in gleicher Vers- „und Reim-Art mit der nemlichen Kürze, ohne dem „erstern zu sehr zu schaden, liefern könne „ — durch den Augenschein zu widerlegen. — „Bey meinen „Freunden (setzt er hinzu) habe ich zwar den Preis „erhalten; allein ich bin desto weniger mit mir selbst zu„frieden, weil der große Zwang, der mir dabey auf„gelegt war, sich selbst und das Mühsame der Arbeit „in vielen Stellen zu sehr verräth. „ — Leser von Geschmack und feinerm Ohr werden vielleicht sowohl diese bescheidene und lobenswürdige Unzufriedenheit

des

des V. als die von ihm angeregte Ursache derselben mehr als zu gegründet finden: indeßen ist doch nicht zu läugnen, daß wir für manche schwache Zeile durch gute Stellen, und besonders durch einige glückliche Verse, worin Bestimtheit des Gedankens mit Nettigkeit, Stärke und Kürze des Ausdruks und zierlicher Rundung der Versification vereinigt sind, ziemlich entschädigt werden. Der Verfasser scheint Aufmunterung zu verdienen, sich mit etwas mehr Freyheit, und ohne sich wieder durch eine Wette zu einer allzuängstlichen Treue anheischig zu machen, in ähnlichen Versuchen zu üben; wobey ihm die schärfste Strenge gegen sich selbst in allem was Sprache, Styl und Versification betrift, um so mehr zu empfehlen ist, da er wirklich eine glückliche Anlage zu der Kunst Verse zu machen, hat; einer Kunst, die, seitdem jedermann sich die Gabe in gereimten oder ungereimten Zeilen zu schreiben zutraut, ganz bey uns in Vergessenheit zu kommen scheint.

* * *

Dir, ungerecht vom Stolz zur Niedrigkeit verdammet,
die, fern von Weichlichkeit, nicht von Erhabnen stammet,
den Arm zum Dienst des Staats und seines Fürsten leiht,
und der Gesetze Last allein die Schultern beut;
verdiente Bürger-Schaar! Dir, die gerechte Weisen
wenn dich der Hof verschmäht, verehrenswürdig preisen,

Dir

Dir, deren hohen Werth kein Dichter noch erhob
Dir tönt mein Saitenspiel ein unbezahltes Lob.
O Volk! ich seh's wie dich der Großen Glanz beschweret;
und wie, weil dir das Glück nicht höhern Rang gewähret,
Du über Elend klagst, der Neid dein Herz zerreißt:
doch lerne deinen Werth! vernimm wie groß du seyst!

Du bist es der die Macht des Landes unterstützet,
das nur durch dich den Ruhm und Ueberfluß besitzet!
Wenn irgend ein Monarch sein kriegrisch Volk regiert,
und durch der Ehre Trieb nach eignem Willen führt;
wenn Bürger beym Gesetz der Freyheit würdig leben,
daß über Sklaven sich die Herren nicht erheben;
und wenn dort ein Despot, von Henkern stets umringt,
zu Eines Menschen Dienst viel Tausend andre zwingt:
dann mehrt dein reger Arm, dein fruchtbares Erfinden,
des Erdballs Lebens-Keim, des Ganzen Wohlbefinden.
Dein Fleis ists, dein Bemühn, was eine Welt bewegt,
wenn strenger Fürsten Arm ihr Volk in Fesseln schlägt!
Erobrungsgeist verheert; doch du bist zum Erhalten;
wenn Er ein Reich zerstört erhebt es dein Verwalten.
Nur deiner Sorgfalt dankt die arme Menschheit laut
die Früchte, die dein Schweis zu unsrer Nahrung baut.
Die Kunst sey niedrig, schlecht? — Dies wird kein Weiser glauben,
noch ihr der Stolz den Ruhm der höchsten Wohlthat rauben.

Die

Die Spate und der Pflug, bestimmt zur Nüzbarkeit,
sind reizender für mich als jene Herrlichkeit,
als Schlüssel, Band und Stern, womit der Erde Kronen
der Schmeichler kriechend Heer, und falsche Diener lohnen.
O Erste edle Kunst! die uns so gütig nährt;
Du wardst zur goldnen Zeit tief am Altar verehrt!

Jedoch von Fluren, wo des Fleißes Früchte zeugen,
eil' ich zu Städten hin die gleiche Wohlthat zeigen.
Die Erde trägt sie stolz auf mütterlichem Schoos
und zeigt den Menschen dort durch Fleis und Mühe groß.
Die Künste erster Art, die uns so nöthig waren,
und die, so Sinnlichkeit und Menschenstolz gebaren,
sind da zum Nutzen und zur Herzens-Lust vereint; —
die Kunst und das Genie sind unzertrennt. Ein Freund
und würken, daß ein Strom des Reichthums sich ergießet,
der durch ein weites Reich in kleinern Bächen fließet.
Wenn Künste — die so oft durch dich hervorgebracht —
entsteh'n und glänzend blühn; so hats dein Fleis gemacht.
Muß nicht der hohe Baum zum Bau und zu Maschinen,
das Eisen, gleich dem Thon so biegsam, jedem dienen?
Des Schafes Wolle, Lein und Seide webt die Hand,
und wirkt gesponnen Gold ins glänzende Gewand.
Wer sondert Schlacken ab von fließenden Metallen?
Geprägt, faßt sie der Schatz zur Nothdurft der Vasallen.
Wer stellt den Marmor auf, der Säl' und Tempel ziert?

Ists

Ists nicht Dein Werk, wofür nur Dir der Preis gebührt?
Ja — Deine Industrie, erweiternd ihre Gränzen, —
nicht nur im Vaterland durch Nüzlichkeit zu glänzen, —
läßt ihrer Axen Fracht in ferne Staaten ziehn;
durchschift den Ocean und macht die Handlung blühn.

Wenn Fürsten, angereizt durch Habsucht, sich bekriegen:
dann hilft Dein Muth, Dein Arm, Dein Blut zu edeln Siegen.
Den hohen Wällen gleich, deckt Deiner Helden Schaar
das öde Land, und stüzt den Thron der wankend war.
Gerecht verachtʼ ich den, der, stolz auf seinen Adel,
die Lebenszeit vergähnt: ihn weckt nicht Spott noch Tadel.
Ein dummer Krassus, der entnervt und schmachtend lebt,
schwächt meinen Blick durch Prunk, woran die Schande klebt. —
Wie eitel schließen wir, wenn wir die Pracht verehren:
die wahre Ehre nur ist, Menschenwohl zu mehren.
Umsonst hat Vorurtheil zu schänden sich erkühnt
das Volk, das seinem Staat mit Blut und Leben dient:
den größern Vortheil hatʼs aus seinen eignen Mitteln;
die sanfte Unschuld krönts mit Ahnen, Orden, Titeln.
Ein Reich, die Pracht, der Schatz womit ein Krösus prahlt
gleicht doch der Sitte nie, die von dem Volke strahlt.
Des Unglücks Zeitpunkt heißt Natur zu Boden treten:
die Namen Sohn, Gemahl, sind Namen zum Erröthen:
der Hoheit Barbarey nennt sie, mit Stolz im Blick,
und zieht ihr kaltes Herz davon beschämt zurück.

Sie nur ists die das Volk verächtlich denken lehrt
sie raubt den Adel ihm, den ihm Natur gewähret.
Die Namen werden nur, o Volk! Dir heilig seyn,
weil Dich nicht niedrer Stolz und Uebermuth entweyhn.

Seht wie der Höfling dort sich selbst erhebt und ehret!
an Freuden ganz erschöpft, den Blick vom Elend kehret,
das seinen Nächsten beugt — Der Arme nur durchdenkt
mitleidig Andrer Noth, eilt, hilft, bekleidet, lenkt
und leidend fremden Schmerz, fühlt das was Brüder leiden;
beweinet ihren Gram, und theilet ihre Freuden.
Zwar fehlt der Anstand ihm, die schmeichelhafte Art
die unsre Grafen ziert, und Falschheit tief verwahrt.
Sein richtiger Verstand, durch wenig Welt geübet,
ists nie, dem Reden Glanz und helle Farben giebet.
Nie hüllt er seinen Leib in der Verführung Kleid,
in Tugend-Masken ein; ihn deckt Anständigkeit.
Der Sitten Zierlichkeit gräbt ihrem Falle Minen;
die Höflinge, die ganz dem Eigennutze dienen,
dem Marmor gleich an Glanz und Herzens-Härtigkeit
durchboren eine Brust, und rühmen Menschlichkeit.

Da lieb' ich immer mehr das bäurisch-schlichte Wesen
des Landmanns der von je natürlich gut gewesen.
So oft sein edles Herz, wiewohl mit Roheit wirkt;
so ists wie reines Gold, das Schlacke noch verbirgt.
Wenn Frevler-Hände sich bis zu den Thronen wagen,

und ihre Kronen nun die Fürsten wankend tragen;
dann ist von solcher That die unsern Erdkreis schrekt,
des Volkes Sinn entfernt, sein Wandel unbefleckt.
Ja, wenn als Werkzeug es im wilden Aufruhr stürmet,
der Laster Opfer wird, auf Gräuel Sünden thürmet:
so ists der Großen Wink, der ihm Gesetze schreibt,
und es wie schwarzer Sturm zerstreute Schiffe treibt.
Wann Löw- und Tieger-Grimm nur nach Verderben schmachtet,
und ihrer Herrschsucht Wuth des eignen Reichs nicht achtet
gräbt doch, mit wenig froh — der Wald sein Vaterland —
der Ameis reges Volk den blutgetränkten Sand.

Dank sey, o Vorsicht, dir! daß deiner Güte Gaben
vom Abgrund steiler Höh' mich weit entfernet haben!
Zwar ward mir zur Geburt nicht Stand noch Gold zu Theil;
nicht Würden krönen mich: doch waren Sklaven feil,
die Trug und List erhob, so hab' ich sie verachtet —
und nur den wahren Muth und Tugend hochgeachtet.
Wenn mein empfindsam Herz voll Mitleids sich ergießt,
und treue Zärtlichkeit für Freunde in sich schließt;
der Abscheu mich ergreift, fürs Laster nie zu brennen:
dann bin ich glücklich nur, und gut und groß zu nennen.
Glaubt nicht, daß wahres Glück nur in Palläsien wohnt,
von Sieges-Wagen rauscht und unter Purpur thront —
Die Güter, Würden und der Tafeln reich Gepränge
mehrt oft und meistens nur der Großen Elends Menge.

Der Schmerzen frühe Keim reift bey der Fürsten Maal,
und schleichend Gift erfüllt den güldenen Pokal.
Noch schmeichelhaftrer Art ist jenes, das die Jahre
der Lebensblüthe welkt, und grausam auf die Bahre
den schönen Jüngling streckt, der, wenn er ihr entschleicht,
den schlaffen Körper schleppt, und nur Gespenstern gleicht.
Die falbe Stirne trägt der Wollust sichre Zeichen,
und rufet: Seht! Kann der wohl vierzig Jahr erreichen?
Denn Freude sanfte Hand höhlt ihnen früh das Grab;
die Weltbeglückerin bricht über sie den Stab.
Verdruß verfolget sie, der Ränke Dämon plaget
mit ewigem Bemühn ihr Herz, das Stolz zernaget,
indem des Hasses Dolch durch seine Flammen bricht,
schont auch die Schlangenbrut des Neides ihrer nicht.
Bestimmt wie Gott verehrt, dem Sklaven gleich zu leiden,
und Widerwärtigkeit mit Purpur zu bekleiden.

O Volk! Dein Herz entflammt nie wilde Leidenschaft!
Die Arbeit stützt und mehrt nur Deiner Glieder Kraft!
Was nützt bey Krankheit mir der halben Erde Kronen?
Und schläft der Hof so sanft als die in Hütten wohnen?
Bey freyem, ofnem Sinn wird Dir durch Fleis und Müh
die kleinste Lust erhöht, Dein Wunsch belebt Dir sie.
Das Lächeln Deines Weibs, des Sohnes der dich streichelt;
des Dorfes frohe Fest, das Deinen Sinnen schmeichelt;
des heitern Tages Blick, des Morgens kühle Pracht,
ists was Dein Dankgebet, Dein Schicksal edler macht.

Aus

Aus reiner Quelle schlürft Dein Mund des Lebens Freuden,
(*) und nie wird die Natur, dein Freund, sich von Dir scheiden.
Dich hat die Reue nie im Sterbebett' durchbebt:
Der nur stirbt ohne Quaal, der ohne Vorwurf lebt!
Die höchste Würde trift des Todes höchsten Schrecken;
und schrecklich ist der Fall, wenn Gräber Fürsten decken.
Der Tod schlägt überall, nach oft geübtem Recht,
den König und den Held, den Staatsmann wie den Knecht.
Die Erde gleicht dem Meer das Sturm und Schifbruch schellen
wer überschift sodann der Zeiten tiefe Wellen.
Was nützt's, wenn uns das Grab zu unsern Vätern legt,
ob wir ein Land beherrscht, ob wir sein Feld gegt:
der Stolz des Diadems wird da nicht unterschieden,
und Fürst- und Sklaven-Staub genießen gleichen Frieden.

O Volk! mit heiterm Blick durchschaue deinen Theil!
Dein Leben sey vergnügt, versöhnt des Todes Pfeil!
Das Leben ist ein Blitz, und Zuflucht heißt das Sterben.
Dein Loos ist Glück und Ruhm durch Wohlthun zu erwerben.
Das Laster nur entehrt, wenn Tugend adeln kann;
und der gerechteste ist auch der größte Mann.

J.. d.., r.

---

*) Der Verfasser setzte: Und nie wird sich Natur, die Freundin von dir scheiden — anstatt deine Freundin, welches unmöglich in den Vers zu bringen. Sollte man nicht in Versen das Wort Freund in solchen Fällen für Freundin gebrauchen dürfen? W.

V.

Vertheidigung der Hahnschen Rechnungs-Maschine

gegen einige Misverständnisse,

welche man zum Nachtheil derselben, theils aus der ersten Ankündigung der Müllerischen Rechnungs-Maschine im Lichtenbergischen Magazine, theils in der wirklichen nähern Beschreibung derselben in eben diesem Magazin, theils aus dem Teutschen Merkur, vom Monat März 1784. fassen kann.

In der ersten Ankündigung der Müllerischen Rechen-Maschine gesteht zwar Herr Müller, daß er aus der Beschreibung meiner Rechnungs-Maschine, die er im Teutschen Merkur gelesen, veranlaßt worden sey, eine nehmliche zu erfinden; und daß er vorzüglich die äussere Figur und Anordnung meiner Maschine unter allen möglichen Arten, die ihm durch den Kopf gegangen; für die bequemste und schiklichste gehalten, und deswegen solche auch zu seinem Zweck erwählt habe. Er sagt aber dabey, er habe gehört: meine Maschine mache zuweilen Fehler; deswegen er auf den Gedanken gefallen sey, bey der Seinigen ein Glöklein anzubringen, welches durch einen Schlag anzeigen soll, wenn die Maschine durch ungeschikte Behandlung Fehler mache. Dadurch glaubte er nun eine Maschine zu bekommen, welche in Ansehung der Vollkommenheit und Zuverlässigkeit die Meinige weit hinter sich lasse.

Bey dieser ersten Ankündigung sahe ich gleich ein, 1) daß dieses Glöklein bloses Spielwerk sey, welches zwar einen Nebel für die Augen der Unwissenden machen, aber im Grunde der Maschine keine größere Vollkommenheit geben könne, weil dadurch nicht allen möglichen Fehlern abgeholfen ist, die man durch unrechte Behandlung derselben begehen kann. 2) Daß meiner Maschine hiedurch ein ungegründeter Verdacht zuwachse, als ob sie keine Kennzeichen angebe, wenn durch unrechte Behandlung derselben eine unrichtige Zahl hervorkommt.

3) Wußte ich aus mechanischer Erfahrung, daß man in der ersten Freude eines glücklichen Einfalls sich mehr Wirkung verspricht als man hernach findet, wenn mans mit kälterem Blute überlegt, oder wirkliche Versuche macht.

4) Dachte ich immer, die erste Proben mit zwey Zahlen-Scheiben seyen noch nicht Bürge für den glüklichen Erfolg des Ganzen: und wenn der vorgebliche Erfinder nicht selbst in das Innere meiner Maschine hinein geschaut, oder von andern, die das Innere gesehen, Spuren bekommen, so werde es noch eine gute Zeit anstehen, bis alles in der Ordnung seye.

Deswegen ließ ich die erste Nachricht, als eine gute Hofnung die sich der Erfinder mache, und wovon er noch die Schwierigkeiten im weitern Erfolg erst einsehen

werde, auf sich beruhen. Nun las ich am 12ten Aug 1784. die Beschreibung der wirklichen ausgefertigten Müllerischen Rechnungs-Maschine in dem Lichtenbergischen Magazin. Es sey nun, daß Herr Müller aus der Geschichte meiner Rechnungs-Maschine in dem T. Merkur, wie er selbst gesteht, auf die innere Einrichtung gekommen; oder Winke von andern, die die Meinige gesehen oder gemacht, empfangen, so müßte mir doch der Beschluß dieser Beschreibung auffallend seyn, da es heißt: „Ein wichtiger Vorzug (nehmlich „wegen dem Glöklein) den diese Maschine vor der bekannten Hahnischen hat, ist wohl der, daß sie niemahls falsch rechnet: ein Umstand, der sich bey der „lezten nicht selten ereignet.„ Und so auch in dem Teutschen Merkur No. VIII. vom Monat März 1784. S. 269. wo ich von dem Verfasser nach langer Untersuchung, „wer das größere Verdienst in dieser Erfindung habe„ zwar mit Hrn. Müller endlich ins Gleichgewicht gesetzt worden bin, aber auch folgende Worte fand „Zuverläßigkeit ist der Haupt-Charakter der Müllerischen Maschine um des Glökleins willen.

Dies bewog mich, um des offenbaren Misverstands willen, den diese Stelle bey dem Publikum erzeugen kann, diese Ausdrücke näher zu bestimmen, so wie sie von den Hrn. Verfassern solcher Nachrichten und Aufsätze, nach dem Beweis des Zusammenhangs, gemeynt sind.

Es

Es sind nehmlich solche Ausdrücke nicht so zu verstehen, als ob meine Maschine wegen der Unvollkommenheit ihrer innern Einrichtung zuweilen Fehler mache: sondern weil in derselben das Glöklein mangle, welches in der Müllerischen angebracht ist.

Daß aber um deswillen die Müllerische Maschine nicht zuverläßiger sey, wird jeder einsehen der das folgende überlegen mag.

Nach der Beschreibung läßt sich das Glöklein nur in dem Fall hören, wenn entweder eine herauszukommende Zahl größer werden will als es die Maschine erlaubt: oder wenn eine gegebene Zahl nicht in die ihr zukommende Zahlscheiben gesetzt wird; auch wenn man, besonders bey dem Dividiren, die Kurbel öfter herumdreht, als es seyn darf.

Dies sieht man ohne Glöklein auf meiner Maschine ebenfalls.

Dreht man zu oft bey der Multiplication; also daß es eine allzugroße Zahl giebt; so sehe ich ebenfalls an den obern kleinern Zahlenscheiblein, daß ich gefehlt: denn, weil ich die Kurbel bey der Multiplication so oft herumführen muß, bis ich den einen Factor (die eine gegebene Zahl) in den Oefnungen sehe, so weis ich ja daran, daß ich dem hervorgekommenen Producte trauen darf, wenn oben der reine Factor steht. Ist die in den obern Zahlenscheiben stehende Zahl größer oder kleiner als der gegebene Factor, so weiß ich, daß ich zuviel oder zu wenig die Kurbel

herumgetrieben, und folglich ein unrechtes Product habe.

So auch beym Dividiren. Man sieht ja, wenn die Zahl des Dividendus kleiner als des Divisors ist: und wenn man aus Versehen weiter treibt, so zeigen sich wieder größere Zahlen, anstatt daß sie kleiner werden sollten. Dies ist ja für einen, der nicht blind ist, Zeichen genug.

Ob sich nun dieses durch einen Glockenschlag andeute, oder dieses Zeichen durch die Augen in die Seele falle, ist um deswillen einerley und vielmehr jenes unnöthig und überflüssig, weil ich ja doch währendem Rechnen meine Augen brauchen muß.

Und so auch, wenn man aus Versehen eine grössere Zahl von einer kleinern abziehen wollte, so ergiebt sich das Zeichen auf meiner Maschine, daß die hervorkommende Zahl, die doch kleiner seyn sollte, grösser ist als die Zahl, die noch auf den untern Zahlenstänglein ausgesteckt steht, die man abziehen wollte. Sie hat also eben die Kennzeichen der Zuverlässigkeit, nur nicht durch das Ohr, sondern durch das Auge, das man ohnehin brauchen muß.

Wenn man bey der Müllerischen den Schlag auf der Glocke hört; so ist das ein Zeichen, daß man bereits falsch gerechnet hat, und man also die Aufgabe anders machen muß. Eben das verhält sich auch so bey der Meinigen, wenn sich die Kennzeichen durch das Aug angeben, so hat man bereits zuviel gethan,

und

und man muß die Aufgabe wiederholen. Es wird doch jeder vernünftiger, der sich dieser Maschine bedient, ehe er das Product oder einen Quotienten als richtig ansieht, auch noch einmal die Maschine übersehen, ob er im ersten Fall die rechte Factores noch habe, im andern Fall, ob sich die Division gut beschlossen habe, und die Zahlen nach dem kleiner werden, nicht wieder grösser worden seyn. Dessen man sich ja aus der Operation bewußt ist: denn auch auf der Glökleins-Maschine darf man beym rechnen die Augen nicht zuschließen, sondern muß nach jedem Zug die hervorkommende Zahlen, entweder oben oder mitten ansehen.

Zum Beweiß, daß man bey gehöriger Sorgfalt auch auf meiner Maschine nicht fehle, kann die Erfahrung von Ihro Königl. Hoheit, der Frau Gemahlin des Hrn. Herzog Friedrichs von Würtemberg bürgen, höchstwelche etliche Nachmittage in meiner Gegenwart unzählige Aufgaben aufgelößt, und bey keiner gefehlt. Daß aber das Irren möglich ist, wenn man nicht genug bey sich selbst ist und die gehörige Achtsamkeit vergisset, habe ich auch schon selbst erfahren; und zwar begegnete mir solches, als ich meine Rechnungs-Maschine dem Hrn. Professor Hemmer von Mannheim zeigte; zu einer Zeit, da ich in wenigen Minuten predigen sollte und deßwegen sehr eilte. Ich sahe aber auch den Fehler aus oben angezeigten Kennzeichen gleich ein, und wiederholte die Aufgabe:

dies

dieß hätte mir aber auch bey einer Glöckleins-Maschine widerfahren können.

Uebrigens zeigt auch die Müllerische Maschine nicht alle mögliche Fehler an. Z. B. wenn man die Kurbel nicht oft genug herumführt, oder wenn man in Stellung der Aufgabe aus Versehen eine falsche Zahl sezt, oder wenn man beym dividiren die mitlere Zahlen-Scheiben aus Versehen anfangs nicht auf Nullen gestellt oder beym Dividiren die schwarze und beym Multipliciren die rothe Zahlen ins Auge gefaßt hat.

Man muß also nicht meinen, wie aus der vortheilhaften Beschreibung des vorzüglichen Nutzens des Glöckleins vor den Augen eines Unkundigen scheinen möchte, als ob durch das Glöcklein nunmehr allen möglichen Fehlern, die man durch unrechte Behandlung begehen kann, abgeholfen wäre. Wer dieses glaubt, der müßte auch glauben, daß die Maschine allwissend wäre, und der könnte mit einer desto größern Zuversicht das Falsche für wahr halten, wenn er der Glocke seiner Maschine die Anzeige aller möglichen Fehler zutraut. Besser ists demnach, entweder keine Glocke, oder eine solche Glocke, die alle Fehler anzeigt, welches die Müllerische aber nicht thut, und keine auf der Welt thun kann, daß die Maschine alle mögliche Zahlen rechnen muß, und es ihr also einerley ist, ob man bey der Stellung der Aufgabe in einem Zahlzeichen fehle oder nicht, denn wenn ich 122 mit 13 multipliciren oder dividiren solle, und

ich setze aus Versehen 112 für 122 zur Aufgabe, so kann sie das fehlerhafte Product nicht anzeigen: weil es eigentlich kein Fehler wäre, wenn ich in einem andern Fall wirklich 112 mit 13 multipliciren oder dividiren sollte. Gleichwie ich nun billig von Anfang nachsehen muß, ob alles recht gestellt sey; so muß ich währendem Rechnen auch auf die vorgeschriebene Behandlungs-Regeln merken. Und wenn ich ja noch an dem Glockenschlag zweiffelte; so wollte ich lieber die Aufgabe wiederhohlen, weil es ja wenig Mühe kostet, als dem Glockenschlag glauben, der mir nur einige und nicht alle mögliche Fehler anzeigt.

Ich sehe also keine Verbesserung bey der Müllerischen Maschine. Wenn sie aber nur das leistet, was die meinige leistet; so ists genug Beweis von der mechanischen Kenntniß des Hrn. Müllers, wenn er auch gleich einen genauern Leitfaden an der Beschreibung der Geschichte meiner Erfindung vor sich hatte, als ich bey der Leibnitzischen. Wie leicht aber eine offenherzige Beschreibung der Geschichte einer Erfindung dergleichen Hr. Müller bey der Meinigen vor sich hatte, einem Mechanik-Verständigen, auf die rechte Spur des Nachdenkens leiten, für vergeblichen Abwegen verwahren, und auf die Entdeckung der innern Structur hinweisen kann; davon kann ich ein Beyspiel bey einer gewissen Gattung von Rechnungsmaschinen anführen, die ein Mathematikus im Westphälischen vor ein Paar Jahren dem Publikum durch Pränumeration um ein gerin-

ges Geld angeboten hat. Ungeachtet nur die Beschreibung der äussern Gestalt in der Nachricht angezeigt war, so kostete es mich nur einen einigen Tag Nachdenken, so gab ichs meinen Sohn einem 13jährigen Knaben vor, eine solche Maschine von Pappe und Holz nachzumachen, welche auch gerad die innere Einrichtung hatte, als ich hernach bey der fremden fand. Nur einem Unkundigen scheints etwas unmögliches aus der äussern Gestalt aufs innere zu schliessen: welches aber für einen geübten und denkenden Mechanikus fast allemal möglich ist.

Ich habe übrigens meine Erfindungen nie heimlich gehalten; deswegen kann es auch wohl seyn, daß durch Arbeiter von mir oder durch Gelehrte denen ich das innere gezeigt, oder da mein Bruder mit einer solchen Maschine auf der Reise war, es einem Freund aufgeschlossen und also der Herr Müller durch Discourse Winke bekommen, da es denn wohl nach dem Sprüchworte gehen könnte: Sapienti sat.

Dieß soll ihm aber dem Ruhm nicht nehmen daß er große Fähigkeiten habe, und ich werde auch nicht mit ihm um den Vorzug streiten, weil dieses ihn und mich wenig nutzen wird, so lang man nicht solche Talente so weit unterstützt, daß Leute, die dergleichen Gaben haben, ohne ihr eigen Vermögen daran zu setzen, Versuche machen können. Wie viel Geld wird von Grossen ausgegeben? was wäre verlohren, wenn man solchen Leuten auf ihre Lebenzeit jährlich Pensionen

nen gäbe, wovon sie, wenigstens ohne Nebenbedienung, leben könnten? oder wenn Grosse der Erde solchen Künstlern ihre Werke, die sie von Zeit zu Zeit verfertigen, um ein billiges Geld abnähmen! daß sie Lust bekämen etwas Neues zu versuchen.

Wirklich habe ich eine kleine Art von blossen Additions-Maschinen, welche in grossen und langen Reihen von Zahlen, sehr bequem zu gebrauchen und nach Verhältniß der grossen Rechnungs-Maschine sehr wohlfeil sind: aber auch von jedem erfinderischen Kopf, der nur die äussere Figur und Behandlung sieht, leicht nachzumachen ist.

Ich habe 3 Stücke: wer mir 100 Thaler für alle 3 Stücke giebt, kann sie haben. Einzeln kann ich keine hergeben, weil ich bey dem Erfinden dieser geringen und einfachen Art, da ich ein Jahr lang verschiedenes versuchen ließ, über 100 Thaler Unkosten gehabt.

Echterding, den 1. Oct. 1784. Hahn.

VI.

Auszug eines Briefes.

Toulon, den 4. Febr. 1785.

Gestern hörte ich endlich nachdem ich es lange vergeblich gewünscht, diesen 15jährigen blinden Virtuosen. Er ist im Begriff seine Reise nach England anzutreten. Der Vater wie es scheint strengt ihn über seine Kräfte an. Denn auch für die stärkste Brust blies er den Abend da er das Concert gab, zu viel. Sein äuseres Ansehn ist schwach und kränklich.

Ich verstehe nicht Musik genug um die regelmäsige Schönheit seines Spiels zu beurtheilen; aber nie hörte ich Töne die den intellektuellen Begriff meiner

ner Seele von ächter Musik so ganz befriedigten; eine Musik so voll unverfälschten Natursinn, wo jeder Ton Aushauchen der Empfindung ist.

Seine Phantasien sind kunstlose Ergießungen melancholischer Gefühle. Bald entwickeltes Gefühl des Leidens, bald Sehnsucht nach Glück, bald ein Aufwallen, eine schnell vorübergehende Schwingung der jugendlichen Seele zur Freude; aber die rührendste und ganz eigene Schönheit seines Spiels, besteht vorzüglich in einem gewißen Ton dumpfer Klage, einer leisen Aspiration der innersten Saiten der Empfindung für die keine Sprache Ausdruck hat.

Ich wage es nicht den ganzen Sinn dieses für mich so unaussprechlich beseelten Spiels, auseinander zu setzen, weil man so leicht verführt wird, den Künstler unsre eigene Art zu empfinden beyzumessen. Es wäre mir daher äuserst merkwürdig genaue Nachricht von dem Charakter dieses jungen Menschen und den Gang seines Talents zu wissen. Ist es blos Feinheit der durch den Verlust des Gesichts, concentrirten Kräfte des Gehörs und Gefühls? — Ist es jene Urkraft, jene Intuition des Talents, von der Leßing den Mahler Conty sagen läßt: „wäre Raphael auch „ohne Hände gebohren, würde er doch das größte mahlerische Genie seyn." Oder ist es — was ich kaum einen Augenblick denken mag — so wie bey den meisten Virtuosen, nur Studium der Kunst, geübter Geschmack?

Ich wünschte daß diese Zeilen irgend jemand veranlassen mögten nähere Nachrichten von der Lebensgeschichte dieses jungen Menschen zu sammlen. Wie weit Cultur oder ursprüngliche Geistes-Stimmung seine Gefühle entwickelten? ob sein Unglück ihn mehr niederdrückt, abstumpft, oder seine Seelen-Kräfte höher spannt?

Der Teutsche Merkur.

May 1785.

I.

Pindars zweyte Isthmische Hymne auf des Xenokrates, des Akragantiners, Wagensieg.

Pindar war ein entzückter Freund des schönen Thrasybuls des Sohns des Wagensiegers Xenokrates. Diesem schickte er diese Hymne auf den Sieg seines Vaters durch einem gewissen Nikasipp (v. 68.) Das Gefühl der Schönheit und edler griechischen Freundschaft, oder vielmehr der hohen geistigen Liebe für den Jüngling, scheint daher jetzt das erste und mächtigste in Pindars Seele zu seyn. Denn von dieser durchdrungen, bricht er in Ruhm der ältern Dichter z. B. des Anakreon, Alzäus u. a. m. aus, deren Gesänge blos der Enthusiasmus für Schönheit und zärtliche Freundschaft zum Lobpreiß schöner Jünglinge, nicht Hinsicht auf Gewinn, wie die spätern Dichter, entflammte. (v. 1—19.). Die Scholiasten merken an, daß der Dichter besonders den Simonides, der die Muse zur Lohn-

arbeiterin gemacht, im Sinne gehabt. S. Aelian, 8, 2. Simonides war überdem samt dem Bacchylides ein Neider des Pindars. (S. Scholiast über Olymp, 2, 157.) V. 20—62. singt der Dichter das Lob des Siegers; nemlich v. 20—42 dessen Siege, den Isthmischen, Pythischen, auf welchen die sechste Pythische Ode gesungen ist, den Athenischen und Olympischen. Es ist Pindars Art, mehrere Siege eines Helden zusammen zu fassen, um ihn in desto größerem Glanze zu zeigen. — V. 42—50. berührt er die Siege seiner Verwandten. (So hatte z. B. Theron der Bruder des Xenokrates einen Olympischen Wagensieg erhalten, den die zweyte Olympische Ode besinget.) — V. 51—62. rühmt er seine übrigen Tugenden, seinen bescheidenen, sanften, ernsten Charakter, seine Götterverehrung, seine gastliche Wohlthätigkeit. V. 63—69. schließt er mit dem Auftrag an Nikasipp, den Thrasybul bey Ueberbringung der Hymne zu ermahnen, daß er sie nicht etwa aus Furcht vor dem Neide verheimlichen möge. — Agrigentum oder Akragos, jetzt Girgenti, ist eine Stadt in Sicilien.

Strophe 1.

Es ließen die Männer der Vorzeit, o Thrasybul! die der goldgekrönten Musen glänzenden Wagen *) bestiegen, das süßtönende Hymnengeschoß **) der

*) Pindar meynt die Dichter. Dieß Bild kömmt öfter bey ihm vor. z. B. Olymp. 9, 121. Isthm. 8, 134.

**) Daß dies sehr ausdrückende Bild für die Dichter-Ideen, die

der preislichen Harfe hinab auf die Jünglinge entrauschen, welche umschwebt der reizendthronenden Aphrodite Werber, der wonnevolleste Jugendherbst. *)

Gegenstrophe 1.

Denn nicht Gewinnesfreundinn war damals die Muse, nicht Frohnerin des Lohns. Es waren noch nicht die süßen, sanftbezauberten Melodien der Gesänge, mit goldheischender **) Stirne, der Terpsichore feil. Nun aber, ach! nun gestattet sie den Sängern zu horchen dem Rufe des Argivers ***) der da fleucht zur Seite der Wahrheit.

der Enthusiasmus so schnell ausströmt, wie der Bogen die Pfeile abschnellt, Pindarn sehr gewöhnlich ist, ist bekannt; es hat es keiner der neuern Dichter benutzt, ausser Ramler in s. Lyr. Ged. S. 135. f. Die Hauptstelle hievon ist Olymp. 2, 149. f.

*) d. h. die reifende männliche Schönheit. Denn ὀπωρα steht für ὥρα, wie Nem. 5, 11. verglichen mit Nem. 8, 1. Da nennt er sie auch den **Herold** der **Venus**. Dieser Ausdruck deutet auf ruhige Schönheit überhaupt, die hiesige Stelle aber auf jugendliche Schönheit welche reizet. S. Schneiders Versuch über Pindar. S. 122. f.

**) Könnte man wohl lesen ἀργυρωθεισας, so daß der Dichter der Muse Terpsichore, jetzt eine goldheischende Stirne zuschrieb?

***) Dieser Argive war **Aristodemus**. Er verlohr nach dem Verlust seines Vermögens auch seine Freunde. Deshalb führte er nachher immer den nachfolgenden Sittenspruch im Munde, der aber im Sinne eines satyrischen Unwillens zu nehmen ist, wie Horaz Epist. 1, 1. 65.

Epodos 1.

Schätze! schätze, o Mensch! — Es war der Mann, der dies sprach, der Güter und Freunde beraubt. — Doch du bist weise, o Thrasybul; verstehest des Sängers leisesten Wink *). — Ha! diesen Isthmischen Wagensieg verlieh dem Xenokrates Poseidon **); er sandt' ihm den Kranz aus dorischem Eppich, damit zu umwinden das Lockenhaar;

Strophe 2.

Denn er wollte verherrlichen den Wagenkundigen Mann, der Agragantiner leuchtende Fackel. — Bey Krisa, ***) blickt auf ihn gnädig Appollon, und schuf ihm stralenden Glanz. — Auch ward er damals mit der

*) Schmid dichtet hier dem Pindar eine sehr unedle Idee an, indem er glaubt, er erinnere den Thrasybul hier daran, daß er auch sein nicht vergessen solle, diese Hymne für seinem Vater zu bezahlen. Allein ich glaube der Dichter sagt dem Thrasybul blos er wisse ja das Schicksal des Argivers, und den Sinn seines Sittenspruchs. Eben so beziehen auch alte und neue Ausleger, Heyne und Pauw, ausgenommen, den Anfang der fünften Isthmischen Ode ganz falsch auf Pindars Gewinnsucht — Das Komma hinter νικαν muß vielleicht weggestrichen werden, so daß ταν νικαν für ταυτην νικαν steht.

) **Neptun war über die Isthmischen Spiele gesetzt. In diesen war der Siegskranz von **Eppich**. Deswegen heißt der Eppich auch **Dorisch**. Denn Isthmos ist eine Landenge bey Korinth, und die Korinther gehörten zur Dorischen großen Völkerschaft.

***) d. h. zu Delphi in den Pythischen Spielen.

der Erechthiden *) herrlichen Grazien im glänzenden Athene geschmückt, jauchzend der wagenerrettenden Rechte des rossegeiselnden Mannes.

Gegenstrophe 2.

Die Rechte Nikomachos wars, die zur treffenden Zeit lenkte jeglichen der Zügel. — Ha! es riefen als Sieger ihn **) aus die Herolde der Horen ***) die Bundespriester Zeus, des Kroniden, des Schützers von Elis; sie, die er, der Pilgerfreund, einst bewirthet. Mit süßtönenden Jauchzen begrüßten sie ihn, als er dem Kampfe in den Schooß der goldnen Nike ****) entsank.

*) Ein alter würdiger Name für Athenienser — vom alten König Erechtheus. — Unter **Grazien** versteht Pindar bald Siege, wie hier, bald Siegespreise, bald Ruhmlieder u. s. w. — Des Xenokrates Wagenführer **Nikomachus** war selbst ein Athenienser.

**) Hier redet der Dichter wieder den Xenokrates an.

***) ὡραι nenne ich hier als Göttinnen der Zeit, oder Jahrszeiten. Die Priester des Zeus zu Olympia machten die Zeit, in der die Spiele sollten gehalten werden, bekannt, und waren die Kampfrichter (ἑλλανοδικαι). Da diese noch überdem mit dem Xenokrates in Gastfreundschaft standen, so freueten sie sich besonders über dessen Sieg.

****) **Nike** ist Viktoria, die Göttin des Siegs. Ich denke, ich habe das ganze Bild so richtiger gefaßt, oder wenigstens edler und ehrenvoller für den Helden ausgedrückt, als **Damm**, welcher übersetzt: **als er zu den Knien der güldnen Nike sich gewendet.**

Epodos 2.

Auf ihrem glorreichen Gefilde, das sie nennen den Hain des Olimpischen Zeus; wo des *) Ainesidamos Erzeugte ehregekrönt unter die Unsterblichen sich mischten. Denn es wiederhallten ja oft eure Wohnungen, o Thrasybul, von reizenden Reigentänzen und süßfrohlockenden Gesängen.

Strophe 3.

Denn ist nicht hügellos und unsteil der Pfad jeglichem, der da geleitet die Preise der Helikoniaden **) zu den Wohnungen glorreicher Helden? — O möcht ich weit hinausschleudern den Speer, daß er erreichte den Gipfel, auf dem Xenokrates ob seines liebreichen Geistes über andere Sterbliche erhaben glänzt! — Sittsamernst war er stets im Umgang der Bürger. —

Gegenstrophe 3.

Er achtete ***) der Pflege der Rosse nach aller Hellenen Weise; — fromm eilt er hin zu jeglichem Festmahl

*) Der Vater des Xenokrates.

**) Die Musen, vom Berge Helikon, ihrem Sitze in Böozien, an dessen Fusse einige der ältesten Dichter wohnten, z. B. Hesiod. — Der Sinn ist: berühmte Männer zu rühmen, ist leicht, weil man Stoff genug hat. Der Dichter stellt die Gesänge ins Haus des Siegers fahrend vor.

***) Ich lese mit Schmid und Heyne κομιζων für νομιζον. Wie unlyrisch ist nicht das leztere! und besonders in Damms Uebersetzung: **er glaubte ritterlich Pferde zu halten, sey der Weise aller Hellenen gemäß.**

Festmahl der Götter *). — Nie rollte der daher brausende Sturm das Segel an seinem gastlichen Tische herab; sondern er furchete hinauf zum Phasis in der Heitre des Sommers, und im Wintersturm steuerte er hinab zu des Nilos Gestaden **).

Epodos 3.

Auf dann! jezt nicht und nie müssest du schweigen ***) o Thrasybul, die Tugendgröße deines Erzeugers; müssest nicht bergen diese Hymnen, weil des Neides dräuender Argwohn das Herz der Sterblichen umlagert. Denn ich sang sie nicht, daß sie sollten verhallen in der trägen Vergessenheit Dunkel. — Dies verkünde, o Nikasipp, meinem trauten Gastfreunde, so du gelangest zu ihm. Gurlitt.

*) In der Ordnung, in welcher hier dieser Zug im Tugendgemälde des Helden steht, dünkte es mich besser δαιτων überhaupt von Opfermalen zu nennen; denn an sich könnte mans auch von seiner Gegenwart bey allen Wettspielen verstehen, bey welchen auch Opfermale gehalten wurden.

) **Phasis ein Fluß in Kolchis, dem heutigen Mingrelien. Der **Vergleichungspunkt** ist die sich immer gleiche, und den Zeiten und Bedürfnissen angemessene Gastfreyheit des Helden. Denn das nordliche Meer ist bekanntlich im Sommer, das südliche im Winter am besten zu befahren. — Der Dichter geräth in der Ausführung des Bildes vom Winde fast etwas ins Dunkle und Unverständliche.

***) Damm legt hier dem σιγατω einen zu gekünstelten Sinn unter. Er hält es für Ermahnung an den Thrasybul, von dem väterlichen Tugendadel nicht auszuarten, so daß man dann von ihm nicht das rühmen könne, was jezt an dem Vater gerühmt worden.

II.

Nisus und Euryalus. *)

Eine Episode aus dem neunten Buche der Aeneis.

Nisus hielt am Thore die Wache, ein rüstiger Kämpfer, Hyrtacus Sohn; ihn sandte, geübt den Wurfspieß zu lenken
Und das leichte Geschoß, Aeneen die Jägerin Ida:
Neben ihm sein Gefährt' Euryalus, schön, wie nicht einer
Unter den Aeneaden und Trojens Kriegern; dem Knaben
Hatte die bartlose Wange der Lenz des Lebens geschmücket.
Gleiche Freundschaft vereinigte sie; sie stürzten zusammen
Oft in den Kampf, und wachten auch izt zusammen am Thore.
Nisus beginnt: Euryalus, wer giebt unseren Seelen
Dieses Flammengefühl? Die Götter? Oder wird Jedes
Wilde Begierde sein Gott? Lang pocht mir das Herz schon nach Schlachten,
Oder nach edleren Thaten, und hass't unthätige Ruhe.
Siehst du wie tief in Sicherheit sich die Rutuler wähnen?
Wenige Feuer nur glänzen; vom Wein und vom Schlafe begraben
Liegen sie da; rings schweiget die Gegend: so höre denn ferner Was

*) Ich werde über einige Stellen, wo ich von der Lesart, oder der Erklärung des verehrungswürdigen Herrn Heyne abgewichen bin, mit einigen Worten Rechenschaft geben, und hoffe wenigstens nicht ohne Gründe gehandelt zu haben.

Was ich nun sinn', und welcher Gedank' in der Seele mir aufsteigt.
Alle wünschen Aeneen geholt, das Volk, und die Väter,
Wünschen verlässige Nachricht durch wiederkehrende Bothen. *)
Lohnen sie dir wie ich fodre, denn mir genüget der Nachruhm
Solcher That, so dünkt mich, von jenem Hügel bedecket,
Wollt' ich finden den Weg nach der Stadt und Evanders Pallaste. **)
Staunend und tief durchdrungen von edler Ruhmbegier hörte
Dies der Jüngling, und redete so zu dem glühenden Freunde:
Wie? verschmähest du mich zum Gefährten herrlicher Thaten,
Nisus, und soll ich allein in so große Gefahren dich senden?
Nein! Dann wär' ich nicht werth vom kriegrischen Vater Opheltes
Unter argolischen Schrecken und Trojens Kämpfen erzeuget,
Lehren empfahn, noch mit dir schon Thaten vollführet zu haben,
Als ich, das Aeusserste wagend, dem Helden Aeneas gefolgt bin.
Ja, dies Herz hier verachtet das Leben, verachters, und glaubt nicht
Theuer damit die Ehre gekauft, nach welcher du strebest.

*) Certa *reportent*. Reportare pro simplici, sagt Heyne aber warum? Es ist allerdings wahrscheinlich, daß die eingeschlossenen Trojaner nicht allein Aeneen von sich Nachricht zu geben, sondern auch von ihm welche zu erhalten wünschen.

**) Mœnia Pallantea. Ich halte dafür, daß hier unter Mœnia Pallantea der Pallast des Evanders und Pallas verstanden werde: denn das Moenia auch für ein Gebäude gelten könne, erhellet aus dem 549. Vers des VI. B.

Mœnia lata videt triplici circumdata Muro.

Nisus antwortet: kein Mistrauen, Freund; nie hast du's verdienet:
Nein; so wahr als zurück mich triumphirend dir bringe
Jupiter, oder wer immer von Göttern segnend herabschaut.
Aber wenn (und du siehst, mein Beginnen ist voller Gefahren)
Wenn ein Verhängnis, ein Gott ins Verderben mich risse, so gönnt' ich
Dir doch Leben; dein blühendes Alter verdient es vor meinem;
Jemand sey übrig, der mich vom Schlachtfeld gezognen mit Golde
Löse, nach Sitte zur Erde bestatt', und verböth' es das Schicksal,
Doch ein leeres Grab und Leichengepränge mir brächte.
Auch will ich ihr, die die Mauern des großen Aceftes verlassend
Muthig dir, Jüngling! allein aus vielen Müttern gefolgt ist;
Deiner unglücklichen Mutter nicht solchen Jammer bereiten.

Ihm erwiedert Euryalus: Freund, du kettest vergebens
Richtige Gründe zusammen; denn fest, unwandelbar stehet
Mein Entschluß: laß uns eilen! — Er sagts, und wecket die Wächter.
Diese besetzen den Posten am Thor, er aber verläßt ihn,
Schreitet an Nisus Seite daher, und sie suchen den König.

Rings auf Erden erleichterte Schlaf den übrigen Thieren
Jede Sorge des Tags, und die mühevergessenden Herzen;
Aber

Aber die Führer der Teucrer und die erlesenen Krieger
Waren über die Wohlfahrt der Stadt sich berathend versammelt;
Was sie begännen, und wen sie nunmehr an Aeneas als Bothen
Schickten: sie stehen gelehnt auf die langen Speren, die Schilde
Haltend, in Mitte des Lagers und Plans; als dringend die beyden
Jünglinge sonder Verzug hereinzutreten verlangen;
Wichtig sey ihr Geschäft und dulde nicht Aufschub; *) Julus
Nimmt sogleich die Eilenden vor; heißt Nisus beginnen.
Hört, so beginnt er, mit günstigen Herzen, ihr Aeneiden!
Was wir bringen, und messet es nicht ab nach unseren Jahren.
Wein und Schlaf hat die Glieder der Feinde gelöset, sie liegen
Sinnlos, wir selbst ersahen den Ort zum heimlichen Ausfall
Wo sich der Scheideweg theilt vor dem meerangränzenden Thore
Unterbrochen flimmern die Feuer, und schwärzlicher Rauch steigt
Auf zu den Sternen, erlaubt ihr die glückliche Stunde zu nützen,
O so sollt ihr Aeneen **) geholt aus Evanders Palaste Bald,

*) Pretium moræ fore. Hr. Heyne verstehet diese Stelle, daß es sich wohl lohnte, dem Rath ihrenthalben zu unterbrechen, und zu verzögern: auch ist diese Auslegung natürlicher, ich zog die andere vor, weil sie mehr zu der Eilfertigkeit beytrug der beydem Jünglinge paßt. Auch Dryden übersezt:

Th' affair important, not to be differr'd.

**) In Heynens Auslegung finde ich zwey Schwierigkeiten; erstens die Auslassung des Nos, welches doch zur Verhütung einer

Bald, mit Beute bereichert, nach vieler Feinde Gemetzel
Hier erblicken, auch werden wir nicht des Weges verfehlen,
Denn wir sehen die Stadt gleich hinter den schattigen Thälern;*)
Kennen durch fleissige Jagd die ganze Krümmung des Baches.

Hier erstand Aletes, ehrwürdiges Alters und reifes
Sinnes; ihr Vaterlands-Götter, die immer Troja beschirmen,
O noch habt ihr die Teucrer nicht ganz zu vernichten beschlossen,
Da ihr noch solche Herzen der Jünglinge, noch so entschlossene
Seelen uns ließet, so sprach er, und hielt die Schultern und
Rechten
Beyder, und überträufeite beyden mit Thränen das Antliz.
O was soll ich, welch würdigen Lohn für dies Heldenbemühen
Soll ich euch zuerkennen, ihr Männer! den schönsten zwar
werden
Euch die Götter gewähren und eure Tugend; auch wird euchs
Bald vergelten der biedre Aeneas, vergelten Julus,
Blühendes Alters, und nie uneingedenk solcher Verdienste.
Ja, so fiel Ascanius ein, bey den großen Penaten,
Bey

ner Zweydeutigkeit nöthig wäre, zweytens ein Supinum in um, welches von keinem Zeitwort, so eine Bewegung andeutet, regieret wird; und ohnedem wird es wohl kaum in einem Classiker vorkommen.

*) Primam sub vallibus urbem. Verstehe ich, daß die Stadt das erste ist, was sich dem Blicke darbeut: wodurch Nisus zeigen will, es sey nicht nur möglich, sondern auch leicht, sie zu erreichen.

Bey des Asparnaus Laren, beym Heiligthum der grauen
Vesta beschwör' ich euch, Nisus! (denn jede glückliche Hofnung
Leg' ich in euren Schooß.*) O bringt ihn zurücke; gewährt mir
Seinen Anblick, wir hoffen, ist er uns wiedergegeben.
Zwey mit erhabenen Bildern gezierte silberne Becher
Will ich euch geben, die Beut', als mein Vater Arisba besiegte,
Und der Dreyfüße zwey, und Golds zwey große Talente;
Einen alten Pokal, das Geschenk der sidonischen Dido.
Aber bezwing ich als Sieger dereinst Italien, bemeistre
Mich des Zepters, und heisse um die Beute euch Jünglinge
losen**)
Sahst du das Pferd des Turnus, die Waffen worin er
einherritt
Golden? eben dies Pferd, den Schild, und den röthlichen
Helmbusch
Scheid' ich davon, und dein Preis sind sie schon itzund,
o Nisus!
Ausserdem wird mein Vater dir zwölf erlesener Mägde,
Wird Gefangne dir geben, samt Jedes erbeuteter Rüstung,
Drüber das Feld noch, das selber besitzt der König Latinus.
Aber dich, zu welchem mein Alter näher mich rücket,
Meine ganze Seel', ehrwürdiger Jüngling, umfaßt dich,
Und

*) Ein etwas ähnlicher Ausdruck ist 16 B. der Odysee 139. V.
Ἀλλ' ἤτοι μεν ταῦτα θεῶν ἐν γούνασι κεῖται.

**) Dicere Sortem ist freylich ein wenig gesucht: aber Askanius spricht hier als Fürst dem es zusteht dicere sortem.

Und erwählt dich schon izt zum Gefährten in jegliches Schicksal.
Ohne dich soll Ruhm auf meine Tage nicht kommen;
Alles entscheide dein Rath, vollführe dein Arm, sey's in Frieden,
Oder im Krieg. Ihm giebt Euryalus dieses zur Antwort.
Keines Tags will ich je die Heldenbahn wieder verlassen,
Die ich nun eben betrat; dies glaube! Das Glück mag mir lächeln
Oder zürnen;*) doch flеh ich vor allen Geschenken dir dieses:
Eine Mutter, entsprossen aus Priamus altem Geschlechte,
Uebriget mir; sie begleitete mich, die Elende hielt nicht
Ilions Boden zurück, noch die Stadt des Königs Acestes.
Was auch jetzo mir droht, sie lass' ich ununterrichtet
Und ohn' Abschied zurück; bey Deiner Rechte bezeug' ichs
Und bey der Nacht, ich kann nicht die Thränen der Mutter ertragen.
Doch du tröste die Hülflose, flеh ich, steh bey der Verlassenen!
Diese Hoffnung laß mich von dir mittragen, und kühner
Geh' ich in jede Gefahr: aus tief durchdrungener Seele
Weinten die Dardaniden; vor allen der schöne Julus.
Ihm beklemmte das Herz die Erinnerung an seines Erzeugers
Zärtlichkeit, und er antwortet: Was immer dein Heldenbeginnen Würdig

*) Ich lese tantum: fortuna secunda
Aut adversa cadat.
Und glaube in der Antwort des Ascanius Casus factum quicunque sequetur einen Bezug darauf zu finden.

Würdig zu lohnen vermag; verheiss' ich dir alles, denn meine
Mutter sey sie hinfort, nichts fehl' als der Name Creusa.
Welchen Ausgang die That auch gewinne, so harrt doch nicht wenig
Dank und Verehrung auf Sie ob einem solchen Erzeugten.
Durch dies Haupt, durch welches einst pflegte mein Vater zu schwören,
Schwör' ich, was ich dir selbst bey glücklicher Rückkunft verheisse,
Eben dies sey der Mutter bewahrt und deinem Geschlechte.
Weinend sagt ers, und zieht das vergoldete Schwerd von der Schulter,
Welches, ein Wunder der Kunst, gefertigt, und schicklich in eine
Elfenbeinene Scheite gepasst der Creter Lycaon.
Mnestheus giebt dem Nisus ein Fell, erbeutet von einem
Zottigen Löwen, die Helme vertauscht der treue Aletes.
Und schon gehn sie gewaffnet einher, von den Schaaren der ersten
Jüngling' und Greise zum Thor mit Segenswünschen begleitet;
Auch der schöne Julus, zum Mann an Vorsicht und Geiste
Vor den Jahren gereift, giebt ihnen an seinen Erzeuger
Manchen Auftrag, doch keiner erreicht Aeneen, sie werden
Alle vorher in die Wolken durch wehende Winde vertragen.

Schon sind sie über die Gräben, und nahe durch nächtliches Dunkel
Dem für sie unseligen Lager, doch vielen Verderben Vorher

Vorher noch bringend, erblicken voll Weins und Schlafes
die Feinde
Rings gegossen ins Gras, die Wagen am Ufer erhöhet;
Unter den Rädern, und Riemwerk die Männer, es lagen
vermischet
Waffen mit Bechern. Am ersten begann der Hyrtacide.
Auf, Euryalus, greif zu dem Schwert, die Gelegenheit selber
Winkt; hiedurch ist der Weg, du sorg' und spähe von ferne,
Daß nicht etwan ein Arm sich rückwärts wider uns hebe;
Hier will ich räumen die Bahn, und weites Weges dich führen.
Also sagt er und schweigt, und hebt schon wieder den stolzen
Rannes das Schwert, der hoch auf dem mit Tapeten behängten
Lager den Schlaf von sich blies tiefathmend selber ein König,
Und ein Seher vor andern werth dem Könige Turnus.
Aber durch kein Gesicht konnt' er den Untergang fernen.
Auf drey Knechte, die sorglos daneben unter den Waffen
Lagen, den Waffenträger des Remus den Fuhrmann erhaschet
Unter den Pferden, stürzt er, und schneidet die hangenden
Gurgeln
Ab mit dem Schwerd, und dem Herrn auch das Haupt,
Welchem das Blut entsprudelt; von schwarzen Strömen
erlauen *)
Erd' und Gelieger, nicht minder erwürgt er Lamyrus, Lamus
Und den Jüngling Serranus, holdselig von Antlitz, in Spielen
Bracht'

*) Warum dann nicht so gut erlauen, als erwarmen, und erkalten?

Bracht' er die Hälfte der Nacht hin, und strebte, die Glieder bemeistert
Von Lyäus, beglückt, hätt' er die Spiele der Nacht gleich
Fortgerückt, und hinan zur Morgenröthe verlängert!
Wie ein ungesättigter Löwe die Hürden verwüstend,
Denn so räth ihm der wüthende Hunger, zerreisset, und aufzehrt
Feige verstummende Lämmer, und schnaubt mit blutigem Rachen:
Minder war nicht Euryalus Morden, voll flammenden Muthes
Tobt er um sich; vertilgt auf dem Wege des ruhmlosen Pöbels
Viele, den Abarys, Fadus, den Rötus, und den Herbesus;
Jene schlummernd, doch Rötus erwacht, und alles bemerkend,
Aber vor Angst sich mit einem geräumigen Becher bedeckend;
Diesem naht er, und stößt ihm das ganze Schwert in den Busen,
Den er, sich hebend, ihm darboth, und zieht's voll Todes zurücke.
Rötus verspeyet die Seel' in Purpurströmen, und sterbend
Giebt er die Weine von sich, gemischt mit Blute. Verstohlen
Dringt Euryalus glühend voraus: schon hatt' er Messapus
Schaaren erreicht, da sah' er das letzte Feuer verlöschen,
Und nach Gewohnheit entbunden die Pferde grasen, als Nisus
(denn er merkt daß zu sehr ihn Eifer und Mordgier dahinreißt)
Schnell spricht; Lassen wir ab, es naht der ungünstige Morgen.
Gnug ist der Rache geschöpft, die Bahn durch die Feinde
gebrochen.
Viele Waffen der Krieger, gemacht von gediegenem Silber,
Lassen sie, und Pokale, und schöne Tapeten zurücke.
Euryalus nimmt des Rannes Ritterschmuck, und sein

Wehrgehänge mit goldenen Buckeln, das vormals der reiche
Cädicus sandte, dem Sohn des Tiburs, in der Fern ihn durchs
Gastrecht
Sich zu verbinden, der sterbend dem Neffen es ließ, und als dieser
In dem Treffen gefallen, die Rutuler siegend erbeutet;
Diese schnallt er zu kurzem Genuß an die tapfere Schulter;
Auch den passenden Helm des Messapus, mit Federn geschmücket,
Setzet er auf; sie verlassen das Lager, und eilen ins Freye.

Reisige kamen indeß voraus aus der Stadt des Latinus,
Da noch gerüstet das übrige Heer in dem Felde verweilte,
An den Turnus die Antwort des Königs zu bringen geschicket.
Dreymal hundert, sie alle beschildet, und Volscens, ihr Führer.
Schon sind sie nahe dem Lager, und in die Schanzen gerücket:
Als sie von ferne die Beyden sich linkshin wendend erblicken;
Und der Helm, der flimmernd im nächtlichen Dunkel des
Mondes
Strahlen zurückwarf, verrieth den unvorsichtigen Jüngling.
Nicht umsonst sah's Volscens; er rief vor den Reihen der
Seinen:
Steht, ihr Männer! was eilet ihr fort? was seyd ihr ge-
wafnet?
Welcher Weg ists den ihr verfolgt? Sie geben nicht Antwort,
Sondern flüchten mit Hast in den Wald, und suchen im
Dunkel
Rettung. Die Reisigen stellen sich rings um alle bekannten
Schei-

Scheideweg' und umkränzen mit Wächtern jeglichen Ausgang.
Weit umher war der Wald von Dorngesträuchen und schwarzen
Eichen strotzend, und ganz mit dichtem Gebüsche bewachsen.
Seltene Steige nur glänzten durch die verborgenen Gänge.
Den Euryalus hindert der Beute Gewicht, und der Aeste
Dunkel; auch machet ihn Furcht des rechten Weges verfehlen:
Nisus entrinnt, ihn nicht missend; schon war er den Feinden
vorüber
Und dem See, in der Folge nach Albus Namen genennet.
Damals hatte Latinus hier seine geräumigen Hürden,
Als er stand, und umsonst nach dem fernen Freunde sich umsah.
„Euryalus, wo Unglücklicher ließ ich dich, und wo
„Spür' ich dir nach!„ Von neuem durchstreift' er die ganze
verworrne
Bahn des betrügrischen Waldes, besichtigt wieder die Pfade
Rückwärts forschend, und irret herum in den schweigenden
Büschen.
Pferde hört er, er hört ein Geräusch und den folgenden
Heerzug.
Aber nicht lange so trift ein Lermen sein Ohr, und er siehet
Euryalus, den schon die ganze Rott', ihn urplötzlich
Aus verrätherischem Hinterhalt her und dem Dunkeln befallend
Unter sich bracht', und umsonst entgegenkämpfend mit fort-
schleppt'.
Was soll er thun? Durch welche Gewalt den Jüngling,
durch welche

Waffen entreissen? Soll er in die Mitte der Schwerter sich stürzen,
Um zu sterben, und so sich durch Wunden den Heldentod fördern?
Eilend hält er empor im gehobnen Arme den Wurfspieß,
Und so betet er auf, zur hohen Luna sich wendend:
Du, o Göttliche, du, gieb dem was ich wage Gedeihen.
Waltende Schutzfrau der Wälder, Latonia! Zier der Gestirne,
Hat mein Erzeuger jemals für mich zu deinen Altären
Gaben gebracht, ich selbst dir Jagdgeschenke verehret,
An dem Schlußstein befestiget, oder gehenkt ans Gewölbe:
O so laß mich den Schwarm hier zerstreun, und leite den Wurfspieß
Durch die Lüfte. Er sagts, und mit jeder Leibeskraft strebend
Wirft er das Eisen, die Lanze zerspleißt im Fluge der Nächte
Schatten, trift in des Sulmo Verwandten, und trift hier
Ab, daß die Spitze das Zwerchfell durchdrang, und stecken der Schaft blieb *).
Lauliche Fluten entspeyt er dem Busen, wälzt sich erkaltet;
Hebt und senkt die Eingeweide mit langem Schluchzen.
Ringsum sich blicken die Feinde, und sieh! noch gieriger schwinget,
Nisus den zweyten Wurfspieß ausholend vom Rande des Ohres.
Während sie beben, durchfährt die beyden Schläfe des Tagus
Zischend die Lanz, und haftet erlaut im durchbohrten Gehirne.
Vol-

*) Ich lese fixo.

Volscens raset vor Grimm; den Lanzenschwinger erblickt er
Nirgends, und weiß nicht wohin er vor Eifer flammend sich stürze.
Ha! einstweilen sollst Du mit warmem Blute für beyde
Freunde mir büssen; er sagts, das Schwert entblössend, und stürmet
Auf Euryalus ein; nun aber aufgeschreckt, sinnlos
Schreyet Nisus, er konnte nicht mehr im Dunkel sich bergen,
Konnte länger nicht mehr solch schmerzlichen Anblick ertragen.
Mich! mich! hier ist der Thäter! auf mich her wendet das Eisen,
Rutuler! mein ist die List, nur nichts hat dieser verbrochen,
Hats nicht vermocht: beym Himmel und diesen mitwissenden Sternen.
Nur den unglücklichen Freund hat er zu zärtlich geliebet.
Also rief er, doch war mit Kraft gestossen das Schwert schon
Durch die Rippen gefahren, und hatte die Schneebrust zerrissen.
Euryalus wälzt sich im Tod; Blut fliesset die schönen
Glieder herab, und der Hals liegt nieder zur Schulter gesunken.
So wie unter der Schneide des Pfluges sterbend verwelket
Eine purpurne Blum', und wie das Haupt auf den laßen
Hals hinneiget der Mohn, von Regengüssen beschweret.
Aber Nisus stürzt in der Feinde Mitte, begehrt nach
Volscens vor allen allein, verweilet alleine bey Volscens.
Zwar ihn drängen bald hier und bald dort die Feinde zurücke,
Dicht ihn umzingelnd: doch er arbeitet hindurch, und dreht sein
Blitzendes Schwert, bis ers in des schreyenden Rutulers Antlitz

Vorne verborgen, und sterbend dem Feind die Seele geraubet.
Dann hat er, selbst durchbohrt, auf die kalte Leiche des Freundes
Hin sich geworfen, und hier erst in sanftem Tode geruhet.

Glückliches Paar! wofern mein Gesang es vermag, so entreisset
Dich so lange kein Tag dem Angedenken der Nachwelt,
Als Aeneens Geschlecht um den unbeweglichen Felsen
Des Capitoliums wohnt, und als herrschet der römische Vater.

Sieger, und nun sich des Raubs und der Beute bemächtigend trugen
Den entseelten Volscens die Rutuler weinend ins Lager;
Minder war nicht im Lager der Jammer, nun sie den Rannes
Blutlos, und viele der Fürsten zugleich gemordet erblickten,
Den Serranus, den Numa; es dringt ein zahlloser Haufen
Zu den Todten und Röchelnden hin, zu dem Platze, vom frischen
Morde noch lau, und den Bächen geschwellt von schäumendem Blute.
Sie erkennen die Beute, den Ritterschmuck, und des Massagus
Glänzenden Helm, zurück mit vielem Schweigen genommen.

Und Aurora, das Purpurgemach des Tithonus verlassend,
Ueberstreut schon die Erde mit neuem Lichte, die Sonne
Gießt schon Strahlen herab, und hellet die Thaten der Nacht auf;
Turnus ruft in die Waffen die Streiter, selber gewaffnet,
Sam-

Sammelt die ehernen Schaaren zur Schlacht, die seinigen jeder
Führer, und schärfen die kriegrische Wuth durch mancherley Zuruf.
Ja sie erhöhen auf Lanzen gesteckt (erbärmlich zu schauen)
Beyde Häupter der Freunde, und folgen mit lautem Getöse.

Links die Mauer hinan, (denn rechts umzingelt der Bach sie)
Stellen entgegen gereiht sich die duldsamen Aeneaden;
Halten besetzt die unendlichen Gräben, und stehn auf den hohen
Thürmen trauernd, so wie sich bewegten der Jünglinge Häupter
Ach! zu bekannt nur den Armen, und triefend von schwärzlichem Blute.

Unterdeß eilet geflügelt der Ruf die bebende Stadt durch
Alles erzählend, und trift an das Ohr von Euryalus Mutter.
Kalter Schauer ergreift der Unglücklichen Glieder, es stürzet
Ihr aus den Händen das Webschiff, los windet sich wieder die Wolle,
Fort fliegt sie, die Elende, läuft mit weiblichem Heulen,
Ausgerissen das Haar, zu den Mauern und vordersten Reihen
Sinnlos, sie denket nicht der Krieger, nicht der Gefahren,
Nicht der feindlichen Pfeil', und füllt den Himmel mit Klagen.

Euryalus! so muß ich dich erblicken; du konntest,
Meinem Alter zur Stütze bestimmt, alleine mich lassen
Grausamer! und nicht einmal, da du giengst in so große Gefahren,

Ward ein Lebewohl der elenden Mutter vergönnet!
Ach! dem Gevögel zur Beut', und Latiens Hunden gegeben,
Liegst du auf fremdem Gefild, und die Mutter folgte der Leiche *)
Nicht; sie drückte nicht zu dir die Augen, wusch nicht die Wunden,
Deckte dich nicht mit dem Kleid, das ich Nachts und Tags dir mit Eile
Fertigte, durch das Gewebe die Sorgen des Alters versüssend.
Wo dich suchen? wo liegt dein Gebein, die zerrissenen Glieder,
Und der Rumpf in Stücken verstreut? ach! übrigt mir dieß nur **)
Sohn, von dir? bin ich diesem durch Land und Meer gefolget?
O durchbohrt mich, dafern es noch giebt ein Mitleid, auf mich werft
Rutuler, alles Geschoß, mich tilget zuerst mit dem Schwerte!
Oder erbarme dich du, der Götter Vater, und schleudre
Dieses verhaßte Haupt mit deinem Donner zum Orcus,
Wenn ich nicht andres zu kürzen vermag das grausame Leben.
Dieses Gewein' erschüttert die Herzen, und klägliches Seufzen
Wandelt

*) funere.

**) Sie meint nach der Auslegung des Hrn. Heyne, und anderer das Haupt ihres Sohnes, so sie auf der Lanze erblickt. Allerdings konnte es auch gedollmetschet werden:

lohnst du mich also?
Bin ich dir deßhalb, o Sohn! durch Land und Meere gefolget.

Wandelt herum, es erschlaffen zum Kampf geschwächet die Kräfte.
Sie, die die Wehmuth entflammt, ergreift Idäus und Actor,
Auf des Ilioneüs Rath und des thränenvollen Julus,
Um sie zurück nach der Wohnung auf ihren Händen zu tragen,

Alxinger.

III.

Kleine Wanderungen durch Teutschland, in Briefen an den Doctor K*.

(Fortsetzung von S. 76. des T. M. April. 1785.)

Neunzehnter Brief.

Berlin.

Ich habe Sie sehr lange mit dem Aeussern dieser Stadt unterhalten, lieber K.: nun hören sie auch etwas von ihrem Innern, und zunächst von ihren Bewohnern.

Diese sind grösstentheils in vielen Stücken ihren Häusern sehr ähnlich. Glanz von aussen und Mangel von innen: viel Gold auf dem Rocke, und wenig in der Börse. Manche Familie figurirt eine Zeitlang mit — Wind; manche mit fremdem Gelde — aber beyde Arten treiben es nicht lange. Die erstere glänzt

so lange, bis ein schadenfroher Wind den Vorhang einmal aufhebt, und den Theaterflitter in seiner ganzen Armseligkeit zeigt; und die andre ist nur so lange groß als es ihre Gläubiger wollen, und die geben meistens nur sehr kurze Fristen.

Man hätte Ursache, in einer Stadt, wo schon an sich alles in hohem Preise steht, recht wirthschaftlich zu seyn; aber in den wenigsten Häusern ist dies der Fall. Man ißt und trinkt gern gut, und kleidet sich gern gut.

Kommen sie einmal des Sonntags auf eine der hiesigen Promenaden — ich will alles verloren haben, wenn Sie den Kaufmannsdiener vom Kammerherrn, den Schneider vom Hofrath, und den Friseur von seinen Kunden unterscheiden können. Dies gilt auch in einem noch höhern Grade von dem weiblichen Geschlechte. Wenn es einem nicht zuweilen gelingt die rauhe Hand der Köchin durch den seidnen Handschuh zu belauschen, und sie darnach zu rangiren, so wird es einem schwer, sie von einer wohlhabenden Bürgers-Tochter zu unterscheiden; und höret man diese nicht sprechen, oder sieht sie handeln, so gebe ich nicht viel darum daß man sie nicht, dem Anzuge nach, wenigstens für eine reiche Kaufmannsfrau hält. Aber mit der leztern hören alle Unterscheidungszeichen, sowohl innere als äussere, auf, und man tappt im Finstern. Sie haben eben die Erziehung und Lektüre, sprechen

eben so gut Französisch, singen eben so gut, und kleiden sich eben so gut und geschmackvoll als noble Damen von der Baronesse bis zur Fürstin herauf. Oefters tragen sie die neuesten Moden noch eher als diese, weil ihre Männer Geld und promte Correspondenten in Paris haben. Der einzige Unterschied wäre noch, daß die Damen von höhern Ständen die Schminke dicker und breiter auftragen. Kaufmanns-Frauen schminken sich nur natürlich.

Mit dieser Staatssucht sind unzertrennlich miteinander verbunden die Trödelbuden. Einem Fremden muß die Menge derselben gleich beym Eintritte in die Stadt sehr auffallen; bey mir war es wenigstens der Fall. Um ihnen den widrigen Begriff zu nehmen, oder um Käufer anzulocken, sind sie fast alle in sehr neu-antiken, oder sehr modernen Geschmack erbauet, und die meisten werden von Säulen-Ordnungen getragen. Sie sind die Leitern, auf welchen die neuen Moden, von der Gräfin, immer nach und nach aus einer Hand in die andre, zu dem Dienstmädchen hinabsteigen; und es muß oft der Fall seyn, daß ein Trödler ein und eben das Kleidungsstück dreymal verkauft und dreymal wieder erkauft, bis es endlich dem Käufer von der niedrigsten Klasse zerrissen vom Leibe fällt.

Alle diese Trödelbuden sind mit männlichen und weiblichen Anzügen, mit vornehmem und geringem

Haus-

Hausgeräthe bis zum Eindrücken vollgepfropft, und wenn man sonst will, kann man sich in denselben vom Kopfe bis zu dem Füssen so vornehm und so gering kleiden als man Lust hat. Es ist alles im Ueberfluß bey der Hand.

Aber wenn es damit genug wäre — man will auch gern so leben, als es der Stand dessen erfordert, dessen Kleider man trägt. Daher Bankerutte über Bankerutte, und Concurse über Concurse. Der Kriegsrath, der 1000 Thlr. Einkünfte hat, geht mit dem Schreiber der 100 Thlr. hat, zu Einem Thore hinaus, und in den Gefängnissen sitzen alle Stände in gleicher Verdammung unter einander.

Fühlt man daß man sich ruinirt hat, so sucht man alles hervor, um sich zu erhalten. Der Kaufmann giebt schlechte Waare statt guter; der Schneider fodert auf jedes Kleid eine Elle Tuch mehr; der Schuster verarbeitet verdorbnes Leder; der Weinschenke macht ungarische Weine, Bourgogner und Champagner; der Staatsbeamte greift die ihm anvertrauten Kassen an. — Kurz alle sind auf dem nächsten Wege nach dem Thore begriffen. Und will das alles nicht anschlagen, so setzt man in die Lotterie, und baut seine arme letzte Hoffnung auf ein Rad, daß seiner Natur nach nicht auf sich fußen läßt; und schlägt auch dieses fehl, so hat man die Wahl zwischen Gefängniß, Steckbrief, Strick und Pistol.

Die

Die Lottosucht muß hier sehr stark eingerissen seyn, denn fast an jedem Krämerladen in der Stadt und in den Vorstädten findet man Einnahme-Zettel angeschlagen. Bis in die Kasernen kommen die Unterhändler der Lottocaßirer, und muntern durch lachende Aussichten auf Gewinnst selbst die armen Soldaten auf, die Hälfte ihres Soldes anzulegen. Diese trösten sich dann mit der Hoffnung auf Tausende, und hungern drey Tage.

Eben so häufig als die Lottocomtoirs sind die Tabagien. In manchen Strassen ist das dritte Haus, namentlich der Erdstock, eine Tabagie, wo sich die Bürger versammeln um zu kannegiessern. Diese Versammlungen haben sehr viel Aehnliches mit denen zu London. Sie sollten hören, wie man hier vom König und seinen Ministern spricht. Es kann in den Londoner Taverns kaum eine so zügellose Sprache geführt werden, als hier, wo die Bewunderung der Thaten des großen Königs, als Krieger und als Vater des Vaterlandes, aus der ersten Quelle geschöpft werden sollte.

Es scheint mir fast, als wenn ein unterscheidender National-Charakter-Zug der Brandenburger wäre, nichts gut zu finden was ihr König thut, und ihn nicht zu lieben. Bey seinen vortreflichsten Einrichtungen zucken sie die Achseln, und verwerfen sie, wenn der Nutzen davon nicht sogleich in die Augen fällt.

Alles

Alles ist unzufrieden, jeder will durch ihn ruinirt seyn. Wenn er sich öffentlich gezeigt hat, so ist die erste Frage: wie sah er aus? kränklich oder munter?

Das Militäre hat bey den Brandenburgern eben so wenig Liebe als der König selbst, und es wird öfters zum Vorwand der Unzufriedenheit mit letztern angegeben. Man trägt es weil man muß, sieht es aber in der Stille für ein Heuschreckenheer an, welches das Land verwüstet.

Zwanzigster Brief.

Berlin.

Der Flor der Wissenschaften und Künste geht hier mit dem Umtriebe der Manufakturen und Fabriken Hand in Hand, weil beyde vom Könige unmittelbar unterstützt werden. Freylich macht seine Prädilektion für französische Art und Kunst das Misvergnügen der vaterländischen Musen rege; aber es fällt in die Augen, daß mancher Strahl seiner Gunst auch sie berührt, sie müßten denn die ausgebreitete Denkens- Gewissens- und Preß-Freyheit für nichts rechnen. Ich meyne, daß diese allein schon den übrigen thätigen Belohnungen und Unterstützungen der Gelehrsamkeit die Wage hält, und im Grunde noch günstiger ist als jene. Es ist freylich nicht sehr ermunternd für einen Gelehrten der teutsch schreibt, daß sein teutscher Landes-

Landesherr nur sehr selten oder gar kein teutsches Buch in die Hand nimmt, und es ihm dadurch unmöglich macht, zu seiner Notiz zu gelangen; aber man sollte gerecht seyn, und nicht unmögliche Dinge fodern. Von seiner Jugend an ist er an Gallische Feinheit gewöhnt, und nimmt noch izt, in Stunden die ihm zur Erholung übrig bleiben, diese am liebsten zur Gesellschafterin. Dadurch ist sein Geschmack so abgeschliffen, oder, wenn man will, so überdelikat geworden, daß ihm selbst unsre Sprache rauh und harttönig vorkömmt. Und ferner: können wir mit gutem Gewissen, den gedruckten Beweis in der Hand, vor ihn treten, und ihm sagen: Du wirst hier Dinge lesen die Du in deinen Lieblingen nicht gefunden hast? Ich glaube, daß der wüthendste Gegner der Gallomanie nicht Herz genug hätte, diesen Beweis zu führen. Es ist gewiß, daß unsre Nation in den sogenannten reellen Studien, in unermüdeter Arbeitsamkeit, in eisernem Fleis als die erste in Europa vorantritt; und diese Gerechtigkeit lassen uns unsre Nachbarn endlich wiederfahren: aber wie geschmacklos trägt sie sehr oft die Früchte ihrer durchwachten Nächte und ihrer Anstrengungen vor! Je mehr Fleis auf die Materien gewendet wird, desto mehr wird der Vortrag derselben vernachlässigt; und viele sind sogar der Meynung: wenn nur die Sachen gut sind, ihr Kleid mag seyn wie es will. Aber es fällt in die Augen, daß diese Ausrede so unüberlegt, so leer von aller Erfahrung

rung und Weltkenntnis ist, daß man sich mehr als verwundern sollte, wie ein Mann so etwas behaupten kann, wenn man nicht wüßte, wer diese Männer sind, und wie ihre Bildung von Jugend an, und ihre jetzige Lage, Stand und Beschäftigungen sind.

Bey den Franzosen haben die kleinen und die großen Männer, die Theologen und Romanschreiber, die Juristen und Schöngeister, die Mathematiker und Dichter einerley Maasstab, nach welchem sie ihre Sachen vortragen: alle rennen nach dem Ringe des bon ton; und daher kommt es, daß sich selbst eine französische Sudelei immer noch weit erträglicher lieset als eine teutsche; bey der erstern beschmuzt man sich nur die Finger, aber bey der leztern sinkt man bis über die Knöchel in Morast. Wenn hunderttausende irgend etwas schön finden, so müßte man sehr unverschämt seyn, wenn man behaupten wollte, alle hunderttausende hätten nicht recht gesehen. Wenn das kleine Publikum der Kenner einem Buche den Stab bricht, und das große Publikum der Leser eben dies Buch begierig lieset, so traue ich dem leztern mehr als dem erstern, und lobe den Schriftsteller; denn er hat seinen Zweck erreicht, er hat irgend etwas im Ganzen seiner Manier das gefällt, wenn auch einzelne Theile fehlerhaft sind; und gefällt er, so hat er seine Absicht als Schriftsteller erreicht.

Dies ist der Fall mit den Franzosen. Wir werden unsre Sprache, und durch sie unsre Gelehrsamkeit und

und durch diese unsern Einfluß auf die Bildung ganzer Nationen nie in dem Grade verbreiten als es bey ihnen der Fall gewesen ist; so lange wir noch in dem Wahn stehn, ihre Manier sey windig, es sey eine Unziemlichkeit, von dem teutschen Ernste lachenden Witz, leichte Sprache, Sentiments und kleine angenehme Verse voll glühender Phantasie und einschmeichlender Lebensphilosophie zu verlangen; so lange unsre schwerfälligen Gelehrten mit feistem Witze (man kann es wohl nicht einmal Witz nennen, aber ich weis kein andres Wort) über unsre feinern Nachbarn lachen; so lange man es für verdienstlich hält ihre Schwächen herauszuklauben, fein dicht an einander zu reihen, und dann über die possirliche Gesellschaft zu lachen: — so lange liest sie kein Friedrich, und so lange verdenke ichs ihm nicht, wenn er sie nicht lesen mag. Wenn man aufhört über gewisse Männer unter uns zu spotten und sie mit dem Spiznamen der Gallo-Germanen und Semi-Gallier auszuzeichnen, weil sie mit Wort und That auf die Seite der Franzosen treten, und ihre Schriften als Fundgruben des guten Geschmacks, des Welttons und der gemeinnützigen Lebensphilosophie anpreisen: so triumphire der gute Genius unsrer Literatur, denn die Stunde seiner Entfesselung ist da; aber bis dahin muß er unter dem unauflöslichen Siegel des Vorurtheils und des misverstandenen National-Dünkels schmachten, der uns doch an den Franzosen so belachenswerth vorkömmt.

Eigentlich sollte uns des Königs Beyspiel lehrreich seyn. Wenn wir ihm, ohne ungerecht zu seyn, seinen Geschmack nicht absprechen können, so sollten wir uns beeifern so weit zu kommen, daß er auch in unsern Schriften Befriedigung fände. Aber wir nehmen den entgegen gesetzten Weg, und sprechen ihm, wo nicht den guten Geschmack, doch den guten Willen ab, unsre Verdienste anzuerkennen, und selbst einige unsrer besten Köpfe haben sich beeifert sein neuerliches Urtheil über unsre Litteratur von dieser gehässigen Seite zu zeigen. Wir lächeln über die Allgenugsamkeit der Franzosen, und machen es um kein Haar besser als sie, wenn wir uns stellen als läge uns nichts daran, ob der König uns lesen kann und mag, oder nicht.

Eben so ungerecht ist es, wenn wir über den Einfall spotten, in einer teutschen Stadt eine französische Akademie zu stiften. Ich glaube, gerade bey dieser Gelegenheit hat der König gezeigt, daß ihm ein verdienstvoller Teutscher eben so lieb ist als ein verdienstvoller Franzose; nur hat man die teutschen Namen vergessen die eine vorzügliche Zierde dieser Akademie waren und noch sind. Daß er selbst die Glieder dieses Instituts nicht für fehlerfrey hält, ist doch daraus ersichtig genug, daß er den Mann *) der ihnen Sprachfehler, gewiß nicht auf eine sehr sanfte Art, vorge-

*) de la Veaux.

vorgeworfen und bewiesen hat, mündlich seiner Gnade versicherte und mit dem Professor-Titel beehrte.

Berlin hat in allen Fächern der Gelehrsamkeit Männer von entschiednen Verdiensten aufzuweisen, und darunter sind manche, die in ihrer Art einzig sind. Ich mag nicht gern Männer nennen und rühmen, die durch ihre Werke gerühmt genug sind; wiederholen Sie sich selbst ihre Namen, und denken Sie sich das, was ich Ihnen von denselben hätte sagen können. Manche Leute mögen gern wissen, wie der oder jener Schriftsteller wohl aussehn möchte, ob er groß oder klein, wohlgenährt oder dürre, freundlich oder mürrisch ist. Diese Foderungen kann und will ich nicht erfüllen; denn es ist ausgemacht, daß man sich überall an den Schriftsteller, nicht an den Menschen halten muß, wenn nicht beyde in unsern Augen verlieren sollen; und es liegt dem vernünftigen Manne wenig daran, ob der große Geist, der die Bewunderung der Nation auf sich zieht, an einen häßlichen oder an einen schönen Körper gefesselt ist.

Berlin hat Schriftsteller und Schriftstellerchen, wie jede andre große Stadt, und letztre machen hier, wie überall, mehr Geräusch als erstere, obgleich ihre Anzahl geringer ist. Der hiesige Buchhandel ist im Flor und bringt gute und schlechte Waare zu Markte. Unter den Buchhändlern sind einige einsichtsvolle Männer, und die übrigen sind nicht schlechter und nicht besser als ihresgleichen in jeder andern Stadt.

Einundzwanzigster Brief.

Berlin.

Es war einmal eine Zeit wo man die anderhalb-hunderttausend Einwohner von Berlin für eben soviel Freygeister hielt, aber nach und nach hat sich dieses Vorurtheil gelegt, und dem entgegengesetzten Platz gemacht. Man hält sie jetzt für eben soviel Pietisten.

Beydes ist übertrieben; aber gewiß ist es, daß es der guten orthodoxen Christen hier mehr giebt, als der schlechten Heterodoxen. Leztre wohnen an den lebhaftern Plätzen und in den prächtigern Strassen der Stadt; erstere in der stillen Friedrichsstadt und in den Vorstädten. Beyde Theile gehen gern in die Kirche, nur nicht mit gleichen Absichten und gleicher Andacht.

Die bösen Christen besuchen S**. Z**. K**. und letzteren vor allen andern. Er hat eine schöne männliche Figur, ein frisches rundes Gesicht, eine feurige Deklamation und einen etwas poetischen Styl, der, mit dem Anblick seiner Figur verbunden, besonders auf die Herzen seiner weiblichen Zuhörer großen Eindruck macht. Vor einiger Zeit war es guter Ton diesen Prediger zu hören, und seine Zuhörerschaft schien ein buntes Auditorium von Herren und Damen, die hieher kamen um sich zu divertiren; aber seitdem er geheurathet hat, ist seine Kirche nicht mehr so voll, und die Damen lassen sich schon bitten, eine Predigt bey ihm zu hören.

Wenn

Wenn Spalding predigt ist die Kirche nicht minder gedrückt voll; aber man geht nicht dahin, weil es Mode ist, sondern weil man eine Predigt hören will. Der väterliche, wohlmeinende und herzliche Ton, der Spaldings Schriften auszeichnet, macht auch seine mündlichen Vorträge so anziehend, daß man immer befürchtet, er möchte zu früh aufhören.

Teller hat wenig Zuhörer, und es ist den Berlinern nicht zu verzeihen, daß sie ihn den leeren Bänken predigen lassen, blos darum weil er die sächsische Aussprache und eine etwas gellende Stimme hat.

Mit Silberschlag geht eine andre Klasse von Predigern und Zuhörern an. Man kömmt zu ihm, um sich zu erbauen, und im eigentlichsten Verstande Reue und Leid über seine Sünden und über die Gottlosigkeit der Leute am Schloßplatze zu tragen. Wer eigentliche, sehr nahe an katholische Devotion gränzende Andacht sehen will, der komme hieher, und mustre dies Auditorium, und diesen Lehrer.

Seine Predigten sind für einen aufgeklärten Kopf gänzlich unschmackhaft, und werden es so lange bleiben, bis er von dem Wahne zurückkömmt, daß man mehr die Einbildungskraft seiner Zuhörer, als ihren Verstand beschäftigen müsse. Letztrer ist ihm entweder verdächtig, oder es muß leichter seyn, die ohnehin schon kranke Phantasie seiner Zuhörer mit einigen Tiraden von Gnade, Blut und Leiden aufzuregen, als ihren Geist auf eine halbe Stunde zu unterhalten.

Zweyundzwanzigster Brief.

Berlin.

Der Ton der hiesigen Gesellschaften ist aufgeweckt und munter. Hier sind in dem Paradezimmer die Damen nicht von den Herren getrennt, und letztere setzen sich auch nicht, den Degen an der Seite und Chapeaubas unterm Arm zum Spiele nieder, wie ichs wohl in Frankfurt am Mayn, in Hamburg und in andern Reichsstädten gesehen habe. Mit dem ersten Besuch ist man hier introducirt, und nun kann man kommen und gehen wenn man will.

Bey Tische bestrebt sich alles den Scherz und die Freude zu unterhalten, entweder mit Gespräch, oder mit gesellschaftlichen Spielen. Aber das hat auch die Unbequemlichkeit, daß Alles sprechen und Niemand hören will. Man thut freylich als wenn man zuhörte, denkt aber an etwas andres, und thut zuweilen Fragen, die es deutlich beweisen, daß man weder Anfang noch Ende der erzählten Geschichte gehört hat. Dadurch stockt zuweilen die Konversation, aber sie wird immer sehr bald wieder angeknüpft. Jeder Cirkel hat gewöhnlich einen kleinen Lustigmacher in seinem Mittel, über dessen Einfälle man zuweilen aus bloßer Convention lacht. Mehrentheils hat sich dieser den Beyfall durch eine geläuffige Zunge und durch die Gabe, gehörigen Orts seine Zweydeutigkeiten an den Mann zu bringen, in der Gesellschaft erworben. Das leztre

Talent

Talent scheint hier vorzüglich dem witzigen Kopfe den Stempel aufzudrücken, die Exekution mag zuweilen auch noch so grob angelegt seyn. — Die Damen haben ja ihre Servietten, die, bey solchen Fällen vor die Augen genommen, ihr Lächeln sehr gut verbergen.

Eifersucht scheint hier nicht sehr Mode zu seyn. Die Frau sucht sich was ihr gefällt, und der Mann folgt ihrem Beyspiele. So begegnen sich oft Mann und Frau bey Lustparthien, jedes mit seiner Gesellschaft am Arm, in den dunklern Gängen des Thiergartens, nicken sich freundlich an, und halten sich nicht mit hin- und herfragen auf, sondern schlagen eine andere Allee ein. Der Mann führt seine Frau auf Pickenicks, wo ihr Liebhaber nicht fehlt, und sie geht gern mit, wenn sie auch weiß, daß sie ihren Mann einer Nebenbuhlerin in die Arme führt. So wäscht eine Hand fein die andre, und kein Theil ist scheniert.

Die Pickenicks machen hier einen eignen Zweig des Zeitvertreibs aus. Einer macht den Entrepreneur und wirbt zum Pickenick. Hat er eine bestimmte Anzahl von Theilnehmern beysammen, so wird in einem öffentlichen Hause alles zu ihrem Empfange veranstaltet. Man ißt, tanzt und spielt, und bezahlt am Ende die Couverts für sich und seine Dame. Solche Pickenicks werden vom Profeßionisten bis zum Minister angestellt, und haben mehrentheils ihre bestimmten Preise, von 6 Gr. an bis zum Louisd'or hinauf.

Nun wählt ein jeder was seine Börse vermag. Daß dabey aber der Schneider nicht Schneider, und der Sekretair nicht Sekretair bleibt, können Sie leicht denken. Jeder steigt auf Kosten seiner Börse ein Paar Stufen höher und der Ladendiener, der den ganzen Tag mit Waaren-Paketen umhergelaufen ist, würde sich in der Seele schämen, wenn er des Abends, selbst bey dem besten Wetter, zu Fuße auf ein Pickenick gehen sollte. Er nimmt eine Kutsche und fährt.

Eine zweyte Art des Zeitvertreibs sind die Promenaden, namentlich der Gräfl. Reußische Garten, unter den Linden, und der Thiergarten. Alle diese findet man zu gewissen Zeiten mit Spaziergängern von allerley Art besetzt, die sich soviel möglich in ihren größten Glanze zeigen.

Das Schauspiel ist ein drittes Divertissement, aber es wird nicht so häuffig besucht als man es auswärts denkt. Das Schauspiel-Haus ist nur eine kleine Bude für eine solche Stadt, und wird doch, bey seinen geringen Umfange, sehr selten voll. Dies scheint nicht sowohl in einer Gleichgültigkeit gegen das Theater zu liegen: sondern weil auch in diesem Punkte jeder über sich selbst hinaus will. Ich wollte gestern meinem Friseur für seine Pünktlichkeit eine kleine Freude machen und gab ihm 4 Gr. mit den Beysatz: es würde heute ein recht lustiges Stück aufgeführt, das sollt' er sehen! Er zuckte die Achseln, sah meine 4 Gr.

an und sagte endlich; ja, da muß ich doch noch 4 Gr. zulegen, wenn ich hineingehn will, es schickt sich doch für Unsereinen (mit einem bedeutenden Accent) nicht, das man auf den Viergroschen Platz geht. Ich mußte also noch 4 Gr. zulegen.

So steigt und übersteigt sich alles hier, und viele der Einwohner müssen manche Freude entbehren, weil sie nicht Geld genug haben, standesmäßig daran theil zu nehmen.

Aus diesem Grunde haben in Berlin die Juden ihr Himmelreich. Sie sind die großen Negotianten, die das Geld zu den Pickenicks, Spazierfahrten und Schauspielen herbeyschaffen. Je drückender das Bedürfniß des jungen oder alten Wohllüstlings ist, desto schwerer wirds dem armen geplagten Israeliten Geld zu schaffen, und desto höher steigt das Intresse. Aber ihr Gewinn hält auch nicht Stich, weil sie sich von der Verschwendungssucht ihrer Schuldner anstecken lassen, und weil es ihren Weibern und Töchtern zuweilen einfällt, einen gedrechselten frischen Fähndrich hübscher zu finden, als ihre Glaubensgenossen. Daher sind bey ihnen die Concurse so häuffig als bey den Christen, und das Geld bleibt hübsch im Umlaufe.

Dreyundzwanzigster Brief.

Berlin.

Der Anblick der jungen Einwohner beyderley Geschlechtes ist nicht sehr erheiternd. Die Mannsleute

sind im Durchschnitte lang, dürr, blaß und wie abgezehrt; die Frauenzimmer sind schwächlich, und haben größtentheils einen gelblichblassen Teint. Ein voller Busen ist in den höhern Ständen ein sehr seltnes Phänomen, so wie bey den Mannspersonen eine volle Wade. Ein geläufiger Mund und ein feuriges Auge ersetzen diese Mängel zum Theil, überwiegen sie aber bey weitem nicht.

Die Mannspersonen haben hier von sehr frühen Jahren an ein freyes Feld zu allen Debauschen, und die Frauenzimmer kokettiren mit ihren Gaben ehe noch die Natur ihre milde Hand gegen sie aufgethan hat. Kunst und Zwang drängen und verdrängen endlich die Natur, und sie zieht sonach ihre Hand von dem gezeitigten Werke ab, und es bleibt auf immer flatterig, ohne Kraft, Kern und Fülle, und stüzt sich nur auf die strenge Kunst, da es ihm an innerer Kraft fehlt sich selbst zu erhalten.

Gewöhnlich verschwinden hier mit dem ersten Wochenbette alle Reize, und selbst die Kunst vermag nicht mehr ihre Trümmer zusammen zu halten. Die Wöchnerin ist zwar Mutter, aber ohne ihre Pflichten erfüllen zu können. Das Kind bekömmt eine Amme, und trinkt nur zu oft mit der ersten Milch schon den Gift des Verderbens hinter, der hier schrecklicher wüthet, als vielleicht in irgend einer andern Stadt in der Welt. So hat man mir zuweilen in Gesellschaften

ten Damen und Männer vom Stande gezeigt, die in der zartesten Kindheit schon in den Händen der Chirurgen gewesen waren, und jezt noch die Merkmale von den Ausschweifungen ihrer Ammen an sich trugen.

Es ist grausend, lieber K.! — Aber Sie sind ja selbst hier gewesen. Sie haben ja die hiesige Charité gesehen. Man steht auswärts in dem Wahn, als wenn hier von Seiten der Polizey kräftige Verfügungen wider die Ausbreitung dieser Epidemie (hier scheint das Uebel wirklich epidemisch zu seyn) getroffen wären, aber man irrt; sie sind fruchtlos, und werden es wahrscheinlich auf immer bleiben, weil es eine Pest ist die im Finstern schleichet, und nur immer erst, wenn sie den höchsten Grad der Bösartigkeit erreicht hat, sichtbar wird.

Voltaire sagt irgendwo: ein Regent könnte die Armee seines Feindes nicht besser und gewisser aufreiben, als wenn er ein Corps Mädchen aus den lüderlichen Häusern der Hauptstadt errichtete und in das feindliche Lager detaschirte, um durch sie die Präliminar-Friedens-Artickel stipuliren zu lassen. Wahrscheinlich hat er dieses während seines Aufenthalts in Berlin geschrieben.

Vierundzwanzigster Brief.

Berlin.

Mir sind die vierzehn Tage meines hiesigen Aufenthalts ich weiß nicht wie schnell verlauffen. Aber

ich

ich halte es meiner Gesundheit nachtheilig länger hier zu bleiben. Unser Freund, Doctor S* sagte mir, daß hier sehr viel Leute an der Lungensucht stürben, und gab den Staub ausserhalb und innerhalb der Stadt zum Grunde an, und es kömmt mir selbst vor, als wenn ichs seit ein Paar Tagen auf der Brust hätte, und nicht recht frey athmen könnte. Ich weiß nicht wie man zuweilen in Absicht seiner Gesundheit so fahrläßig seyn kann; ich wäre schwerlich auf den Staub gefallen, wenn mir nicht S. diesen Wink gegeben hätte. Und wahr ists: wer seine Lunge lieb hat gehe nicht des Abends unter den Linden spaziren, wenn ein trockner Tag gewesen ist. In weniger als einer halben Stunde schwebt eine Staubwolke, die von dem Auf- und Abgehenden aufgeregt wird, über die ganze Promenade hin, und das muß ungesund seyn. Ich begreife nur nicht, wie ich zu weilen ganze zwey Stunden in dem Staube habe zubringen können; aber ** hätte mich auch davor warnen sollen.

Ich bin nach Berlin gekommen, um Einem Uebel zu entlaufen, und athme da Stoff zu einem andern ein, während das erste noch tiefe Wurzeln hat. Und wußten Sie den nichts davon, l. K.? konnten Sie mich nicht vor dieser staubigten Stadt warnen? Da Sie doch selbst hier gewesen sind, konnte Ihnen ja dieses Uebel nicht fremde seyn. Sie haben sich von jeher für meine Gesundheit so lebhaft interessirt, daß ich

ich unmöglich glauben kann, daß Sie flatterhaft mit meiner Heilung zu Werke giengen. Aber mir auch nicht den kleinsten Fingerzeig zu geben — wahrhaftig K. ich weiß nicht, was ich zu dieser Fahrläßigkeit denken soll.

Aber es ist beschlossen. Ich gehe Morgen mit Tagesanbruch fort, und ich wollte, daß ich die Sandwüsten der Mark schon 10 Meilen hinter mir hätte. Ich sehe gar nicht ein, wie ich von hier wegkommen soll, ohne meine Schwerbrüstigkeit zu vermehren. Ich stecke mitten im Sande, und habe drey Tagreisen ehe ich auf festen Boden komme. Aber ich werde mir eine Kutsche miethen, die ich dicht und fest zuziehen und nicht eher öffnen will, bis ich an Ort und Stelle bin. In derselben will ich essen, trinken und schlafen.

Freylich werde ich da nicht die heilsame Motion haben, als wenn ich ginge; aber ich will schon dahin sehen, daß die Kutsche schlecht hängt, und da will ich mich eine Stunde um die andre herzhaft schaukeln und stoßen lassen. Sie sehen selbst, lieber K. daß ich keinen andern Weg wählen kann; denn wenn ich gehen wollte, so würde mich die Sonne erhitzen, meine Lunge erweiterte sich, es käme ein Wind oder ein Wagen und wühlte den Sand auf, er zöge durch die Luftröhren in die Lunge und bis in die innersten Falten ihrer Flügel hinein, und ich wäre verloren.

Gesezt auch die Reise von hier bis nach Dresden käme mir 5 Louisd'or — lieber das leidige Geld, als meine Gesundheit eingebüßt. Und an der Lungensucht kann man noch eher sterben, als an der Hypochondrie, das ist in der Erfahrung gegründet. Nicht wahr lieber K?

(Die Fortsetzung künftig.)

IV.

Ueber den gesellschaftlichen Zeitvertreib.

An die Frau O. v. B.

Ihrem letzten mir so schmeichelhaften Befehle zu gehorchen, m. gn. Fr. habe ich den Gedanken: ob nicht die gesellschaftlichen Zeitvertreibe gemeinnüziger gemacht werden könnten, ohne deshalb langweilig oder pedantisch zu werden? noch etwas weiter verfolgt. Hier haben Sie die Früchte meiner Untersuchung, welche freylich noch unreif und mangelhaft sind: aber ich verlasse mich darauf, daß sie durch Ihre Darstellung, oder schon durch Ihr Vorlesen so viel Reiz und Anmuth erhalten werden, daß sie sich auch in dem ausgesuchten Zirkel, der durch Ihre geistreiche Unterhaltung beseelt wird, sehen lassen dürfen.

Vor allen Dingen glaubte ich die Absicht, warum wir bey dem reichhaltigen, jeden Augenblick abwechselnden

senlden und kurzen Schauspiel des Lebens und der Welt, das vor unsern Augen vor sich geht, noch geflissentlich Zeitvertreibe suchen, festsetzen zu müssen: um alsdann die Beschäftigungen, die wir gewöhnlich Zeitvertreibe nennen, damit zu vergleichen. Auf diesem Wege glaubte ich ihre Mängel und Fehler am sichersten zu entdecken, und zugleich den Maaßstab für den Werth neuer Vorschläge in diesem Fache zu finden.

Da es aber der Ueberlegung zuweilen eben so geht wie der Phantasie, daß ihr gerade das Widerspiel von dem Gegenstande aufstößt, den sie verfolgt: so bin ich in meiner Untersuchung, wie der gesellschaftliche Zeitvertreib wohl am nutzbarsten eingerichtet werden könne, unvermerkt auf den entgegengesetzten Gedanken gerathen, daß es nämlich so gar unrecht und schädlich seyn würde, Zeitvertreibe nützlich machen zu wollen. Ich dachte so:

„Das ganze Leben besteht in einer Reihe auf einander folgender Empfindungen, Gedanken und Handlungen. Bey allem, was wir Arbeit und Geschäft nennen, ist uns der Inhalt oder der Gegenstand und die Folge und Ordnung dieser verschiedenen Zustände vorgeschrieben; und eben das ermüdet uns, daß die Aufmerksamkeit gespannt und auf bestimmte Gegenstände geheftet ist. Der Zeitvertreib soll nun die daher entstandene Erschlaffung des Geistes heben: so wie die Ruhe den Körper erquicket.

Ich

Ich finde aber zwischen dem Körper und der Seele in diesem Puncte eine fast vollkommene Gleichförmigkeit. Die Ruhe ist für den Körper weiter nichts als Stillstand der Anstrengung. Sie nimmt eigentlich das Gefühl der Ermüdung nicht hinweg: sondern sie läßt nur der thierischen Maschine Zeit und Raum, durch die mechanische Verarbeitung des Lebenssaftes den Muskeln ihre vorige Schnellkraft wiederzugeben. Und eben so scheint es mit dem Zeitvertreibe der Seele zu seyn. Er setzt sie in einen solchen Zustand, wo die von der vorigen Anstrengung auf bestimmte Gegenstände ermüdete Denkkraft, durch ein nunmehr frey gelassenes Spiel der Ideen ihre vorige Reizbarkeit und Stärke wieder erlangt.

Die Haupteigenschaften, die der gesellschaftliche Zeitvertreib haben muß, sind folglich: Freyheit der Gedankenfolge, und Beförderung einer leichten und angenehmen Gedankenreihe durch die Gegenstände, welche uns die Gesellschaft darbietet; ohne daß wir uns selbst sehr anzustrengen brauchen. Dieses halte ich in der That für die Ursache, warum man sich in Ihrem Umgange so wohl befindet. Der Reichthum von Ideen, den Sie der Gesellschaft zum Besten geben, erleichtert jedem den Beytrag seines Contingents; man verhält sich mehr leidend als thätig dabey, nimt die Eindrücke auf wie sie kommen, und läßt eben so dem zufälligen Gange seiner eignen Phantasie und seines Verstandes freyen Lauf.

Gerade

Gerade einen solche Zustand wünscht sich die Seele, wenn ihre Kräfte durch anhaltende Aufmerksamkeit abgespannt sind; und wir klagen so sehr über Mangel an Zeitvertreib in den meisten Gesellschaften, die blos zum Zeitvertreib angestellt werden, weil dieser Wunsch daselbst nicht befriedigt wird.

Die Ursachen, warum unsre fortschreitende schiefe Cultur dem Menschen dieses geistige Bedürfnis, wie so viele andre, erschweret, anstatt es zu erleichtern, sind leicht einzusehen. Sobald ein bestimmter Ton, conventionelle Manieren, ängstliche Vorsicht in der Wahl und dem Ausdrucke der Gegenstände in der Gesellschaft beobachtet, also die Seele in einer regelmäßigen Spannung erhalten werden muß, flieht die Freude, und giebt der Langeweile ihren Platz; wofern nicht die Wichtigkeit der Gegenstände die Aufmerksamkeit fesselt. Aber alsdann ist die Unterhaltung kein Zeitvertreib mehr, sondern Arbeit. Der passionirte Spieler, die Coquette, der Höfling der um Blicke des Fürsten buhlt, der Verliebte, der Eitle — überhaupt jeder der mit Ansprüchen und Planen in der Gesellschaft erscheint, findet daselbst keinen Zeitvertreib, sondern neue Arbeit. Je mehr nun der steigende Luxus die Gegenstände dieser unwichtigen Nacheiferung vervielfältigt, und das Augenmerk der versammelten Personen auf eines jeden sein kleines Privatinteresse heftet, desto frostiger, leerer und steifer muß

die Unterhaltung werden; aus welchem Grunde auch in Dorfschenken und Handwerksherbergen oft weniger Langeweile herrscht, als in den glänzendsten Zirkeln und Assembleen.

Mir scheint es nun, daß es für die Erholung des Gemüths, die man sich durch den Zeitvertreib zu verschaffen sucht, eben so nachtheilig seyn würde, wenn man sich einen gewissen Nutzen dabey zur Absicht sezzen wollte. Die Seele muß alsdann ebenfalls ihre Aufmerksamkeit anhaltend darauf heften; und so bleibt es kein Zeitvertreib mehr, sondern wird Arbeit. Giebt es also Fälle, wo das Wohl des Menschen wirklich erfordert, daß die Seele ihre Triebfedern nachlasse, und ausruhe, wie der Körper: so scheint es schädlich, und also auch unrecht, durch den zu dieser Absicht gewählten Zeitvertreib noch einen andern Nutzen erzielen zu wollen; er sey übrigens moralisch oder ökonomisch. Giebt uns ein Zeitvertreib in der That neuen Muth, Heiterkeit und Kraft zu den Geschäften, und ist sonst unschädlich; so ist er das was er seyn soll, und ist selbst nützlicher als manche mühsame Anstrengung. Auch sind in dieser Rücksicht die einfältigsten Kinderspiele und Scherze untadelhaft für denjenigen dem sie diesen Dienst leisten. Mehr zu verlangen, würde auf Plusmacherey hinauslaufen, die in der Moral so gefährlich seyn möchte als im Finanzwesen. Wollte man aber annehmen, es wäre möglich Zeitvertreibe zur Mode zu machen die an sich nützlich wären,

wären, ohne daß derjenige, der sich derselben bediente, sein Absehen auf den Nutzen gerichtet hätte: so widerspricht dieses gleichfals der Natur der Geistesserholung, die in der Freyheit der Gedankenfolge besteht; und man müßte dann fast für jede einzelne Person eigene Erfindungen machen; weil einem dasjenige oft die beschwerlichste Arbeit scheint, was dem andern ein bloßer Zeitvertreib ist. — Ich wollte fast darauf wetten, daß der Ueberdruß am Spieltische mehr Seufzer auspreßt als hinter dem Pfluge.

Dies war ohngefähr der Gang meiner Betrachtung, aus der ich nun den Schluß ziehe, daß eigentliche Zeitvertreibe nicht nützlicher gemacht werden dürfen als sie schon sind: weil es nicht geschehen kann ohne sie ihres eigenthümlichen Nutzens zu berauben.

Sie sehen nun wohl, m. gn. Fr. daß ich hier den Begriff, Zweck und Nutzen des gesellschaftlichen Zeitvertreibes vielleicht etwas aufgehellet, aber damit den nicht ungegründeten Beschwerden über den gewöhnlichen gesellschaftlichen Ton unsrer Zeit keinesweges abgeholfen habe. Ich wage es daher über folgende Frage, welche den Gegenstand ins rechte Licht zu stellen scheint, noch einige Bemerkung beyzufügen.

„Wie sollen wir die vielen Stunden, die wir in Gesellschaften zubringen, ausfüllen, so daß wir keine Langeweile dabey haben, nicht in Pedanterey verfallen,

fallen, und daß sie uns von dem kurzen Leben doch nicht ganz verloren gehen? „

Diese Frage ist höchst wichtig; aber von so weitem Umfange, daß ich mich kaum einige Grundlinien zu ihrer Beantwortung anzugeben getraue.

Was zuerst in die Augen fällt, ist dieses: daß wir denen Gesellschaften, die dem Ansehen nach zum Zeitvertreibe bestimmt sind, zu viel Zeit aufopfern. Zeitvertreib ist nur dann erlaubt und rechtmäßig, wenn unser Tagewerk vollendet ist, das heißt, wenn wir das Maas der Geisteskräfte, die wir täglich ohne Nachtheil der Maschine aufwenden können, wirklich erschöpft haben. Es wäre in der That unrecht, unser pflichtmäßiges Tagewerk blos auf diejenige Arbeit einzuschränken, die uns der Staat und die Nothdurft auflegen; sondern wer viel vermag, muß auch viel thun. Wem die bürgerliche Gesellschaft keine oder nicht genug bestimmte Arbeit vorschreibt, der muß desto mehr an sich selbst bauen, und selbstgewählte Pflichten übernehmen. Hat er hier das Maas, das ihm seine Kräfte und seine Lage vorschreiben, erfüllt; erst dann ist es ihm erlaubt, aber dann auch Pflicht, Zeitvertreib zu suchen.

Der andre Fehler ist, das wir bestimmte Zeiten dazu aussetzen, und deren Beobachtung als eine Pflicht der Geselligkeit ansehen. Zeitvertreib ist Bedürfniß, wie Hunger, Durst und Schlaf. Er sollte nicht eher

gesucht

gesucht und genossen werden, bis das Gefühl der Ermüdung uns selbst dazu anreitzte. Wie es aber jetzt im geselligen Leben ist, müssen wir oft solche Stunden drauf verwenden, wo wir zur Arbeit am aufgelegtesten sind, und finden dann keine Befriedigung in der Gesellschaft; weil wir uns wirklich nach Arbeit sehnen.

Ueber diese beyden Punkte könnten sich aber die Vernünftigsten eines Ortes, nach vorhergegangener Verabredung, leicht hinaussetzen, und wenn sie es nicht thun, so verdienen sie die Langeweile, die sie in Zusammenkünften von 6 bis 7 Stunden plagt, und laden den dadurch erlittenen Zeitverlust dazu auf ihr Gewissen.

Die dritte Haupturſach der Leerheit und der Langeweile, zumal in vermischten Gesellschaften, scheint mir diese zu seyn, daß es uns an einem Vereinigungspunkte der Unterhaltung, an einem gemeinschaftlichen Interesse fehlt. In Griechenland und Rom war dieses der Staat, und ist es noch in England, Holland, Nordamerika und andern Freystaaten, die teutschen Reichsstädte nicht ausgenommen. Bey unsern Vorfahren war die Weinflasche für die Männer und die Hauswirthschaft für die Weiber ein solcher Gegenstand. Bey den Herrnhutern ist es der Heyland, bey den Quäkern das innere Licht, bey den Jesuiten die Herrschaft der Welt, und bey Herrn Apitsch und Compagnie das Berliner Gesangbuch. In Paris ist es oft

die elendeste Nouvelle du jour, womit sich ein Teutscher schwerlich begnügen würde. Sonst ist in den meisten gegenwärtigen großen und kleinen europäischen Staaten, jede Familie, ja jeder Einzelne vom Ganzen abgesondert, und hat mit seiner Noth oder mit seinem Ueberflusse so viel zu thun, daß das Schicksal seiner Mitbürger und des Staates selbst blos ein Gegenstand seiner Neugierde bleibt. Und dieses bekanntlich aus dem Grunde: weil fast alles, was man im Staate thun darf oder muß, abgemessen, und nach einem oft sehr unverhältnißmäßigen Geldpreise angeschlagen ist; so wie auf der andern Seite die meisten Genüsse blos für dieses willkührliche Zeichen eingetauscht werden können; und so der wahre Gesichtspunkt des Lebens verrückt, und das Mittel zum Zweck gemacht wird.

Hätten wir daher weniger Gesellschaft und mehr Interesse, mehr Theilnehmung an allem was nicht nur Stadt und Land sondern auch was benachbarte Nationen und Menschheit überhaupt interessirt: so würden unsre Zusammenkünfte von selbst zu wahren Zeitvertreiben, und durch die dem Gemüthe verschafte Erholung nützlich genug werden. Aber dieser Erfolg ist blos von einer fortschreitenden wahren Aufklärung aller Stände zu erwarten, und diese ist von der thätigen Theilnehmung menschenfreundlicher Regenten an den Bemühungen der weisesten und rechtschaffensten Bürger in diesem Fache endlich zu hoffen.

Soll

Soll aber die Sache auf dem alten Fuße bleiben, soll uns die Etiquette ferner halbe Tage lang in glänzende Gefängnisse einsperren: so weiß ich kein ander Mittel, als uns darin mit unterhaltenden gesellschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, bis das Bedürfniß des Zeitvertreibes von selbst eintritt; oder Spiele zu wählen, welche Anstrengung erfordern, und als Leibes- oder Geistesübungen nützlich werden können. Dieses ist freylich noch ein ungebautes Feld: aber es läßt sich anbauen.

Warum sollte man zu einer moralischen Vorlesung, zur Untersuchung einer gemeinnützigen Frage, zum Anschauen eines physikalischen Versuchs, zur Prüfung eines Meisterstücks der Kunst, zur Bekanntmachung einer die Menschheit interessirenden Entdeckung oder Begebenheit, zur Stimmgebung über einen für Stadt und Land wichtigen Vorfall, zur Vorlesung eines neuangekommenen wichtigen Buchs, und zu andern nützlichen Gegenständen der Unterhaltung nicht eben sowohl Gesellschaft einladen können, als auf Caffe, Thee oder frische Austern? Sollten Geschöpfe, die auf Unsterblichkeit hoffen, die Befriedigung des Magens nicht lieber als Nebensache betrachten, statt daß sie bis jetzt immer den Hauptgegenstand der gewöhnlichen längern Besuche ausmacht?

Ein Sekretär, ein Lektor oder andrer Hausgelehrter würde dann freylich für die Häuser der Großen und

Reichen eben so unentbehrlich und wichtig werden, als der Koch und Conditor: es scheint aber, als wenn die Menschheit eben nichts verlieren würde, wenn der Luxus endlich einmahl ihr großes Interesse, die Entwicklung des Geistes, zum Ziele seines durch alle Classen verbreiteten Wettlaufes setzte, da er lange genug auf sinnlichen Genuß und eitlen Prunk gerichtet gewesen ist.

Ob ein solcher Ton der Gesellschaft pedantisch werden sollte, das käme, dünkt mich, auf die Form und auf das Benehmen dabey an. Wir nennen manches pedantisch, weil wir es zu schwer finden: und wenn die Pedanterey weiter nichts ist, als übertriebene Achtsamkeit auf Kleinigkeiten, so erscheint diese steife Dame heut zu Tage vielleicht seltner im Gefolge der Wissenschaften und Künste, als unter denjenigen gesellschaftlichen Artigkeiten, Convenienzen und Ehrenpunkten, welchen die Mode in der feinen Welt die Verbindlichkeit der Gesetze gegeben hat.

Daß aber solche geistige Beschäftigungen langweilig werden dürften, werden blos diejenigen besorgen, welche keine Empfänglichkeit dafür haben. Wenn man aber voraussetzen darf, daß die Erziehung und der Unterricht sich immer mehr verbessert, und daß hier nur von den höhern Ständen bis zum wohlhabendern Manufacturisten und Kaufmann die Rede ist, in welchen beyde Geschlechter mehr als zu wissenschaftlich

lich erzogen werden: so fällt diese Besorgniß ziemlich weg. Doch würde auch der Handwerker, Taglöhner und Bauer, die über ihrer Arbeit blos körperliche Kräfte zusetzen, mehr Erholung beym Bierkruge finden, wenn es dabey für den Geist etwas zu thun gäbe. Man weiß wie viel Vergnügen solche Leute an popularen Schriften haben, wenn sie einmal aufs Lesen verfallen. Für diese wären zweckmäßig eingerichtete Geistesübungen ein wahrer und eigentlicher Zeitvertreib.

Der Schluß, den ich aus allem diesem ziehe, ist der: daß sich leicht ein schöner Plan entwerfen ließe, wie man tausend neue Quellen nützlicher Unterhaltungen in den Gesellschaften für jeden Stand und jedes Alter eröfnen könnte, sobald unsre Großen von oben herab sich der Sache unterziehen und selbst den Ton angeben wollten, um die Nachahmungssucht in diesem Stücke auf einen bessern Weg zu leiten.

Die Mittel dazu scheinen einer Preißfrage nicht unwürdig zu seyn, wenn man bedenkt daß doch eigentlich der Geist unser Wesen ausmacht, und daß wir deswegen Bürger und Unterthanen sind, um in höherm Grade denkende Menschen zu werden, als es in der natürlichen Freyheit geschehen könnte.

Wir Privatleute können blos dieses thun, daß wir Clubbs, Lesegesellschaften und andre Institute errichten, die sich diese Veredlung des geselligen Lebens

zum Ziel setzen, dergleichen auch schon an einigen Orten, vorzüglich in Paris, vorhanden sind, die wir Teutsche aber nicht so schnell nachahmen als die albernsten Kleidermoden; eben weil der Zug des Luxus und der Nachahmungssucht, von der Handwerksherberge an bis zur Antichambre, auf die Aussenseite der Cultur, nicht auf die wirkliche Entwickelung unsrer vielfältigen Kräfte gerichtet ist. Doch sind auch hier und da in Teutschland Anfänge zu solchen Einrichtungen gemacht. Der verbesserte Ton verbreitet sich dann aus solchen geschlossenen Gesellschaften weiter, und kann, in Verbindung mit besserer Erziehung des weiblichen Geschlechtes, nach und nach viel Gutes wirken.

Im Vertrauen auf Ihre gefällige Nachsicht, m. gn. Fr. habe ich diese Einfälle, so wie sie kamen, hingeworfen und hoffe damit einen weit reichern Vorrath von Ihren wichtigern Bemerkungen über diesen Gegenstand zugewinnen. B.

V.

Actenstücke zur Oesterreichischen Nachdruckergeschichte.

Vorbericht des Herausgebers.

In langer Zeit ist wohl keine problematische Materie, wobey es auf Recht oder Unrecht ankommt, ge-

genauer und vollständiger untersucht worden als die Frage „über das Eigenthumsrecht der Schriftsteller an ihre Werke; und über die Unrechtmäßigkeit oder Zuläßigkeit der Nachdrucker-Profession.

Die Sache ist durch gelehrte und scharfsinnige Männer von allem möglichen Seiten, unter allen möglichen Beleuchtungen, und aus allen möglichen Entscheidungsgründen so gründlich und ausführlich abgehandelt worden, daß ich es (zumahl nach allem dem was man davon im Deutschen Museum gelesen hat, und besonders nach der bekannten, dem Kayser selbst zugeeigneten Schrift des berühmten Campe) für unmöglich halte, noch etwas neues darüber zu sagen.

Ich gestehe offenherzig, die Gründe für das Eigenthumsrecht der Schriftsteller schienen mir von jeher so einleuchtend und entscheidend, hingegen nicht nur Gerechtigkeit und Billigkeit, insofern die Sache Privatangelegenheit der Schriftsteller ist, sondern auch das allgemeine Interesse der Teutschen Litteratur als National-Angelegenheit betrachtet, so offenbar gegen die Nachdrucker zu seyn: daß ich mich unmöglich überreden konnte, daß irgend ein verständiger und billiger Mann, der die Sache auch nur einige Augenblicke in Ueberlegung zu nehmen gewürdigt, folgende zwey Sätze im Ernste sollte bezweifeln können: es sey nemlich

Erstens, unredlich und unbillig, die Werke eines Schriftstellers, ohne seine Einwilligung, d. i. ohne

ohne mit ihm darüber contrahiert zu haben, folglich zu seiner und seines rechtmäßigen Verlegers offenbarer Beraubung und Beschädigung, nachzudrucken; und

Zweytens: es bringe Fürsten und Landesobrigkeiten wenig Ruhm, und könne mit dem Schutze, der Aufmunterung und der öffentlichen Achtung, welche der gelehrte Stand und gute Schriftsteller von ihnen zu erwarten berechtigt sind, sehr schlecht bestehen, wenn Sie den Nachdruck als eine Art von Gewerbe, das

1) seiner Natur nach dem Handel mit gestohlner Waare gleich ist,

2) wodurch im Grunde nur die besten und beliebtesten, und also a potiori gerade die verdientesten Schriftsteller gekränkt und beschädiget werden, und welches endlich

3) in seinen natürlichen Folgen unfehlbar eine gänzliche Zerrüttung des Verhältnisses zwischen Schriftsteller und Verleger, und also des Buchhandels überhaupt, nach sich ziehen, dadurch aber den Zustand der Gelehrsamkeit und der National-Aufklärung selbst verderblich werden muß,

nicht nur in ihren Staaten dulden, sondern noch wohl gar, unter welcherley Vorwand es auch

auch geschehe, begünstigen, aufmuntern, und unterstützen.

Diese Wahrheiten schienen mir (wie gesagt) so klar, und schon dem bloßen allgemeinen Menschenverstande so einleuchtend zu seyn; daß ich mich nicht erwehren konnte, zu glauben, daß man die wahren Ursachen, warum das Publicum über diesen Punct so unentschieden und bey dem immer zunehmenden Unfug des Nachdrucker-Wesens so gleichgültig zu bleiben schien, vielmehr in der Kaltsinnigkeit der Meisten gegen alles was sie nicht unmittelbar und persönlich angeht, in der kleinen ökonomischen Betrachtung, daß man gestohlne Waare wohlfeiler bekomme, und in der menschlichen Inconsequenz überhaupt, als in der vorgeblichen Ungewisheit und Dunckelheit der Hauptfrage, oder in einem Mangel an hinlänglicher Fähigkeit, sich in wenig Augenblicken von den vorbesagten beyden Wahrheiten zu überzeugen, suchen müsse.

Aus dieser Betrachtung kam es, daß ich, um zu einer Zeit, wo mit so großem Ernst und Eifer und doch mit so wenig anscheinendem Erfolge über den Nachdruck geschrieben wurde, meines Ortes nicht einen ganz untheilnehmenden Zuschauer abzugeben, (zumal da ich beynahe mehr als irgend einer meiner gelehrten Mitbrüder von den Nachdruckern gelitten hatte) auf den Einfall gerieth, im Junius

des

des T. M. 1780. in der angenommenen Person eines Nachdruckers aufzutreten, um, unter dem Vorwande die gute Sache dieser Freybeuter und ihrer Auguste und Mäcenen zu verfechten, die Ungereimtheit der Gründe, womit man den Nachdruck zu rechtfertigen gesucht hatte, desto auffallender zu machen; und bey dieser guten Gelegenheit, auch den Schriftstellern und Verlegern, vornehmlich aber dem lieben Publico und den erlauchten Beschützern unsrer berüchtigten Verlags-Diebe im Vorbeygehen ihre Wahrheiten zu sagen. Natürlicherweise mußten die Sophismen, die ich meinem Nachdrucker in die Feder dictirte, in ein Vehiculum eingewickelt werden, das ihnen wenigstens so viel von ihrer auffallendsten Absurdität benahm, als vonnöthen war, damit er nicht beym ersten Anblick unter der Maske erkannt würde. Da ich aber nicht erst seit gestern mit der Ironie umgehe: so glaubte ich hinlänglich dafür gesorgt zu haben, daß die Leser, qui nasum habent, sie gar bald ausfindig machen müßten. Auch bin ich überzeugt, daß nunmehr, da das Wort des Räthsels heraus ist, nicht ein einziger seyn wird, der, falls er jenen Aufsatz wieder zu überlesen würdigt, sich nicht wundern sollte, wie jemand so gar — unschuldig habe seyn können, die Ironie und das Persifflage nicht in allen Zeilen zu wittern. Freylich lag der Fehler bloß daran, daß der geneigte Leser nicht in einer Note gehörig davon avisiret wor-

den

den war — eine Vorsicht, die ich allen Schriftstellern; die sich der Ironie, als einer uns ehrlichen Teutschen ganz fremden und heterogenen Figur künftig etwa bedienen wollten, wohlmeynend empfohlen haben will. — Und so war es dann (wie jedermann sieht) bloß meine Schuld, daß ich unrecht verstanden, und (was ja ohnehin so wahrscheinlich war) für einen gewaltigen Politiker gehalten wurde, der sich bey den Herren Nachdruckern durch Einrückung dieses Schreibens in Gunst setzen wolle, und vielleicht durch diese niederträchtige Verläugnung seiner wahren Herzensmeynung künftig gelinder bey ihnen weg zukommen hoffe.

Wie oft ist es schon mein Schicksal gewesen, auf diese Art verstanden und gerichtet zu werden! Und wie könnte ich mich beklagen wenn mir dies von fremden Leuten begegnet, da noch erst neulich ein Mann, der mir die Ehre erweiset mich seinen lieben alten guten unvergeßlichen Freund zu nennen, der berühmte Herr Leibarzt Zimmermann in Hannover, mir vermuthlich kein Unrecht zu thun glaubte, da er in einer Anmerkung zur S. 431. des 3ten Bandes seines großen Werkes über die Einsamkeit, von mir zu sagen beliebt: ich dencke im Herzen nicht alles was ich schreibe; ich hänge zuweilen bekanntlich den Mantel nach dem Winde; und es sey nichts natürlichers, als daß ich mich aus Staatsklugheit ein klein wenig hämisch gegen ihn, und die zwey ersten Theile seines besagten Buches erklärt

klärt habe.*) Wenn unsere ältesten Freunde so rasch sind, aus einer so leichten Veranlassung und mit so weniger Wahrscheinlichkeit Arges von uns zu dencken und in einem Buche, das schon nach seinem bloßen äusserlichen Ansehen zu urtheilen, für die Nachwelt bestimmt ist, drucken zu lassen — was sollen unsere Feinde thun?

So wenig es mich also befremdete, daß das vorbemeldte Sendschreiben eines Nachdruckers mir, aus einem wircklich mehr lächerlichen als ärgerlichen Mißverstande, für eine Verrätherey an der gemeinen Sache der Schriftsteller ausgedeutet wurde, und daß sich kaum noch ein einziger wackerer Mann fand, dem es

*) Dies soll in der Anzeige der beyden ersten Theile des vorbesagten Werckes im **August** des T. M. 1784. geschehen seyn. Die Anzeige ist nicht meine Arbeit; ich habe sie aber gut geheissen, und nichts **hämisches** darinn gesehen. Uebrigens gestehe ich, daß es mir mehr als nur ein wenig auffiel, **dieses Wort** und **mich** in den Gedancken eines **alten Freundes** so nahe beysammen zu finden. **Hämisch** bedeutet (nach **Adelungs** Wörterbuche) **auf eine heimliche Art boshaft, geneigt** andern **auf eine hinterlistige Art** und ohne ihre Erwartung **zu schaden.** Wie dies zu meinem Herzen, und selbst zu meinem Temperamente passe, mögen alle diejenigen rathen, die in dem Lauf eines halben Jahrhunderts lange oder kurze Zeit mit mir gelebt haben! — Und wenn dann vollends noch die Frage wäre, wie des armen alten **Obereits** unschuldige Ankunft nach Weimar die Ursach hätte seyn können, daß ich mich **aus Politik** hämisch gegen Hrn. Z. und sein Buch hätte erklären sollen? o Corydon, Corydon! &c.

es möglich vorkam, daß vielleicht wohl gar der ganze Brief bloßes Persifflage seyn könnte: so war doch vonnöthen, daß ich, um nicht manche alte und neue gute Freunde, die ich in der Welt habe, unvorsichtiger Weise in Versuchung zu neuen Zungensünden zu führen, mich hier über diesen Punct öffentlich erkläre, und in guten derbem Teutsch, ohne Ironie oder Zurückhaltung, versichre: daß ich — des großen Vortheils ungeachtet, der mir davon zuwächst, wenn meine Schriften, beynahe noch feucht von der Presse, von Leuten die mir kein gutes Wort darum geben nachgedruckt werden; und wiewohl ich aus Staatsklugheit mich gar stark in Acht nehmen sollte, mir noch oben drein die Ungnade der Herren Schmieder, Trattner, Traßler, Gerle, und wie die wackern Patrioten weiter heissen, zuzuziehen, als welche mir ja leicht bey ihren höchsten und hohen Gönnern und Beschützern ein Tüchtiges verreiben könnten — daß ich, sage ich, dieser und andrer ökonomischen und politischen Ursachen ungeachtet, über das Eigenthumsrecht der Schriftsteller an ihre Werke, über die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks, und über die Pflicht der Landesobrigkeiten, jene bey ihrem Rechte zu schützen, und diesem durch nachdrückliche Zwanggesetze Einhalt zu thun, jederzeit eben so gedacht habe und noch immer eben so denke wie die edeln und biederherzigen Oesterreichischen Gelehrten, deren Erklärung auf die Trattnerische Einladung zur Theilnehmung an seinem Bücherräuberischen Vorha-

ben, ich hier, mit ihrer Genehmigung dem Publico in perpetuam rei memoriam vorzulegen das Vergnügen habe.

Die große Unternehmung, wovon hier die Rede ist, und an welcher Theil zu nehmen Herr Johann Thomas Edler v. Trattner, K. K. Hofbuchdrucker und Buchhändler, wie es scheint, alle Oesterreichische Gelehrte von einiger Bedeutung eingeladen hat, ist, zufolge des im November 1784. von ihm publicierten Skizzierten Plans zur allgemeinen Verbreitung der Lectüre in den K. K. Staaten durch wohlfeile Lieferung der Bücher für alle Fächer der Wissenschaften, das Geschäfte einer unsichtbaren Gesellschaft von Männern, deren Geschäft und Vergnügen die Wissenschaften sind, und denen nichts mehr am Herzen liegt als die Aufklärung in den K. K. Staaten per fas et nefas möglichst befördert und verbreitet zu sehen. Sie wollen in dieser patriotischen Absicht nicht nur eine nahmhafte Anzahl der gangbarsten und zum Theil besten Werke aus allen Fächern der Wissenschaften und Literatur, Werke, welche größtentheils das rechtmäßig erworbene Eigenthum bekannter Buchhandlungen in verschiedenen Städten Teutschlandes sind, nachdrucken: sondern, um sich soviel nur immer möglich eines ausschließlichen Bücherhandels zu versichern, suchen sie auch die Schriftsteller sowohl in- als ausser den K. K. Staaten durch Versprechung der vortheilhaftesten Bedingnisse anzulocken, ihnen neue Original-Werke oder gute Uebersetzungen

setzungen zum Druck zu überlassen. Fistula dulce canit volucrem cum decipit auceps. Allein was von dieser Lockstimme zu halten sey, läßt sich genugsam daraus erkennen, weil die Einladung mit gezogner Pistole gemacht wird. „Die Herren (so lautet „sie eigentlich in gutem Teutsch) geruhen uns ihre „Werke, gegen die Bedingungen die wir ihnen zu „machen belieben werden, herzugeben, oder — wir „drucken sie nach ohne die Herrn zu fragen."

Es ist die Geschichte des Gellertischen Bettlers:

Sie sehen ich fodre nichts mit Unbescheidenheit;
Nein! ich verlasse mich (hier wies er ihm dem Degen)
allein auf Ihre Gütigkeit.

Die unsichtbare Gesellschaft erwählte sich zu Ausführung dieses glänzenden Plans einer Art von Universal-Monarchie über Schriftsteller und Buchhandel, den weltbekannten Herrn Johann Thomas Edlen von Trattner. Ihre Wahl hätte auf kein würdigeres Subject fallen können. Hr. v. Trattner ist nicht nur mit allen zu einer solchen Unternehmung erforderlichen moralischen Eigenschaften reichlich versehen, sondern hat auch allein in Wien sechsundzwanzig Pressen in Gang, ist mit Papier, Schriftgiesserey, Kupferstecherey, Kupferdruckerey und Buchbinderey eingerichtet, hat in den meisten Hauptstädten der K. K. Provin-

zen, als in Prag, Pest, Linz, Grätz, Brünn, Insprug, Triest, Agram, eigene Buchhandlungs-Comptoirs, und ist sich der Uebermacht, die ihm dies alles giebt so lebhaft bewußt, daß er sogar darauf rechnet, mehr als 60 zum Theil sehr ansehnliche Buchhandlungen in den vornehmsten teutschen Städten, mit in seinen großen Plan hineinzuziehen; in einen Plan, der auf nichts geringers ausgerechnet ist, als alle teutsche Schriftsteller und Buchhändler entweder auszurauben, oder zu seinen Taglöhnern, Handlangern und Sclaven zu machen.

Die Schändlichkeit des ganzen Projeks springt einem jedem ehrlichen Menschen in die Augen, und kann durch keine Vorspieglung von guten patriotischen Absichten vertuscht noch gemildert werden. Die Heldenthaten einer Bande edler Landstrassen-Ritter (Gentlemens of the highway) würden dadurch um kein Haar besser und löblicher, wenn die Herren gleich zur Absicht hätten, von den zusammengeraubten Uhren und Geldbeuteln dem Ritter Sanct Görge und seinem Lindwurm, oder irgend einem andern heiligen Legenden-Ritter die schönste Capelle von der Welt zu erbauen.

Merkwürdiges Beyspiel, wie sehr die Begierde nach Alleinherrschaft, die Lust zu großen Spekulationen, und die Beeyferung 26 Pressen im Gang zu erhalten sogar — den Kopf eines Trattners benebeln kann! Der Edle von Trattnern sah so wenig unedles

in

in dem Plane der unsichtbaren Gesellschaft, daß er sich nicht entblödete die edelsten unter Wiens gelehrten Männern und Schriftstellern zur Theilnehmung an demselben einzuladen.

Hier ist sein an dieselben erlassenes Circulare, welchem der skizzierte Plan, nebst einem Verzeichnis der Bücher, womit der Anfang gemacht werden sollte, beygelegt war.

Gehorsamste Nota.

Unterzeichneter Verleger bittet über den anliegenden Entwurf um Dero erleuchtet- und Patriotische Meynung, samt Anmerkung jener Bücher, welche zu weiterer Aufklärung in jedem Fache der Wissenschaften zum Gegenstand erfoderlich oder zu wünschen wären.

Wien den 3ten Dez. 1784.

gehorsamster Diener
Edler von Trattnern.

Die Antworten, die er erhielt, lauteten folgendermaßen.

P. P.

Obschon der Nachdruck auswärtiger Bücher in den K. K. Staaten geduldet ist; so bin ich dennoch überzeugt: daß es eine unläugbare und dem Fortgange der Wissenschaften höchstnachtheilige Ungerechtigkeit ist, einem Gelehrten oder auch nur einem Verleger sein

 rechte-

rechtmässig an sich gebrachtes Eigenthum durch Nachdruck zu rauben. Ich würde diese meine Grundsätze verläugnen, und mich als einen Handlanger bey einem öffentlichen Raube ansehen müssen, wenn ich dieß Unternehmen unterstützen und die Gelehrten anzeigen sollte, die nach dem mir eingeschickten Plane geplündert und um ihr Eigenthum gebracht werden sollen.

Wenn Ew. Hochedelgeb. die Sache genauer überlegen wollen, so werden Sie gewiß in meine Grundsätze einstimmen, und Ihre Rechtschaffenheit wird sich gegen den Elenden empören, der den Plan zu dieser unser Vaterland entehrenden Räuberey entworfen hat. In dieser Ueberzeugung bin ich

Euer Hochedelgeb.

Wien, den 4. Decemb. 1784. gehorsamster J. E. v. Born.

Ich schmeichle mir durch keine meiner Handlungen verdient zu haben, daß Ew. Hochedelgeb. an mir einen Mann zu treffen hoffen, der in seinen Grundsätzen mit sich selbst unübereinstimmig seyn würde. Als Ew. Hochedelgeb diesen skizzirten Plan Sr. Majestät überreichten, habe ich meine Meinung darüber mit derjenigen Freymüthigkeit eröffnet, die ich an dem Manne in Geschäften für Pflicht halte, und die von guten Regenten immer mit größerem Wohlgefallen aufgenommen wird, als die vorsichtig zweyssinnigen Unmaßgeblich-

geblichkeiten, die für jeden Erfolg auf beyde Seiten genommen werden können.

Als Lehrer, oder, wenn Sie wollen, als Schriftsteller an meinem Pulte denke ich wie der Rath am Rathstische. Wenn Nachdruck ein Beweis patriotischer Gesinnung ist, so muß es Strassenraub, durch den fremde Waare, statt sie zu bezahlen, mit Gewalt abgenommen wird, nicht weniger seyn. Beydes erspart dem Staate den Ausfluß der Baarschaft, und aller Unterschied liegt in der Förmlichkeit des Benehmens.

Wien, den 5. Decemb. 1784. J. v. Sonnenfels.

Der beyliegende Entwurf scheint doch am Ende zum Nachtheile der Schriftsteller ausfallen zu müssen. Der Unterzeichnete bittet also um Vergebung, wenn er wider eine Gattung von Menschen nicht sprechen kann, zu welcher er selbst gehöret; erbiethet sich aber sonst zu allen gefälligen Diensten.

Denis.

Ich werde es mit meinen Grundsätzen von Recht und Billigkeit nie vereinigen können, Theil an einer Sache zu nehmen, die Ich für eine Beeinträchtigung fremden Eigenthums halte, so wie ich das Unternehmen, die Ausländer um ihr Eigenthum zu bringen, für die Ehre unseres

unseres Vaterlandes schlechterdings nicht patriotisch finden kann. Ew. W. werden daher von selbst einsehen, daß ich in diesem und allen dergleichen Fällen nicht seyn kann

Dero

dienstwilliger Diener

Blumauer.

Euer Wohledelgebohrnen verlangen von mir eine patriotische Meinung über den mir zugeschickten Entwurf, samt Anmerkungen über jene Bücher, welche zur Aufklärung in jedem Fache der Wissenschaften zu wünschen wären. Ich will Ihnen in beyden Stücken ohne Umstände willfahren. Wenn es hier bloß auf die Frage ankäme, durch welche Werke die Aufklärung befördert werden könnte, so wäre die Antwort ganz kurz: durch die besten in jedem Fache der Wissenschaften: dieses ist aber in dem beygelegten Plane nicht beobachtet worden; denn um mich nur auf ein Fach, das mich näher angeht, einzuschränken, so fehlen bey jenem der Schönen Wissenschaften, außer Ramlern, Zachariä und Wielanden, alle großen und berühmten Dichter Teutschlandes, als: Klopstock, Kleist, Uz, Haller, Gleim, Göthe, Rabner, Weisse, Bürger, Karschin, Stollberg, Nikolai, Gellert, Hagedorn, Lichtwehr, Lessing, Schlegel, Michaelis, Blum, Göckingk, Dusch, Jakobi, Hölty, Voß, ꝛc. Es fehlen weiters Mendelsohns philosophische Schriften, Winkelmanns Geschichte

schichte der Kunst des Alterthums, Garvens Abhandlungen und Cicero von den Pflichten, Gerards Versuch über das Genie, ebendesselben Versuch über den Geschmack, Meister über die Einbildungskraft, Bettinelli vom Enthusiasmus in den Sch. K. und Wiss. Burke von dem Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen, Lessings Laokoon, Du Bos, Harris, Webb, Gravina ꝛc. wofür ein Paar Werke gesetzt sind, die zwar das schöne Geschlecht nicht aber die schönen Wissenschaften betreffen.

Ist aber die Frage, ob man unter dem Vorwande der Aufklärung die besten und nützlichsten Schriftsteller nachdrucken soll, so gestehe ich's, daß ich einen so ungerechten Plan als Menschenfreund und als Schriftsteller von ganzem Herzen verabscheue. Ich habe die Ehre ꝛc.

Mastalier.

Mein edler Herr von Trattnern!

Ich achte den Büchernachdruck einem Strassenraube gleich. Schändliche Handlungen, dergleichen jeder Strassenraub in sich ist, kann Gott selber mit aller seiner Gottesmacht nicht unschändlich machen. Ich werde also Ihrem Ansinnen so wenig fügen, als ich einem Unglücklichen, der da unter die Räuber gefallen, die Hände halten würde, sollte mich auch der Harambassa mit einem allerhöchsten Freybriefe darzu

auffordern können. Sie will ich rühmen, etwas recht vaterländisches gethan zu haben, dafern Sie an Richtigkeit und Schönheit des Druckes Eckhardt in Altona, Bohn in Hamburg, Dieterich in Göttingen, Voß in Berlin, Reich in Leipzig, und Orell in Zürich, auch nur in weiter Entfernung erreichen werden: ich aber bilde mir ein, es so lange mit der Ehre meines Geburtslandes edel und gut zu meynen, als ich dem allverfluchten Nachdrucke widerstreite; was ich auch redlich mit Mund und Hand thun werde, so lange ich Feder und Zunge bewegen kann.

Da haben Sie über Ihr nicht einmal zweydeutiges Unternehmen die verlangte patriotische Meynung

Ihres

gehorsamen Dieners

Vom Hause, den 2. Dez. 1784.

Lorenz Leopold Haschka.

Was meynen nun unsere Leser, daß diese eben so rechtschaffen als freymüthig und einstimmig geäusserten Erklärungen der verdienstvollesten Gelehrten und besten Köpfe in Wien auf den Edeln v. Trattner und seine unsichtbaren Gesellen würkte? Kaum hatte er sie erhalten, — so gieng er hin und machte sein löbliches Vorhaben durch einen zweyten noch weitläuftigern Plan (unterm 22. Jänner 1785.) öffentlich in der Wiener Zeitung bekannt.

Und

Und nun nur noch ein Paar Worte zur Bestättigung dessen was ich oben davon sagte, wie gefährlich es sey, sich unter Böotiern der Ironie zu bedienen. Unsre Leser erinnern sich vielleicht des Plans einer Universal-Bibliothek, den ich in den T. M. vom August 1783. einrücken ließ. Die Sache war offenbar ein blosses Persifflage über die ungeheure Zahl und gränzenlose Behendigkeit unsrer Büchermacher; über gewisse Buchhändler welche die Schriftstellerey als bloße Manufactur und die Gelehrten als Strumpfweber ansehen, die ihnen so und soviel Dutzend wöchentlich ums Taglohn fertig machen müssen; über die Nachdrucker, die ihre diebische Gewinnsucht durch patriotische Absichten zu adeln hoffen; und endlich (mit allem Respect) über daß Publicum selbst, welches alles was gedruckt wird gerne auf einmal verschlingen, und um etliche Gulden eine ganze Bibliothek kaufen möchte, gewöhnlich von allen Scharlatans Dupe ist, aber sich auch dafür vor ehrlichen Leuten desto mehr in acht nimmt. — Sie werden sehen was Sie angerichtet haben, sagte ich zu dem Verfasser dieser Satyre; man wird ihre Universal-Bibliothek für Ernst nehmen — und was ich vorher gesagt hatte, erfolgte. Die Herren die keine Nase haben freuten sich mächtig auf ein so löbliches Institut, und ich erhielt die seltsamsten Zuschriften von Ungenannten darüber. Endlich, da die Ausführung so lange verzog, und die vorgebliche Gesellschaft Patriotis-

triotischer Litteratur-Freunde nichts mehr von sich hören ließ, beschlossen jene Hand ans Werk zu legen; und nun trat zuerst der Buchhändler Gerle in Prag auf, bemächtigte sich des Namens der erdichteten Gesellschaft, und kündigte eine Art von Universal-Bibliothek an, worin er alle gute Bücher in allen Fächern um ein Spottgeld nachgedruckt zu liefern versprach, und um Subscriptionen warb. Bald darauf erschien auch der Edle von Trattnern mit seinem Plan, der ebenfalls nur eine Trattnerisirte Copie der Universal-Bibliothek ist. Daß nun alles was man im October 1784. und im Merz 1785. des T. M. unter dem Nahmen jener Patriotischen Gesellschaft gelesen hat, bloße Fortsetzung des im J. 1783. angefangenen Spaßes sey, und lediglich durch die albern-ernsthafte Art, wie Hr. Gerle die Sache genommen, veranlaßt worden, brauche ich kaum zu erinnern. Aber ist es nicht lustig — oder auch traurig, wenn man will — daß es in unsern lieben teutschen Vaterlande nur einen komischen Einfall, nur ein bischen Ironie und Persifflage braucht, um gleich ganze Gesellschaften von Plattköpfen in Activität zu setzen, und unschuldiger Weise Scandal und Unheil anzurichten, wo man zu warnen und zu bessern gedachte?

W.

VI.

Geschichte der Formel, „Gott helf dir!„ beym Niesen.

Je sonderbarer oft gewisse alltägliche Volksgewohnheiten sind; desto angenehmer würde es seyn, wenn man immer ihren Ursprung aufsuchen und sehen könnte, wo und unter welchen Umständen sie jetzt erst aufgekeimt; wie sie, in Verbindung mit diesem und jenem Vorurtheile, die Zeiten des Alterthums durchwandert, von einem Volcke dem andern, und gleichsam aus einer Hand in die andere überliefert worden wären. Auch würde eine solche Geschichte von dergleichen Volksgebräuchen, ausser dem Vergnügen das sie gewährte, zugleich in vieler Rücksicht die lehrreichste Schule für den philosophischen Beobachter werden. Nur Schade! sie ist nicht leicht möglich: denn oft verliert sich dieses und jene Herkommen in die Zeiten des grauen Alterthums, wo entweder noch gar kein Licht der Geschichte leuchtete, oder doch zu schwach schimmerte, um uns die Entstehung einer Sitte sehen zu lassen.

Dies ist denn auch der Fall bey dem Gebrauch einem Niesenden Glück anzuwünschen: er verliert sich so sehr in die Tiefe des Alterthums, daß ich mich auf keine Weise anheischig mache, die Zeit und Veranlas-

sung

sung seines Ursprungs zu bestimmen. Indessen läßt sich die Geschichte desselben weit genug verfolgen, um wenigstens zu sehen, wie er sich unter beständigem Schutze des Aberglaubens seit Jahrtausenden bis nun erhalten habe.

Eine gute Menge Schriftsteller macht Italien, und vorzüglich Rom, zum ursprünglichen Geburtsort dieser Sitte. Als Veranlassung wird eine Pest namhaft gemacht, die unter Pelagius II., der i. J. 577. auf den päpstlichen Stuhl gelangte, in Italien ausgebrochen ist, und deren Abwendung Gregor der Große, des Pelagius Nachfolger, i. J. 590. durch eine Litaney zu bewerkstelligen gedachte, die noch alljährlich, unter dem in der katholischen Kirche bekannten Namen der Gregorischen Litaney, am Feste des Heiligen Marcus abgesungen wird. Diese Pest habe endlich nach Verlauf mehrerer Jahrzehenden mit einer Krankheit beschlossen, deren Signal ein tödliches Niesen und Jähnen gewesen sey. Hierdurch sey eine zweyfache Sitte entstanden: erstlich die, unverzüglich ein heiliges Kreuz über den Mund zu machen wenn man jähne, um den Tod damit zu entfernen (wie der katholische Christ noch immer thut, aber aus dem Grunde, weil der schlaue Laurer Satanas leicht der Gelegenheit wahrnehmen, und durch den geöfneten Mund herein schlüpfen könnte, wenn ihm nicht der Schlagbaum des heiligen Kreuzes vorgezogen wäre) zweytens, daß man demjenigen, den man habe niesen gehört, gleichfalls ungesäumt durch den

den Zuruf „Gott helf dir!„ gegen Todesgefahr zu statten gekommen sey. Und das sey denn von jener Zeit an bis auf unsre Tage im Gebrauch geblieben.

Allein das sind Mährchen und leere Sagen! Denn ausserdem, daß es ganz an Zeugen fehlt, die uns glaubwürdig versichern, Niesen und Jähnen habe irgend einmal zu den Symptomen einer Pest gehört, so ist auch schon gedachte Sitte in weit frühern Schriftstellern vorhanden. Beym Apulejus, *) der dreyhundert Jahre vor Papst Gregor dem Großen schrieb, wird ihrer schon bey einer Anekdote von einem Ehebrecher, der sich durch Niesen verrathen hat, als einer alltäglichen Gewohnheit gedacht. Die Frau eines Kleiderwäschers pflegte gewöhnlich in Abwesenheit ihres Mannes verbotener Liebe; und einesmals, als sie eben auch wieder einen unerlaubten Besuch hatte, kam ihr Mann unvermuthet nach Hause. Betäubt vom Schrecken wußte sie während der kurzen Augenblicke, ehe dieser wirklich zur Thür hereintrat, keinen andern Rath, als ihren verstohlnen Freund in einen Korb, worin Kleider geschwefelt wurden, zu verbergen, und den Korb, der unter dem Tische stand, mit Linnen zu überdecken. Es war Tischzeit, und beyde setzten sich ihr Mahl zu verzehren, die Frau dem Manne gegenüber. Mittlerweile zeigten sich die Wirkungen des Schwefelgeruchs, den der versteckte Buhler athmete: er

*) Metam. L. VIIII.

er bekam Beklemmungen und Engbrüstigkeit, und wurde von einem Reize zum Niesen übermannt, dem er sich unaufhaltbar überlassen mußte. Er nieft, und der Mann am Tische hört es; der aber, in gewisse Gedanken vertieft, auf die Gegend des Schalles nicht achtet, und in der Meynung, das Niesen komme von seiner Frau, ihr das gewöhnliche „Gott helf!„ zuspricht. Das Niesen geschieht wieder: und abermals sagt auch dieser sein „Gott helf!“ und so noch zum dritten und vierten male. Endlich wird des Wesens zu viel, der Mann wird seiner Täuschung gewahr, räumt den Tisch ab, und zieht seinen ungebetenen Gast hervor.

Weiter hat sogar Tiberius, wie Plinius*) anführt, eine ausdrückliche Verordnung erlassen, daß jedermann ihm, dem Kayser, wenn er ausfahre und etwa auf öffentlicher Strasse niese, die gewöhnliche Glückwünschungsformel zurufen solle, damit er Kraft dieses Zurufs, als einer glücklichen Vorbedeutung, gegen alles Ungemach, das ihm vielleicht auf seinem Wege bevorstünde, geschützt seyn möchte. Und wie Plinius gleichfalls erinnert, so hielt die damahlige Welt einen solchen Zuruf für desto heiliger und kraftvoller, wenn zugleich der Name des Niesenden mit ausgesprochen wurde. Uebrigens wirft auch Origenes den Christen des dritten Jahrhunderts vor, daß sie, ohnge-

*) Hist. nat. L. 28. c. 2.

ohngeachtet ihrer Einweyhung in die Lehren des Christenthums, immer noch Sclaven eines heydnischen Aberglaubens wären, den sie beym Niesen, bey Bezauberungen und andern Dingen nachahmten.

Auch unter den Griechen war diese Sitte: ihr „Jupiter helfe!“ *), das sie einem Niesenden zurufen, kommt sogar in den eigenen Worten mit der heutigen Formel überein. Man überließ es überdieß nicht bloß dem guten Willen Andrer, was sie etwa thun wollten; sondern jeder Grieche war auch gegen sich selbst so höflich oder so geneigt, ein herzliches „wohl bekomme mirs“ zu sagen, wenn er geniest hatte. Nur einen einzigen Beleg zum Beweise! Ein alter Epigrammen-Dichter **) spottet eines gewissen Proclus, der mit einem sehr dicken Haupte gesegnet und reichlich geehrt war, und dem die Gottheit eine Nase mit sehr langer Elle zugemessen hatte. Von letzterer sagt er, sie sey recht classisch und aller Nasen Großmutter. Sie laufe in einer so respectablen Länge fort, daß er sie mit eignem Arme nicht schnäutzen könne; und sein Ohr stehe so weit von ihrem äußersten Ende ab, daß er beym Niesen niemahls Jupiters Hülfe anrufen könne: denn ehe der Schall bis zu seinen Ohren gelange, sey er längst verschollen.

Dem

*) Ζευ σωσον.

**) *Ammianus* in Antholog. Lib. II. c. 13. epig. 3.

Dem Bisherigen nach ist es also keine Pest aus dem sechsten Jahrhundert, um derentwillen es Brauch und Sitte geworden wäre, Niesende mit Gesundheitswünschen zu begrüssen. Ehe das sechste Jahrhundert war, und ein Gregor der große Litaneyen gegen die Pest verschrieb, war dies schon längst ein eisgrauer Gebrauch unter den Menschen. Einen solchen chronologischen Fehler machen doch die Rabbinen nicht: denn diese haben Nachricht, daß schon von Adams Zeiten her Niesen gefährlich, und, seit Erzvater Jacob lebte, „Gott helf" gesagt worden sey. „Von dem Tage an" sagt Rabbi Chaskuni beym Buxtorf, „da Gott Himmel und Erde geschaffen hatte, war kein Mensch seines Lebens sicher, wenn ihm Niesen ankam. Er mochte sich befinden wo er wollte, auf einer Reise oder zu Hause, so bald er genießt hatte, schied seine Seele von ihm; bis endlich Jacob kam, und Barmherzigkeit von Gott bat, dieses Uebel zu lindern. Gott erhörte sein Gebet, und nahm diese Krankheit hinweg: und seit dem ist der Mensch verbunden, beym Niesen zu sagen „Gesundheit", damit sich der Tod in Leben verwandle."

Nicht also von einer Pest aber auch noch weniger von Jacobs erhörtem Gebet, sondern vom Aberglauben des heidnischen Alterthums, stammt diese Sitte, wie noch manche andere, ab. Es war Glaube der alten Welt, daß das Niesen etwas Göttliches, und zwar Fingerzeige künftiger Dinge, enthalte; und wurde daher auch oft in der Sprache der Griechen Vogel genannt, weil ihnen dieses Thier in sehr mannigfaltiger Rücksicht ein Bote der Zukunft war. „Was für die Medicin," sagt Plutarch in seiner Schrift vom Genius des Socrates, „der Puls im menschlichen Körper ist, daß ist für die Seele das Niesen." Man machte sogar eine Gottheit daraus, und fiel nieder wenn jemand genießt hatte *). „Warum setzen wir," fragt daher Aristoteles, „das Niesen unter die Zahl „der Gottheiten, und sehen nicht Husten und Keichen „für eben so göttlich an? Vielleicht weil es aus dem „Kopfe, dem vorzüglichsten Theile unseres Leibes, dem „Sitze der Gedanken, seinen Ursprung nimmt? Oder „weil es ein Zeichen der Gesundheit ist; dahingegen „Husten und Keichen Mängel eines Körpers andeu„ten?" — Diese angeblichen Ursachen des Aristoteles, wenn ich im Vorbeygehen eine Erinnerung darüber machen darf, reichen bey weitem nicht aus, da die Menschen ganz andere Dinge, die sogar der Wohlstand zu nennen verbietet, zu Gottheiten gemacht haben. Man kann wohl keinen andern Grund angeben, als weil sich die Vernunft sehr oft in Ungereimheiten verliert.

Als einer Nebensache, die jedoch aber hier nicht ganz am fremden Orte stehen wird, muß ich mit

 zwey

*) Es heißt beym Xenophon (Lib. III. de expedit. Cyr.) Θεοσ και οἰωνος τȣ Διος τȣ σωτηρος, den alle Soldaten μιᾳ ὁρμῃ προσεκυνησαν.

zwey Worten des Socrates Genius gedenken. Es kann nämlich seyn, daß der, nach dem Berichte seiner Schüler, so aufgeklärte Sokrates, der practischste, nützlichste und ehrwürdigste aller Philosophen die Griechenland erzeugt hat, unter den Offenbarungen seines berühmten Dämonions nichts anders, als Niesen verstanden, und also mehr, als sonst jemand von seiner und anderer Leuten Nasen abgehangen habe. Wenigstens sagt dies ein gewisser Terpsio von Megara, dessen Behauptung Plutarch mit folgenden Worten aufführt: „Socratis Genius bestand im Nie„sen; es mochte von ihm selbst, oder von andern „kommen. Denn wenn er etwas zu thun gedachte, „und jemand nieste ihm zur Rechten, oder hinter „oder vor ihm; so nahm er das für Winke an, sei„nen Vorsatz auszuführen: wofern er aber zur Linken „niesen hörte; so war ihm das ein Zeichen, die Unter„nehmung aufzugeben. Was sein eigenes Niesen an„langte; so war es Genehmigung seines Vorhabens, „wenn es geschahe, als er so eben die Handlung be„gann: hatte er sie aber bereits angefangen, und es „kam ihn an; dann bedeutete es Warnung, und er „ließ von der weitern Ausführung ab."

Plutarch wehrt sich sehr gegen diese Behauptung des Terpsio, und will auf keine Weise zugeben, das der so gepriesene Genius des Socrates bloß in solchem Wahne bestanden habe. Es käme, um die Sache

che authentisch zu entscheiden, freylich auf des Socrates eigene nähere Erklärung an. Aber wo ist sie, da er nichts geschrieben, und auch keiner seiner Schüler etwas dergleichen aus seinem Munde aufgezeichnet hat? Wenn man alle Stellen sammelt, wo Xenophon dieses Dämonions gedenket*) und genau auf die Art und den Umfang des Einflußes acht hat, den dasselbe, dem Vorgeben des Socrates nach, auf ihn gehabt hat: so zeigt sich, daß dessen nur immer in der Verbindung gedacht wird, wenn die Rede ist, ob etwas zu thun, oder zu unterlassen sey. Nirgend aber heißt es, daß ihm dieser Geist Rathschläge oder Plane, wie er handeln, und wornach er diese und jene Sache anlegen müße, ertheilt habe. Also bestand die Einwirkung desselben bloß in einem warnenden oder aufmunternden Fingerzeig; und das stimmt völlig mit der Angabe des Terpsio überein. Es war auch, wie ich nachher aufführen werde, überhaupt gewöhnlich, sich durch Niesen leiten zu lassen, und es für Stimme der Gottheit anzusehen, die den Menschen berathe, dieses zu thun, jenes zu lassen. Socrates kann hierin gar wohl den gemeinen Glauben seiner Zeiten gefolgt seyn; und wenn das nun ist, und Terpsio Recht hat: so muß für ihn Niesen weit mehr als ein gemeines, auch andern Menschen nach damaligem Glauben gewöhnliches, Signal der Gottheit gewesen seyn. Er hätte sonst nicht so vorzugsweise

*) Memorabil. Socratis.

weise von seinen göttlichen Deutungen reden können. Wie er aber dieses vorgeben konnte, ohne den Vorwurf eines Betrügers, der er gewiß nicht war, oder den Tadel der Blödsinnigkeit, zu verdienen, läßt sich leicht erklären. Er war ohne Widerrede einer der edelsten Menschen, und hat durch Unterricht und Beyspiel unendlich viel Gutes gestiftet: bey dem allen aber, wie selbst die Umstände seines Todes verrathen, war er doch auch unläugbar etwas Schwärmer, obgleich ein frommer liebenswürdiger Schwärmer. Und das war genug, sich in einer nähern Gemeinschaft mit der Gottheit zu denken; sich besonderer, ausgezeichneter Einwürkungen derselben bewußt zu glauben.

Und nun wieder zur Hauptsache einzulenken, so war Niesen eine Vorbedeutung bald guter, bald böser Ereignisse. Als Xenophon an jene zehntausend Griechen beym Persischen Feldzuge eine Rede hielt, um sie, trotz der augenscheinlichen Gefahren, die ihnen ihre Lage drohete, dennoch muthig und unternehmend zu machen, und während dessen einer unter den Soldaten nieste; so war das für alle sogleich ein Signal, den Redner für ihren Retter anzusehen, und zum Anführer auszurufen. Penelope, um aus dem Homer ein Beyspiel anzuführen, bricht in Klagen über die Beleidigungen und den Muthwillen der Freywerber aus, und bedroht sie mit der Rache des Ulysses, die er gewiß an ihnen üben werde, sobald er zurückgekommen

gekommen seyn, und Nachricht von ihrem Unfuge eingezogen haben würde. Von ohngefähr nieste hier Telemach, und zwar so herzhaft, daß der ganze Saal wiederhallte. Sie hörte es: und auf einmal verwandelte sich ihre Traurigkeit in Freude; sie hielt es völlig für gewiß, daß die eben gedrohete Rache in Erfüllung gehen würde. „Keiner unter diesen Unbesonnen, sagte sie, wird der Strafe des Todes entgehen, denn mein Sohn hat aus voller Kraft geniest *).“ Dem aus Athen vertriebenen Tyrannen Hippias hingegen, war es Ahndung des Unglücks, als er, an der Spitze eines persischen Heeres, sein vormaliges Vaterland bekriegte. Er war bereits bey Marathon angelangt, und seine auch schon in Schlachtordnung gestellten Völker erwarteten das Zeichen zum Angriff, als er plötzlich von einem so heftigen Niesen erschüttert wurde, daß ihm ein Zahn (der jedoch dem betagten Manne schon vorher völlig abgelößt war) davon ausfiel. Dieser Zahn war vor ihn hin in den Sand gefallen, und wurde gesucht hin und her, aber nicht gefunden. Das setzte Alle, die Perser sowohl, als den Hippias selbst, in solches Schrecken, daß er seufzend und mit zitternder Stimme in folgende Worte ausbrach: „dieses Land, Cameraden, ist nicht unser; und vergeblich werden wir auch unsere Waffen brauchen, es zu erobern. Nur so viel gehört uns an, als der verlohrne Zahn bedeckt.“ So äffet Aberglaube die Völker!

*) *Odiss.* ξ. v. 541. ff. **) *Suidas* sub voce Ιππιας.

Ich muß jedoch auch näher anzeigen, unter welchen Umständen man glücklich oder unglücklich nieste. Und hier ist zu erinnern, daß sowohl Zeit und Ort, als auch selbst die Zahl des Niesens die Sache entschied.

Ueberhaupt durfte es von Mitternacht bis Mittag hin nicht geschehen: geschahe es aber von jemanden, so war für einen solchen der ganze Tag mit schwarzen Bildern angefüllt, keiner seiner Unternehmungen trauete er einen glücklichen Ausgang zu. Hingegen überließ er sich bey allem, was er vornahm, blindlings der Hofnung eines glücklichen Erfolgs, wenn er des Mittags oder später genießt hatte. *) So war es besonders bey den älteren Griechen; späterhin erhielt dieser Aberglaube neue Varietäten. Wer des Morgens beym Aufstehen, oder ehe er Schuhe anhatte, nieste, lief sogleich zum Bette wieder zurück, um zu einer glücklichern Stunde aufzustehen. **) Und wenn nach einem Gastmahle die Tafel aufgehoben werden sollte, und jemand nieste, so deutete auch das auf Unglück; man trug unverzüglich die abgenommenen Gerichte wieder auf, und kostete von neuem, damit sich das Mahl nicht mit einer bösen Vorbedeutung endigen möchte. **) Eine sehr willkommene Gewohnheit für alle Schlemmer und Schmarotzer! Wie oft mögen diese nicht Niesen bekommen haben! Wie übrigens

*) *Aristotel.* Problemat. Lib. II. Sect. 13.

**) *Augustin*, de doctrin. christian.

***) *Plin.* hist. nat. L. II. c. 28.

übrigens unsere Kalender ihre Tage zum Aderlassen, Schröpfen und Haarabschneiden haben; so hatten die Alten in der Woche welche, an denen gut niesen war. Geschahe es am Sonntage mit dem frühesten drey: am Montage aber einmal, so war die ganze Woche gesegnet. *)

Ferner bestimmte auch der Ort des Niesenden, ob er etwas zu fürchten oder zu hoffen habe. Es deutete ihm immer Unglück an, wenn er sich so eben bey Leichenhügeln und Grabmählern befand.

Sonderbar aber war es, daß sich nicht etwa jeder an den Prophezeihungen seiner eigenen Nase begnügte, sondern auch Fremde zu Rathe zog. Die Erschütterung einer einzigen Nase konnte oft eine ganze Gesellschaft bedrohen, oder mit Hoffnung beleben; ja sogar zu gleicher Zeit verschiedenen Personen einer und eben derselben Gesellschaft ganz entgegengesetzte Dinge andeuten. Es kam blos darauf an, was für einen Standpunkt der Niesende in Absicht der Uebrigen hatte: wem er zur Linken war, dem prophezeihete seine Nase Unfall; wem aber zur Rechten, dem verkündigte sie Glück. Bisweilen zog dieser Aberglaube sehr ernste Scenen nach sich. So ließ z. B. Themistokles, als er vor dem Treffen bey Salamin eben im Opfern begriffen war, und man ihm drey Jünglinge zuführte, diese Unglücklichen blos darum schlachten, weil ihm jemand zur Rechten nieste, und der

*) *Augustin. Niphus* de augur.

Opferpriester davon die Deutung machte, daß diese drey Menschen ein den Göttern angenehmes Opfer seyn, und den Griechen Sieg und Errettung verschaffen würden. *) Eine andere Folge, die immer eintritt, wenn Menschen von Menschen Götterdinge erwarten, bestund darin, daß der Arglistige, vermittelst seiner Nase, diese und jene Absichten zu befördern wußte. Wie daher der heilige Vater in Rom vorzeiten mit binden und bannen drohte, so droht beym Diogenes Laertius im Leben des Diogenes, einer dem andern mit — Niesen. **) Practica est multiplex!

Endlich, in Absicht der Zahl des Niesens ist schon erwähnt worden, daß, wer des Sonntags drey- des Montags aber nur einmal nieste, die ganze Woche hindurch auf Seegen und Gedeyhen rechnen durfte. Lag ein Mann krank und nieste; so bedeutete es, wie Aristoteles sagt, Tod, wenn es einmal; aber Leben und Genesung, wenn es zweymal geschahe. Bey kranken Frauen hingegen hatte der Eigensinn dieses Aberglaubens gerade das Gegentheil zur Regel gemacht. Gieng der Wanderer durch einen Wald, so war ihm ein zweymaliges Niesen Versicherung daß ihn kein Räuber anfallen werde; ein einfaches aber drohete mancherley Unfall. Hatte jemand bey Schliessung eines Vertrags Einmal geniest, so war es Anzeige daß dieser Vertrag ungebrochen bestehen werde; nieste

*) *Plutarch.* in Themistocle.

**) ἐγω δε γε πταιων ἐξ ἀριστερων τρεμειν σε ποιησω.

nieste er aber dreymal, so verrieth das eine künftige widerrechtliche Uebertretung. Wenn endlich das Niesen versagte, so hofte der Grieche Gutes, der Römer hingegen ahndete Böses.

Die Formel „Gott helf!„ wurde nun in beyden Fällen deswegen gebraucht, damit eine glückliche Vorbedeutung noch mehr bestatiget, eine unglückliche, aber, wo möglich, vereitelt würde. Jedoch schränkte sich dieser Wahn nicht blos auf Griechen und Römer ein, wie man etwa, dem bisherigen zufolge, denken möchte. Die Aegyptier waren gleichfalls damit behaftet. Ihre Priester hatten sogar das Niesen eines jeden Tages, nach der Zahl der zwölf himmlischen Zeichen in eben so viele Gattungen abgetheilt, und einer jeden ihre unmaßgebliche Deutung angewiesen. Augustinus Niphus *) giebt weitere Auskunft, wer Lust hat sich davon mit mehrerem unrerhalten zu lassen. Der Juden ist schon vorhin gedacht worden; es läßt sich auch von selbst vermuthen, daß sie keine Ausnahme machen: denn wie sollte der Aberglaube heißen, der nicht unter diesem Volke (freylich einen Mendelssohn und seinesgleichen abgerechnet) ein Bürgerrecht hätte? Doch muß ich wenigstens Ein Beyspiel anführen, daß nämlich, laut ihrer Rabbinen beym Buxtorf, während des Betens zu niesen, das frohe Zeichen eines erhörten Gebets bey ihnen ist. Eben so sucht auch der Araber seine geheimnisvollen Ahndungen im Niesen. **)

Besonders merkwürdig aber ists, mit welchen Feyerlichkeiten die Nase des Aethiopischen Königs begrüßt wird, so bald sie sich hat niesend vernehmen lassen. Alle Anwesende brechen unverzüglich in gewisse herkömmliche Glücksformeln mit so voller Stimme, obgleich sehr ehrerbietig, aus, daß der Lerm durch

*) de auguriis. I. 2. c. 21.

**) *Schultens.* clav. dialect. p. 265.

durch alle Zimmer des Pallasts erschallt, und die, welche sich darin befinden, von der Begebenheit unterrichtet. Kaum haben hierauf diese das Signal vernommen, so öfnen auch sie Mund und Kehle, so weit sie können, und bringen das Gerücht auf die nächsten Anwohner des Schloßes; die denn auch ihrer Seits wieder ungesäumt ihr Möglichstes thun, die Sache weiter zu befördern, bis endlich die ganze Stadt von gedachter Formel, zu Ehren der erschütterten Nase des Königs, wiederhallt.

Nach der ursprünglichen Ursache der Hochachtung, die man von je her so allgemein gegen das Niesen hegte, zu fragen, würde also verlohrne Mühe seyn. Schon Aristoteles, wie oben erwähnt, fragte vergeblich. Der Wahn ist zu alt, als daß eine historische Nachricht bis zu seinem Ursprunge hinauf reichen sollte; und wollte man Vermuthungen über seine Entstehung wagen, so ist er auch zu willkürlich, als daß irgend eine Vermuthung erträglich ausfallen könnte. Genug ist es zu meinem Zwecke, gezeigt zu haben, daß er vor Jahrtausenden schon in vollem Gange war, und, den beygebrachten Angaben zufolge, auf nichts als auf Unwissenheit, Grille und Aberglauben beruhte. Es fanden sich daher auch unter Griechen und Römern schon verschiedene Männer, die diese Grille diesen Aberglauben erkannten, und darüber spotteten, oder ihn mit Verachtung übersahen. „Was ists denn für ein Zeichen — fragte Timotheus von Athen, als er eine Flotte gegen die Corcyräer anführte, und sein Steuermann mitten auf der See umkehren wollte, weil einer unter den Ruderknechten geniest hatte, — was ists für ein Unglückszeichen, wenn unter uns vielen Tausenden ein einziger niest?" Er ließ also ungestöhrt fort segeln. Philemon, ein griechischer Schauspieldichter, läßt eine seiner handelnden Personen sagen: „Wenn ich einen sehen werde, der „auf-

„aufpaßt, ob etwa jemand niest — unverzüglich will „ich den zu Markte führen und an den ersten besten „Käufer überlassen; denn jeder niest für sich, nicht „für andere; und thuts, weil es seine Natur mit „sich bringt." Vorzüglch aber verdient ein Fragment des Menanders hier eine Selle. „Kein Thier, sagt er, ist weniger glücklich und ruhig, als der Mensch. Siehe nur diesen Esel hier; den hält jeder für unglücklich: und doch wiederfährt ihm kein Uebel wovon er selbst Urheber wäre; bloß denjenigen ist er unterworfen, die an seine Natur gebunden sind. Wir aber haben nicht genug an unsern nothwendigen Uebeln, sondern verschaffen uns auch noch freywillig neue. Wir trauern, wenn jemand niest, und sind unwillig, wenn uns einer böses wünscht; wir fürchten wegen nächtlicher Träume, und zittern, weil eine Eule geschrien hat. Unsere Besorgniße, Meinungen, Aberglauben — alles das sind Uebel, die wir unsern wesentlichen hinzufügen." *)

Cicero und Plinius haben eben das gesagt, und nahmentlich vom Aberglauben des Niesens. ** Indessen erhielt er sich doch in seinen verjährten Rechten: er gieng aus dem Heidenthum in die Hände der Christen über, und wurzelte so tief, daß er sogar auch unter uns noch fortlebt; obgleich in einer etwas veränderten Gestalt. Denn was ehedem Religionsidee war, ist nun, dem Geiste des Jahrhunderts gemäß, bloß ein Gedanken- und absichtleeres Stück der Etikette. Nur dieses oder jenes alte Mütterchen etwa ist sich noch eines Geschenkes vermuthend, wenn sie nüchtern des Morgens geniest hat; oder sieht eine Lüge für Wahrheit an, weil sie durch Niesen bestätigt ist.

G.

VII.

*) Fragm. 161. p. 245. edit *Clerici*.

**) *Cic.* de divinat. L. II. c. 40. *Plin.* hist. nat. L. II. c. 7.

VII.

Auszug eines Briefes.

London, den 25. März 1785.

Vor der Hand kann ich Ihnen vom Englischen Theater noch nicht viel sagen; denn da mir die hiesige Aussprache noch Schwierigkeiten macht, so enthalte ich mich billig über Deklamation zu urtheilen. Darf ich indeßen nach den Stücken von Shakespeaer urtheilen, und die ich nicht nur schon vorher genugsam kannte, sondern sie auch vor der Vorstellung kaufte und nachlas: so muß ich freylich gestehen, daß ich auf dem hiesigen Theater keine Meister in der Declamation gefunden habe. Sie haben gewöhnlich einen schleppenden Ton bey Endigung eines Verses oder einer Periode, und übertreiben immer im Pathetischen. Ihre Action ist steif und einförmig, und Decorazionen und Kleidung ist auch nichtsweniger als vorzüglich. — Was mir am besten gefällt, sind die kleinen Singstücke, die zuweilen gegeben werden, bey denen man artige Compositionen und reine Kehlen antrift, die ich in Frankreich vermißt habe. Es ist auch überhaupt ausgemacht, daß die Engländer einen viel bessern musikalischen Geschmack haben als die Franzosen. — Figaro ist übersetzt, und wird in Covengarden aufgeführt; ich habe ihn aber nicht gesehen, denn ich denke noch immer mit Schaudern an die Langeweile die er mir in Paris gemacht hat, und hier soll er überdies noch um die Hälfte schlechter gegeben werden. — Sie wissen doch, daß Beaumarchais eingezogen worden ist, weil er bitter vom Erzbischof von Paris, und der dasigen Geistlichkeit überhaupt gesprochen hat, die die Königin verhindert haben soll, sein Stück zu sehen? Er hat jezt freylich keinen Prinz von Conti mehr, der ihn aus allen Nöthen retten kan.

Die

Die große Oper ist völlig wie in Italien, und auch mit lauter Italienern besetzt; es ist zwischen dort und hier bis auf alle Fehler und Nachläßigkeiten auch nicht der geringste Unterschied; nur daß das Schauspielhaus hier so schön nicht ist, als die mehresten in Italien, und daß man hier nicht Karten darin spielt, obgleich eben so viel geplaudert wird.

Ausserdem giebt es noch ein kleines Theater, ungefähr wie das vom Nicolet, und noch eine Menge anderer Lustbarkeiten aller Art, an denen London den Sommer durch weit reicher ist, als Paris. Die Musik hat, wie billig, ihren guten Theil daran. Die Fasten über ist Mittwochs und Freytags kein Schauspiel; dagegen wird im Drurylane-Theater ein Oratorium aufgeführ, welchem der König nicht selten beywohnt und das sehr gut gegeben wird. Man wählt gemeiniglich eins von unserm Landsmann Händel, den man hier fast vergöttert hat, und dessen Porträt an dem Positive aufgehängt ist, dessen man sich dabey bedient. Sonst giebt es noch eine Menge anderer Musikgesellschaften, die fast täglich Concerte geben, wovon man die Anzeigen in den öffentlichen Blättern findet. Die glänzendste dieser Gesellschaften für den jetzigen Winter ist die, welche alle Donnerstage in dem unvergleichlichen Saale gehalten wird, der das Pantheon heist, und bey der die Mara engagirt ist. Neulich hörte ich sie das Stabat Mater von Pergolesi singen; die zwote Stimme hatte ein Italiener übernommen. Solche Musik dürfte ich wohl nicht häufig mehr hören!

Eine Art Zeitvertreib hat man hier noch, die ich sonst nirgends angetroffen habe, daß nämlich einer oder zwey vorzügliche Declamatoren öffentlich etwas vorlesen. Man nennt dies auf Englisch blos Readings, und besucht es wie ein anderes Schauspiel, und zwar sehr stark, weil es hier sehr geliebt wird. Es giebt

auch

auch dergleichen französische Readings, in denen man beliebte französische Schauspiele herliest, und die freylich nicht so viel, aber doch immer mehr Zulauf haben als ich erwartet hätte. Zu diesen ist eine Gesellschaft zusammengetreten, von der man Mitglied seyn muß, um sie besuchen zu dürfen. In jenen die öffentlich sind, werden nicht nur Schauspiele, sondern auch Gedichte, und überhaupt allerhand Aufsätze, die nur einiges Reliefs durch Declamation fähig sind, vorgelesen; die berühmtesten englischen Leser heisen gegenwärtig Sheridan und Henderson.

Vorgestern habe ich auch eine Luftreise mit angesehen. Graf Zambeccari, ein Italiener, gieng mit einem ungemein schönen Ballon in Gesellschaft eines englischen Admirals, der ihm dreyhundert Guineen für seinen Platz bezahlt hatte, in die Höhe; sie haben in weniger als einer Stunde fünfunddreyßig englische Meilen zurückgelegt, und einige artige Beobachtungen gemacht. Es sind jetzt noch verschiedene ähnliche Reisen im Werke, die ich mit werde ansehen können.

— Mit dem englischen Frauenzimmer geht es mir so, wie mit dem englischen Theater: ich kann ihnen die große und allgemeine Schönheit gar nicht abmerken, von welcher andere Reisende ein solches Aufheben machen. Welcher Unterschied im Busen und Blut gegen die Italienerinnen, und im artigen, natürlichen Betragen und Anzug gegen die Französinnen! — Es giebt hier aber eine Art von Schönheit, die ich sonst nirgends gefunden habe. Man sieht nämlich viele Mädchen mit einer ganz weissen Haut, den herrlichsten blauen Augen, und einem rothen Haar, das aber so glänzend ist, daß ichs unmöglich anders als schön nennen kann. So waren auch wohl die Mädchen beschaffen, die ehemals unsre Vorväter als die größten Schönheiten verehrten —

Der Teutsche Merkur.

Junius 1785.

I.

Pindars sechste Isthmische Hymne auf des Phylakidas Pankrazionsieg.

Der Eingang der Ode hebt mit einer Aufforderung des Dichters an sich selbst an, den Isthmischen Sieg seines Helden zu singen, so wie er den Nemäischen des Bruders desselben, des Pytheas, besungen (Nem. 5.) und schließt mit dem Wunsche, daß auch einer von ihnen Sieger in Olympia werden möchte. v. 1—13. Dann preißt der Dichter die Glückseligkeit seines Siegers durch das allgemeine Gemälde der Glückseligkeit eines jeglichen Sieges. v. 14 — 26. — Nun erweitert er, v. 27 — 82, seinen Gegenstand durch Besingung des Ruhmes der Fürsten-Familie der Aeakiden auf Aegina, besonders des Peleus und des Telamon, der als Streitgenosse mit Herkules Ilium zerstörte, die Meropen besiegte und einen Giganten erlegte. Er mahlt besonders die Scene der Ankunft und

Aufnahme des Herkules bey Telamon mit getreuer Darstellung der Simplicität in den Sitten des Alterthums bis zur Täuschung aus, v. 51—82. — von 82 — 97 kehrt er zum Sieger und dessen Bruder Pytheas und mütterlichem Oheim Euthymenes zurück. — V. 97 — 108. faßt er die Tugenden ihres Vaters, des Lampon, zusammen; und schließt v. 108. — 111. mit allgemeinem Lobpreiß der ganzen Helden-Familie. — Daß die Ode blos auf Phylakidas gefertigt sey, daß also die jetzige Ueberschrift von Sprachlehrern, so wie Olymp. 8. herkomme, die Pindars Manier den Gegenstand zu erweitern vom Hauptsäjet nicht zu unterscheiden wußten, und daß diese Ode der Zeit nach vor der fünften stehen müsse, zeigt Heyne am Anfange derselben.

Strophe 1.

Wie beym Wonneberauschten Gastmal der Helden strömet o Gesänge der Musen! für des Lampons Siegbekröntes Kämpfergeschlecht hinab in den zweyten Pokal! In Nemeas Hayne *) glühte der erste, o Zeus! mit feurigen Liedern empor, als uns schmückten die schönsten der Kränze: und nun — strömet, o strömet

*) Pytheas, der ältere Bruder des Siegers, hatte hier gesiegt. Diesen Sieg hat Pindar Nem. 5. besungen. Der Dichter spricht aber allgemein, weil jeglicher Sieg des griechischen Helden auch das Eigenthum seiner Verwandten war. s. Isthm. 5. 23. Ja Pindar setzt sich sogar hier selbst mit den Siegern in Gemeinschaft.

met feurig, Gesänge der Musen, dem *) Herrscher von Isthmos und den funfzig Töchtern des Nereus hinab in den zweiten Pokal! denn es siegpranget auf Isthmos der Lamponserzeugten Jüngster, Phylakidas. — O könnten wir nun noch, den dritten dem **) Kampfeserretter Olympios reichend, Aigina mit Zaubertönenden Hymnen beträufeln!

Gegenstrophe 1.

Wer der Sterblichen durch Aufwand und Arbeit, Gottheit gegründetete Thaten frohlockend vollbringt; wem der Gottheit Hand, des Ruhmes liebliche Blume pflanzt; ha! der hat schon, ein Geliebter der Gottheit, hinausgeworfen, den Anker zu der Seligkeit äussersten Grenzen. — Ha! dieß ist das rastlose Streben, mit welchem zum grauen Alter und zu des Aides Pforten hinzuwandeln wünschet des ***) Kleronikos Erzeugter. Beseligt, ach! beseligt, ich flehe, und o****) Klotho! und ihr Schwestern derselben, o Parzen! die glorreichen Wünsche, des Mannes mit Erfolg!

*) Neptun, dem die Isthmischen Spiele geweyht waren. Darum hängt er ihm auch die 50 Nereiden, Meeresgöttinnen, an.

) dem Jupiter, dem Vorsteher der Olympischen Spiele. Uebrigens ist die Darstellung des Begrifs **Hymne unter dem Bilde des **Pokals** nicht unpassend. Es bezieht sich auf den Opferpokal, mit welchem man dem Gotte einige Tropfen Weins beym Beginn des Gastgebots träufelte.

***) Lampon **Aides**, Pluto,

****) Die **Parcen** beschieden den Menschen Glück, Unglück, Leben und Tod.

Epodos 1.

Mir, o *) Aiakiden, die ihr auf goldnem Wagen daherglänzt, mir, ich schwör' euch, ist es unwandelbares Gesez, so oft mein Geist hineilet zu eurem Eiland, es mit Segnungen zu preisen. Denn Myriaden hundertstraßige Pfade eurer edlen Thaten sind an einander gekettet bis jenseit der Quellen des Nilos und durch die Hyperboreer hinaus **). Wo ist ein Volk so Barbar, wo ist ein fremdsprachiges Land, zu dem nicht erschollen der Ruhm Peleus des Helden, des glückseligen Eidams der Götter?

Strophe.

*) Dies war die Fürstenfamilie in Aegina vom Stammvater Aeakus sa benannt, dessen Sohn Peleus und Enkel Achill war. Diesen zeugte Peleus mit der Thetis, einer Tochter des Nereus, eines Meergottes. Darum heißt Peleus der **Eidam der Götter** — **Aegina**, eine Insel bey Athen, ehemals Oenone und Oenopia benannt.

**) Der Sinn der ganzen Stelle ist: Dies Sujet der Aeakiden und Aeginas ist so reichhaltig, daß, wenn ich's auch noch so oft bearbeite, ich es doch nicht erschöpfe. Denn ihrer Großthaten Ruhm ist bis ins fernste Süden und Norden gedrungen. Vergl. Isthm. 2. 61. 62. — Aegypten und das obere Aethiopien war den Alten die Grenze der südlichen Welt; die Hyperboreer die Gränze der nördlichen Welt. Mela 3, 5. Plin. 4. 12. Unter Hyperboreern dachten sich die Griechen nicht in allen Zeitaltern ein gleichbestimmtes Volk. Ein Volk jenseits des Nordens war die allgemeine Idee. Norden aber hieß in den ältesten Zeiten schon die nächsten Gränzen von Griechen-

Strophe 2.

Das nicht vernommen die Thaten des Aias, des Telamoniden, und seines Erzeugers? Diesen einen rüstigen Streitgenossen, führte samt den Tirynthiern hin nach Troas, dem Kampfplaze der Heroen, in das Stahlfrohlockende Kriegesgetümmel, ob des Laomedons Frevel erregt, der Alkmene Gebohrner. **) Pergama eroberte er; dann mordet er samt ihm das Volk der ***) Meroper und den Gebirggleichen

Griechenland, z. B. Thrazien. Folglich lag die Donau schon im Lande der Hyperboreer. S. Olymp. 3. 28. Ja auch der westliche Norden, fast ganz Europa, ward in den allerältesten Zeiten mit dem Namen Hyperboreer belegt. Je nachdem die Griechen nun den Norden immer weiter kennen lernten, setzten sie die Hyperboreer immer weiter hinauf; und als man endlich den ganzen Norden kennen lernte, verschwand die Idee von ihnen ganz.

*) Telamon. Von diesem ist das folgende zu verstehen.

) Herkules — **Tirynthier. die Unterthanen des Herkules aus Tyrius oder Tirynthis, einer Stadt in Argalis im Peloponnes, wo Herkules erzogen worden. — Laomedon lohnte dem Apoll und Neptun nicht für ihre Hülfe beym Mauerbau Trojas. Sie gaben seine Tochter deshalb einem Walfische preiß. Herkules mordete diesen und befreyete das Mädchen, wofür er sich edle Roße bedung. Aber Laomedon hielt auch hier nicht Wort. Daher des Herkules Zug gegen Troja und dessen erste Zerstörung durch ihn — **Pergama**, das Schloß in Troja, steht bey den Dichtern für die Stadt selbst.

***) Einwohner der Insel Kos im Archipel, vergl. Nem. 4. 41. Hym. Il. 14. 250. f.

Rinderhirten *) Alkyoneus, den er bey Phlegrai ergreifft. Denn es spannte sonder Rast des Herakles Arm die dumpftönende Senne.

Gegenstrophe 2.

Er forderte auf den **) Aiakiden zur Meeresfahrt im Angesicht aller Gastmalsgenossen. Es stand vor ihm

*) Dieser Riese hatte seinen Wohnsitz auf der Korinthischen Landenge. Er warf mit großen Steinen dem Herkules viele treffliche Männer todt. Nem. 4. 4te f. Auch hatte er die Rinder der Sonne geraubt. Hier trift ihn Herkules bey Phlegrae, einem Gefilde in Thessalien bey Pallene (wenn nicht vielleicht die Campi Phlegräi in Campanien gemeint sind, wo wenigstens andere Dichter den Kampf des Herkules mit den Giganten hinverlegen) wo er ihn nebst den übrigen Giganten erlegt. Dies sind Bilder der ältesten dichterischen Physiker für große Erdbeben und Feuerspeyende Berge, wodurch diese Gegenden in den ältesten Zeiten sehr verwüstet worden.

) den Telamon. — Die folgende Episode von der Ankunft des Herkules, seiner Auffoderung des Telamons zu Abenteuern und von der Aufnahme desselben beym Telamon, ist samt der in Nem. 1. 52. f. unstreitig eine der schönsten im Pindar. **Schneider im Versuch über Pindar S. 73. 74. tadelt diese prächtige Stelle, in so fern sie keinen festen Schluß mit den übrigen Theilen der Ode hat, zwischen welche sie gestellt ist. Eben dies ist der Fall Nem. 1, 52. f. Isthm. 4. 85. f. — Die große Religiosität des griechischen Volks ist in der ganzen Stelle unverkenntlich und treflich geschildert, wie im Homer. Dieser läßt auch gewöhnlich die Helden von den besuchenden Freunden bey Mahlen und Opfern betroffen werden, wodurch er

ihm da der Speergewaltige Amphitryonide mit der Löwenhaut umpanzert. Da gebot ihm Telamon, der Tapfre, vor allem mit dem Nektaropfer zu flehen den Göttern, und reicht' ihm den Weingefüllten *) goldstarren Pokal. Es strekte der Held die unbesiegbaren Arme zum Himmel und rief laut: „Hast du je, o „Vater Zeus, mein Gebet gnädig vernommen:

Epodos 2.

„O! so fleh' ich jezt, jezt mit den heiligsten Wün„schen: Verleihe diesem Helden, meinem Gastfreund, †) „von Eriboia einen Knaben! Kühn sey er, und von „den Parzen geliebt! undurchdringlich dem Stahl sey „sein Körper, gleich dieser mich umhüllenden Haut des „Löwen, den ich einst im ersten meiner Kämpfe in **) „Nemea

†) Ich folge des Herrn Hofr. **Heyne** Lesart: ξεινω ἐμῳ. — Könnte man nicht μοιριδιον mit ξεινον ἐμον verbinden, so: **den mir das Verhängnis zum Gastfreund bescheide?** Jedoch die Erklärung des μοιριδιος, die ich mir selbst gebildet, und in der Uebersetzung ausgedrückt habe, paßt besser zum Folgenden.

---

er dann die Handlung bereichert. z. B. Od. 3. 41. 4. 3. Virgil. Aen. 8. 102. Indessen gewöhnt man bey der Lektüre des Pindar seine Phantasie an dergleichen Ausflug auf Geschichten der Helden aus dem Vaterlande des Siegers so sehr, daß er einen gar nicht mehr auffallend ist, ja daß man ihn sogar schön findet.

*) d. h. mit Basreliefs aus Gold.

**) Eine Landschaft in Arcadien zwischen Kleone und Phlius, in deren Walde Nemea Herkules dies erste Abentheuer verrichtet.

„Nemea durchbort, und seinem Körper entspreche der „Geist!„ — Er sprachs! Da sandte Zevs urplötzlich den großen Fürsten der Vögel, den Aar, und süßer Zauber durchdrang das Innerste des Helden.

Strophe 3.

Lautrufend sprach er, ein Seher: „dir wird ge„währet, o Telamon, der Knabe, der Wunsch deines „Herzens! Nenne †) ihn, gleichwonnig mit dem Ge„sandten des Zeus, den übergewaltigen *) Aias, ihn, das

†) Es muß augenscheinlich mit **Pauw** gelesen werden: κευλεν oder κελεο.

*) Pindar leitet hier den Namen Αιας ganz unanalogisch von αιετος, **der Adler**, ab. Man sieht daraus, daß damals noch die Grammatik in ihrer Kindheit war, und daß ihr die Philosophen noch nicht jugendliche Festigkeit und Stärke ertheilt hatten; so wie überhaupt die Sprache damals eben erst auf dem Punkt war, den Ueberschritt vom Dichterischen zum Intellektuellen zu machen. Pindar hat dergleichen Etymologisirsucht schon einmal verrathen, Olymp. 6. 90. f. 9. 71. s. Schneider S. 122. An sich ist die Erklärung eines Namens durch Etymologie im Dichter anstößig. Eben so paßt sich die Stelle im Horaz 4. 4. 18. mehr für den Geist eines Grammatikers als eines Dichters, wenn sie nicht vielleicht auch von jenem herrührt; wnnigstens kann sie ohne Verletzung des Versbaues wegbleiben) Allein für die griechischen Leser war nichts Beleidigendes darin, weil bey ihren Dichtern dieser Fehler aus dem Glauben an Zeichendeuterey und Wortahndungen floß. Und man muß sich ja bey jeglichem Dichter in Denkart und Sitten seines Volks ganz versetzen, um über Schönheit und Richtigkeit zu urtheilen.

„das Schrecken der Völker in des *) Enyalios Käm„pfen.„ Er sprachs, und setzte sich alsbald. — Ha! unabsehbar ist die Bahn aller **) Tugenden der Aiakiden! ich vermag sie nicht zu durchwandeln. — Nur dem Phylakidas und dem Pytheas und dem Euthymenes begann die Ruhmspendende Hymne; preisen, ja preisen will ich sie in der ***) Argeier gedrängten Melodien †).

†) κ' steht, dünkt mich, für και, vel, nicht für κε.

Gegenstrophe 3.

Drey Siege erndteten sie †) aus dem Pankrazion auf Isthmos, drey Siege in Nemeas dickbelaubtem Hayne, die stralenden Jünglinge samt dem Oheim,

†) απο zweymal hinter einander ist etwas beleidigend. Vielleicht υπο παγκρατιω, oder ανα, oder αμφι παγκρατιον?

*) Mars, von Enyo, der Schwester des Mars, der Bellona der Römer, also benannt.

) **Tugend war nach den damaligen Begriffe Körperstärke, Muth, Patriotismus, Schützung der Sicherheit. Gewiß die nöthigsten Tugenden bey einem Volke, das in vielen Stücken noch auf den ersten Stufen der Kultur, oder in der Heldenzeit ist. Aehnliche Begriffe hat das alte Testament.

***) Die Völker in Argos, Nachbaren der Lacedämonier, müssen eben so wie diese, die Kürze im Ausdruck und die Gedrängtheit in den Gedanken geliebt haben, s. den Scholiasten. Jedoch könnte man hier auch die Lacedämonier selbst verstehen, weil in den ältesten Zeiten alle Griechen **Argeier** hießen.

und enthüllten dem Sänger zahlloser Hymnen Stoff. Der *) Psalychiaden Geschlecht benetzen sie mit der Charitinnen schönstem Thau: hoch erheben sie wieder des **) Themistios Haus, und bewohnen ihr Eiland, von der Gottheit geliebt. — Und Lampon, treu verfolgend seinen Eifer in Wettkämpfen, verehret des ***) Hesiodos Sittenspruch, und prägt ihn tief seinen Söhnen ins Herz.

Epodos 3.

Sein Ruhm ist seiner Mitbürger gemeinsam herrliches Kleinod; und ob der wohlthätigen Pflege der Pilger ist er geliebt. Mäßigung****) athmet sein Geist; Mäßigung athmet seine That. Seine Zunge fördert nur den Gedanken seiner Seele. Es gleichet dieser Mann unter den Athleten dem Erzbändigen den Wezstein auf *****) Naxos unter den übrigen Steinen. — Ja

*) Die Gebrüder Phylakides, Pytheas und ihr Oheim Euthymenes gehörten zum Familienstamm der Psalychisaden in Aegina. Denn πατρα stehet für φυλη.

**) Der Großvater mütterlicher Seite von den genannten Brüdern.

***) S. dessen Tagewerke v. 412. Pindar macht hier eine Application des dortigen Verses: μελετι το ἐργον ὀφελλει, **Sorgfalt und Arbeit fördert das Werk.** Der Scholiast giebt wenigstens diesen Vers an.

****) μετρα könnte auch **Gerechtigkeit** und **Billigkeit** heißen. Oder vielleicht **stille, ruhige Größe.**

*****) Eine Insel im Archipel. Der Vergleichungspunkt ist der: Lampon reizt die Aegineter zum Studium der Athletik durch eignes Beyspiel und Unterricht an.

Ja tränken, tränken will ich ihn und seine Erzeugten mit dem heiligen Strome *) Dirke, welcher der Urne der hochgegürteten Töchter der goldumstralten Mnemosyne an den starken Thoren des Kadmos entquillt.

Gurlitt.

*) Ein Quell bey Theben. Pindar war aus Theben. Also meynt er seine Hymne. Denn die **Töchter der Mnemosyne** sind die Musen: und die **Thore des Kadmos** sind die Thore von Theben.

II.

Zwölf prosaische Fabeln.

Unser Publikum begünstigte die Muse der Fabel mit einer besondern Zuneigung, und sie verpflanzte, aus Dankbarkeit, ihre schönsten Blumen auf teutschen Boden. Welches von beyden zuerst ermüdete, ob die letzte in ihrem Fleiße, oder das erste in seinem Beyfall, das mag ich hier nicht untersuchen: so viel ist gewis, man ist gegen die lehrreichste Gattung der Poesie kaltsinniger, als jemals.

Allein, da man auch jezt noch immer ein einzelnes Sonnett, ein Ringelgedicht, ein Triolett und andere ähnliche Spiele des Witzes und der Empfindung — so sehr man auch von dem Geschmacke an

der

der Art überhaupt zurükgekommen ist *) ohne Ekel aufnimmt: so ist wohl, ohne Unverschämtheit, von der beßern Gattung ein gleiches zu hoffen erlaubt.

Zur zwölften Fabel ist die Idee aus dem la Motte genommen.

Dieser Mann voll Verstand, Scharfsinn und Witz ließ es sich einfallen, mit einer schwächlichen Einbildungskraft und gänzlichem Mangel an Genie den Dichter zu spielen. Von seinen vielfältigen Arbeiten sind seine Fabeln unter uns noch die beliebteste. Und das ist sehr begreiflich. Diese Gattung war gerade diejenige, in die er die Talente, die er würklich besaß, in der größten Fülle legen, und wobey er nicht so oft in Gefahr gerathen konnte, nach jenen zu ringen, die ihm versagt waren. Kurz, er würde ein vortreflicher Fabeldichter seyn, wenn er in Prosa hätte schreiben wollen. Eine wörtliche Uebersetzung dieser Apologen

*) Desto schlimmer! oder kam es blos daher, weil es uns bisher an **vortreflichen** Stücken in diesen kleinern Gattungen noch so sehr gefehlt hat? Wäre dies, so kann man hoffen, daß die Meisterstücke die uns die neulich von Hrn. **Ramlern** besorgte Sammlung der **Götzischen Gedichte** liefert, unsern Geschmack mit den Sonnetten, Ringel-Gedichten, Triolets u. s. w. wieder aussöhnen werden. Wehe dem Böotier, dem ein Sonnet, so schön und vollkommen es auch in seiner Art wäre, nur darum mißfiele, weil es ein Sonnet wäre! Tous les genres sont bons, hors le genre *ennuyeux*.

logen hiesse eine Handvoll Erde mehr über sein Grab streuen. Eine Auswahl hingegen, wenn nicht in Aesops, doch in Leßings Manier und Vortrag, würde kein unverdienstliches Unternehmen seyn. Aber, wie gesagt, der Geschmack des Publikums hat sich hierinn geändert, und es wird eine mehr als gemeine Schönheit erfordert, eine vor kurzem verlaßene Tracht wieder einzuführen — — —

1.

Löwe und Fuchs.

Der Löwe der mit dem Fuchse auf den Raub gieng, konnte nicht begreiffen, daß dieser nicht lieber Löwe seyn möchte, als Fuchs. Sie giengen den Tag und die Nacht, und der Hunger überfiel sie. Jeder fand, zur ganzen Beute, ein kleines, furchtsames Kaninchen im Gebüsch.

Das war etwas, sagte der Löwe: aber das ist nicht genug. Ich bin noch nicht satt.

Aber ich; versetzte der Fuchs. Und hier ist gleich einer von den Gründen, warum ich lieber Fuchs als Löwe seyn mag.

2.

Der Storch und die Krähe.

Der Storch und die Krähe waren in Streit gerathen. Laß jenen Wanderer den Ausspruch thun,

sagte

sagte der Storch. Ein Mensch muß natürlicherweise von manchem Vorurtheil frey seyn, von dem wir auch den gerechtesten Vogel nicht lossprechen können.

Um Vergebung; fiel die Krähe ein. Hat er die Vorurtheile eines Vogels nicht, so werden die eines Menschen ihn zum Richter unfähig machen. Der Wahn deiner Heiligkeit und die noch lächerlichere Furcht, in mir eine Unglücksprophetin zu sehen, wird das günstige Urtheil immer auf deine Seite lenken. Lieber will ich meine Sache freywillig aufgeben, als sie durch den Ausspruch eines Richters verlieren, deßen Unfehlbarkeit mir niemand verbürgt, und deßen Wahn ich dann, ärgerlich genug, als heiliges Recht verehren müste.

---

3. 4.

Der Staar.

Ein philosophischer Staar, der sich sehr mit den Endursachen der Dinge beschäftigte, hörte eine Heerde Gänse beym Anblick eines ernsthaften Budels ein lautes Geschnatter erheben. Er muß wohl ein großer Geck seyn, dieser Budel, weil die Herren ihre spöttischen Schnäbel so weit über ihn aufreissen: so dacht er und hüpfte näher hinzu. Kaum aber wurden ihn die Gänse gewahr, als sie ihr mystisches Konzert von neuem anstimmten.

Ich

Ich habe dem Budel Unrecht gethan, wiederrief er nun. Die Herren schnattern wohl nur, wenn sie einen Weisen sehen.

Aber — unterbrach ein stechender Zweifel im Kopfe des Staaren seine Eigenliebe. Ich will mich bey den Schreyern selbst erkundigen.

Warum, fragte er, als der Lärm sich ein wenig gelegt hatte, warum erhebt ihr eure Stimmen so laut, wenn ihr einen Wanderer die Straße ziehen seht?

Warum? erwiederte eine alte Gans, nachdem sie sich lange besonnen hatte; warum? — ja, das wißen wir selber nicht.

5.

Die Pfoste und die Säule.

Prahle nur immer, sprach die Pfoste zur großen marmornen Säule, ich werde deine Pracht nie beneidenswerth finden. Du bist stolz; und worauf? Auf die Last, die du zu tragen hast, und auf das Vermögen deines Besitzers. Denn sicherlich würdest du nicht so groß seyn, wenn man dir nicht eine starke Last zugedacht hätte, und nicht so schön, wenn nicht dein Herr seinen Reichthum hätte zeigen wollen.

Von manchem Minister gilt beydes, von manchem Müßiggänger bey Hofe das letzte.

---

6. Der

6.

Der Löwe.

Der Löwe hatte immer vom Fuchs gehört, daß man seine Majestät, auch in der Gestalt eines Esels, nicht würde verkennen können. Es kömmt auf eine Probe an, dachte der kluge Löwe, und kroch in eine Eselshaut. Nun gieng er wieder zu seinen Hofleuten, die ihn auf das empfindlichste höhnten. Beschämt legte er in einem Winkel die Maske ab, und setzte sich auf seinen Thron. Da sagte der Fuchs: Vor einem Augenblick hatte der nichtswürdige Esel die Kühnheit, sich diesem heiligen Sitze zu nähern, aber wir, Großer König, und besonders ich habe dafür gesorgt, daß er so bald nicht wiederkommen wird.

7.

Die alte und die junge Gans.

Wenn wirst du einmal schweigen, unerträgliche Schwätzerin, rief eine alte Gans der jungen zu! Wahrscheinlich nicht eher, versetzte diese, als ich mich, wie du, heischer geschrien.

8.

Der Wolf und die Quelle.

Ein Wolf, der sich stark erhitzt hatte, löschte seinen Durst an einer klaren Quelle. Dann badete er durch

durch sie hin, und trübte sie tückisch. Ist dies mein Dank für die Wohlthat? rufte ihm die gekränkte Najade zu. Hämisch antwortete der Wolf: Nun bin ich satt! und fuhr fort sie zu betrüben. Jupiter sah die Thränen der Najade, und sein zorniger Blick verwandelte den Böswicht in einen Stein, der in der Quelle untersank.

* * *

O, möchte Jupiter jeden Menschenfreund so rächen, der seine Wohlthaten an Undankbare verschwendet!

9.

Der Adler und der Sperling.

Immer flatterte ein junger Sperling um die Mitte eines hohen Felsens, und suchte mit äusserster Mühe seinen Gipfel zu erreichen. Wozu dies thörigte Bestreben? rief der Adler, des Spiels müde, von der Höhe herab. — Mir ein Nest neben dem Deinigen zu bauen, wie du in den Wolken zu thronen, und den Bewohnern niedriger Büsche ein Gegenstand der Bewunderung und Furcht zu seyn; das wäre mein Wunsch.

Ein mitleidiges Lächeln bedeckte die Stirn des Adlers, wie die Stirne des Weisen bedeckt, wenn er den Schwarm unserer poetischen Spatzen erblickt, die dummdreist, ohne Mistrauen in die Größe ihres Geistes, ihre niedre Sphäre verlassen, blos um sich ganz un-

ferm Blick zu entreissen, oder höchstens wie Mücken um den Gipfel des Parnasses zu schwärmen.

10.

Sonne und Mond.

Ihr, prahlte die Sonne gegen den Mond, sagt mir, was würdet ihr Planeten seyn, wenn ich nicht wäre?

Wahr! antwortete der Mond, ohne dich nur unvollkommene Kugeln. Du aber? Was du ohne uns?

11.

Der Stier und das Füllen.

Freund, sagte ein muthwilliges Füllen zum Stier, der mit ihm Eine Straße zog; komm, wage einen Versuch mir zu folgen. So sprach es, wieherte und verschwand nach einem Augenblick hinter einem fernen Hügel. Nach einigen Stunden fand er das übermüthige Füllen, das ermüdet im Staube lag. Hier bin ich Spötter, sagte der Stier, und denke heut noch weiter zu kommen.

12.

Die Grazien.

Die Grazien, die drey liebenswürdigen Mädchen, bekamen den unseligen Einfall, um den Vorzug der Schön-

Schönheit zu streiten, und wählten die Venus zur Richterin. Diese befahl ihnen, unbekleidet vor ihrem Throne zu erscheinen. Sie kamen. Und jede hatte sich so sehr in Minen und Geberden geübt, daß Venus voll Verdruß ausrief: Geht! so erkenne ich nicht mehr die Grazien in euch.

Sch—z.

III.

An ein junges Fräulein.

Du, die Natur, und Glück so wohl bedachten
da jene dir Gefühl, mit einem hellen Kopf
und guter Bildung gab, und dieß aus seinem Topf
noch einen Klumpen Gold, der auch nicht zu verachten,
dazu warf, sieh dich vor! Du hast ein Recht zum Glück;
doch, liebes Mädchen, oft ein einz'ger Augenblick
vernichtet es, und ach! gerade gute Herzen
sind doppelt in Gefahr es ewig zu verscherzen.

Du trittst nun in die Welt; arglose Freud' umzieht
mit ewgem Lächelnd eine Wangen;
Dein ungetrübtes Auge sieht
den Himmel voller Geigen hangen;
Dein Herzchen überläßt, nicht fähig einer List

und keine fürchtend, sich jedwedem Eindruck willig:
Du kennst die Menschen nicht: o glaube mir! es büßt
oft dein Geschlecht dafür, daß es zu billig
aus Unerfahrenheit und hoher Unschuld ist.

Du irrest, wenn du meinst, daß ich in Timons Tone
von Ungeheuern reden will.
Die Lovelace, wie die Grandisone,
sind in Romanen nur, und taugen dort nicht viel.
Doch um die Welt uns heiß, wie Höllenfeuer,
zu machen brauchts nicht eben Ungeheuer.
Ich will, (und danken wirst du mir,
wenn auch nicht itzt, doch sicher einst, dafür)
ich will nun aus der Schule schwatzen,
will den Esprit du Corps (der mich als Mann
doch schweigen heißt von uns, wenn ich nicht loben kann)
vergessen, will heraus mit dem Geheimniß platzen;
und deine Sache sey es dann
zu sehn mit deinen eignen Augen
wie wenig oder viel wir taugen.

Du mußt, so wills die Welt, den Schwüren
ein willig Ohr zu Zeiten weihn.
Thu's immerhin, doch bloß um dich zu amüsiren.
Ich liebe Sie, heißt oft bey uns nicht mehr
als, Dero Diener, und die irrt nicht wenig

die

die einen solchen Rechenpfennig
für gute Münze nimmt, ach! und bereuts oft sehr.
Doch dieß besorg ich nicht: vor so grobfädgen Garnen,
vor einer Schling' in die nur eine Thörinn fällt,
wird dein Verstand, und selbst dein Herz dich warnen:
Das Weib, das einen Gecken wählt,
verdienet ihn; doch dem Betrüger zu entgehen,
zumal wenn er sich selber mit betrügt,
in diesem junge Freundin! liegt
die große Schwierigkeit; hier braucht man hell zu sehen.
Von zwanzig Jünglingen, die sich
wie Satelliten um dich drehen,
liebt auch vielleicht nicht Einer Dich.
Den blendet der Ducaten Schimmer,
die deiner warten, den reizt deines Vaters Rang,
den lockt dein Witz, den deiner Saiten Klang,
und jener liebt in dir nur bloß das Frauenzimmer:
Indeß geberden sie sich doch
als hieng' ihr Leben nur an einem Fädchen noch.
Denn Mitleid wird (das weiß ein jeder Weiberkenner)
zur Leimstang' oft, an der ihr kleben bleibt;
und überhaupt ists um die Männer
ein sehr wehleidig Volk; der beste übertreibt.
Drum glaubst du je, du habest nun den Besten,
(man glaubt so was mit sechzehn Jahren leicht)
so laß ihn (ob sein flehn dich noch so sehr erweicht)

nur

nur weidlich erst in Amors Pfanne röstet;
solch eine Prüfung nützt nicht dir allein,
sie nützt auch ihm; ein Gut, das man mit wenig Kosten
erlangt, hört auf ein Gut zu seyn.
Auch glaube nicht, als wirkten Amors Schmerzen
gleich stark auf Männer- und auf Weiberherzen.
Wir haben der Zerstreuungen genung,
und was nicht heilt das schaft doch Linderung.
Bald nehmen Pflicht und Amtsgeschäfte,
bald eine Wissenschaft, und bald ein neues Pferd
dem Liebesfieber seine Kräfte;
bald, wenn in uns die Neugier sich empört,
geschäfte mit politschen Kannengiessern,
und der Proceß der Scheldefahrt, erklärt
in Kramers Kaffehaus *) von jenen Alleswissern:
Zuweilen tritt wohl auch ein Freund zur Thür herein,
ermahnt uns gutes Muths zu seyn,
gießt lächelnd aus langhalsiger Flasche
Champagnes Lethetrank in große Gläser ein,
und giebt uns jenen Rath die Schwermuth zu zerstreun,
den ihrem Sohn, als er sich auf Patroclus Asche
beynahe blind geweint, die weise Thetis gab. **)

Ein

*) Ein von dieser Gattung Leute sehr besuchtes Kaffeehaus in Wien.

**) S. das letzte Buch der Iliade. Es wäre dir gut ein Mägdlein zu herzen, übersetzt Stollberg, was sich eigentlich nur griechisch

Ein Rath, der auch in unsern Tagen
(das Unanständige rechn' ich, wie Dacier, ab)
bey vielen treflich angeschlagen:
Ein wollustvoller Kuß von einer Phryne Mund
heilt, öfters aufgelegt, die Schmerzen aus dem Grund:
und kurz, wenn uns die Lieb' auch bis zum Unsinn quälet,
die männliche Philosophie
macht ihr doch wieder Luft, es fehlet
an hellen Zwischenräumen nie.
Ganz anders ists mit euch: *) gebannet in vier Mauern
beschäftiget ihr eure Hände nur,
so faßt die Liebe Fuß, empört noch die Natur,
und machet euch des Lebens Lenz vertrauern.
Ein Werther schießt sich durch den Kopf ein Loch;
so was klingt prächtig, macht Parade;
man spricht, schreibt, singt davon in zwanzig Jahren noch,
und alle Spröden rufen, Gnade!
wenn mit Verzweiflung im Gesicht
von der Pistol' ihr Pastor Fido spricht.

Doch

griechisch sagen läßt. Popens und der Frau Dacier Commentare über diese Stelle sind sehr erbaulich. Der Rath der Thetis wird am Ende entschuldigt; nur das will man dem alten Sänger nicht vergeben, daß er gerade heraus un Char un char nannte. Wie sehr wir doch in der Moral über die Alten erhaben sind!

*) Wohl mit Recht sagt Hero beym Ovid. Quid faciam, superest, praeter amorem, nihil.

Doch lasset zehn Emiren *) sterben,
die schmerzlich sich die Marterkron'
auf Amors Folterbank erwerben,
es sagt kein Mensch ein Wort davon.

Du fragst, wo alles dieß am Ende
hinaus woll', und ob Recensent
des männlichen Geschlechts nicht gar für dienlich fände.
daß man, von diesem ganz getrennt,
als Hütherin bey Vesta's Feueresse,
sein Leben ohne Freud' und ohne Gram beschlösse.
Nein, gutes Kind! so lautet nicht mein Rath.
Du sollst zu dem Altar, doch gehen nur, nicht laufen,
und etwa gar zu theur die Wissenschaft erkaufen
Wie wenig dein Geschlecht zu eilen Ursach' hat.
Dein Gatte — da hilft nun kein Widerstreben,
wie ungerecht es sey, du mußt dich drein ergeben,
Dein Gatte wird zugleich dein Herr:
und wo lebt jener Mensch, der minder oder mehr
(und hätt' ein Gott ihm Sanftmuth eingehauchet)
das schlüpfrigste Geschenk, die Herrschaft, nie misbrauchet.
Ein Mann der wünscht ist ganz ein andres Ding
als Einer der besitzt: oft wird der Trauungsring

ein

*) Man sehe Kleists Emire und Agathokles, und bemerke, daß Agathokles nichts weniger als ein Bösewicht war. Indessen starb die arme Emire doch.

ein Talisman, geschickt all jene Zauberey'n,
die uns so froh gemacht, auf einmal zu zerstreuen.
Ihn, welcher erst sein Leben und sein Glück
in dich gesetzt, in dich, von der ein finstrer Blick
ihm fast das Herz im Leib' zerstückelt,
bekümmert itzt sich drum kaum im Vorübergehn.
Du selber, die in ihm den Halbgott nur gesehn,
findst ihn nun um und um in Menschheit eingewickelt.
Die Liebe blüht auf Amors Beet so schön;
doch solls ihr, wenn auf seins Gott Hymen sie versetzet,
wie vielen fremden Pflanzen gehn;
sie trägt zwar hier auch Frucht, sie labet und ergötzet;
doch schafft des besten Gärtners Müh'
den ersten Wohlgeruch, den Hochgeschmack ihr nie.

Drum, Freundinn! nütze deine Lage;
sie ist so freudenvoll, so leer von Sorg' und Plage.
Es werde Dir, als Weib, das möglich größte Glück,
ich wünsch' und fleh' es Dir tagtäglich vom Geschick;
Du siehst doch — denk an mich — auf deine jetzgen Tage
mit später Sehnsucht oft zurück.

Alxinger.

IV.

Von den verderblichen Folgen des Luxus in Italien, besonders in Ansehung des Ehestandes.

Da ich Ihnen, lieber Freund, schon so viel Gutes und Böses von Italien geschrieben, so weiß ich nicht, warum ich Ihnen von dem Luxus, welcher dieses reiche und schöne Land ärger als die Pest verwüstet, noch keine Nachricht ertheilt habe. Ehe ich aber dieses thue, bitte ich sie, mich nicht etwa unter die Zahl jener engbrüstigen Oekonomen zu rechnen, die das alles für Verschwendung halten, was die leidigen Schranken der Nothdurft überschreitet. Ich halte vielmehr ein Volk für glückselig, unter welchem Gemächlichkeit, Wohlstand und geschmackvolle Tracht herrschen; wo die erfinderische Hand des Künstlers Städte und Wohnungen verschönert und den Genuß des menschlichen Lebens versüßt; wo ein weiser Fürst durch die Begünstigung des Handels und der Künste den Reichthum und die Wohlfahrt des Landes vermehrt. Wo aber in einem Lande der Luxus so überhand genommen hat, daß die Einwohner sich nur nach fremden Manufakturen sehnen, an nichtswürdigen und unnatürlichen Verzierungen Geschmack finden, und diese gegen die nothwendigen Lebensbedürfnisse eintauschen; wo eine unzählige

zählige Menge Menschen dem Ackerbau und den unentbehrlichen Künsten entzogen wird, dem Stolze und der Wollust zu dienen; Wo der unerbittliche Tyrann, die flatterhafte Mode, die Menschen in einem immerwährenden Wirbel herumdreht, und die Ungenügsamkeit, welche in allen Ständen die Saiten immer höher spannt, durch den zunehmenden Aufwand die meisten Familien aus allen Ständen erschöpft, und sie nur allzuoft verleitet, auf Kosten des nicht bezahlten Künstlers und Kaufmanns, oder mit dem ihnen anvertrauten Gelde des Fürsten, den einmal angenommenen Glanz fortzusetzen; in einem solchen Lande, sagen Sie mir, lieber Freund, herrscht da nicht eine Art von Schwindsucht, die das innerste Mark desselben verzehret, und desto gefährlicher ist, je mehr sie durch äussere Annehmlichkeit und Glanz die Augen derjenigen blendet, in deren Macht es stehet, ein so großes Uebel in die gehörigen Schranken einzuschließen?

Dieser verderbliche Luxus herrscht von einem Ende Italiens bis zum andern. Nie läßt er die Härte und Schwere seiner Fesseln so sehr empfinden, als wenn der älteste Sohn eines Edelmanns oder reichen Bürgers sich verehliget. Alles wird alsdann in den Häusern verändert und umgekehrt. Alles Geräthe, wäre es auch noch so bequem, wird für altväterisch erklärt und verworfen. Oft werden alte Paläste, die sich durch eine edle und männliche Baukunst empfehlen, auf

allen

allen Seiten bestürmt und zerrissen, und ihre verehrungswürdigen Baumeister verlacht, weil sie keinen schicklichen Platz zur Toilette gelassen, oder etwa vergessen haben in einem Winkel ein Bad anzubringen, wo die verzärtelte Gattin ihre Kräfte erneuere, und ihren Geist durch die reitzenden Bilder scherzender Najaden, schlafender Endymionen, wollüstiger Leden, die entweder auf den Wänden mit täuschenden Farben entworfen oder in marmornen Gruppen neben ihr stehen, in der ehelichen Treue stärke. Die silbernen Gefäße werden eingeschmolzen, ganze Tafelservice von so kostbarem als zerbrechlichem Porcellan gekauft, der Schmuck von Juwelen neumodisch gefaßt, und für neue Diamanten Landgüter verpfändet; reich vergoldete und fein lackirte Kutschen und Schwimmer, Gespanne fremder Pferde, von Gold und Silber glirrendes Geschirr, eine Menge Bedienten mit reicher Livree, oft auch Mohren und Zwerge angeschafft, die Pracht der neuen Venus Anadyomene zu vermehren. Für diese reiche Opfer beweiset sie sich nicht etwa, wie zu ihrem großen Ruhm unsere teutschen Damen thun, als treue Gehülfinn in der Wirthschaft, sondern sinnet in ihrem ganzen Leben auf nichts anders als auf Putz und angenehmen Zeitvertreib. Wenn ich eine jede Art, wie sie ihren Gemahl in Contribution setzt, beschreiben wollte, würde kaum ein Buch hierzu hinreichend seyn.

Die-

Dieser verschwenderische Aufwand, welchen der tyrannische Luxus zum Gesetze macht, versetzt dem Ehestande und der Bevölkerung tödliche Wunden. Er ist die Hauptursache, warum nicht nur unter dem Adel, sondern auch in vielen bürgerlichen Familien der Erstgebohrne die väterlichen Güter erbet, und hierdurch allein in den Stand gesetzt wird sich zu verehlichen. Die übrigen Brüder bleiben unverheyrathet. Ein Theil derselben wird zu Kanonikaten, Prälaturen, ehelosen Ritterorden, oder Klöstern bestimmt; ein anderer, welcher der Jüngste ist, widmet sich dem Militärstande, und der Ueberrest, welcher den größten Theil ausmacht, dem Müßiggange. Der größte Theil aller dieser ehelosen Cadetten ihrer Häuser stimmet darin zusammen, daß sie der Ehre der Eheweiber und Mädchen aus allen Ständen, besonders ärmerer Familien nachstreben, jene Leidenschaft, welche ihnen die Natur eingepflanzt, und die tyrannischen Gesetze des Luxus verboten haben, zu befriedigen. Nichts ist der Wahrheit so sehr gemäß als was Arioſto in folgenden Versen in seiner fünften Satyre von dieser hungrigen Art von Schleichhändlern singt:

Fui di parer sempre, e cosi detto
L' hò più volte, che senza moglie a lato
Non puote uomo in bontade esser perfetto.
Nè senza si può star senza peccato;
Chè chi non ha del suo, fuor accattarne

Mendi-

Mendicando o rubandolo è forzato.
E chi s'usa a beccar dell' altrui carne,
Diventa ghiotto, ed oggi tordo o quaglia,
Diman fagiani, un altro dì vuol starne.
Non sa quel che sia amor, non sa che vaglia
La caritade, e quindi avvien, che i *preti*
Sono si ingorda e si crudel canaglia.
Che lupi sieno, e che asini indiscreti,
Me 'l dovreste saper dir voi etc.

Was hier Arioſto von den Pfaffen ſagt, iſt nichts weniger, als übertrieben. Die Sache hat ihren Grund nicht nur in der bekannten Wahrheit privatio generat appetitum, ſondern auch in den für ſie ſo vortheilhaften Umſtänden verheuratheter Weiber. Auſſerdem daß ihre Schwachheit hier verborgen bleibt, ſo ſind auch die reichen Einkünfte ihrer Kirchenpfründen eine ſüße Lockſpeiſe nicht nur für die Weiber, ſondern auch oft für ihre Männer; beſonders wenn es ihm an hinreichenden Mitteln fehlt, ſich zu ernähren, oder ihren Hang zur Eitelkeit und Verſchwendung zu befriedigen. Jedermann ſiehet ein, und wird durch die Erfahrung vieler Jahrhunderte überzeugt, wie ſehr der Eheſtand durch eheloſe Pfaffen entheiliget, und mit welchen abſcheulichen Ausſchweifungen die Natur und Religion von ihnen beſchimpft werden; und doch faßt keiner der mächtigen Monarchen, welche hauptſächlich nur zur Vertheidigung der Rechte der Menſchheit

heit das Schwerdt führen, den edeln Entſchluß, ſich ſeiner ganzen Macht und Rechte zur Vertilgung dieſes großen Uebels zu bedienen, ob dieſes gleich ihnen und der menſchlichen Wohlfahrt mehr nützen würde, als die Eroberung ganzer Königreiche. So lang der aufgedrungene Cölibat und die verderblichen Quellen deſſelben nicht vertilget werden, ſind die Staaten, wo derſelbe heilig geſprochen wird, ſo ſchön ſie auch von auſſen zu blühen ſcheinen, in ihrem Herzen vom Krebs angefreſſen, und mit Eiter angefüllt.

Da die geſetzgebende Macht ſo viel Nachſicht gegen die Ausſchweifungen eheloſer Perſonen äuſſert, ſo iſt es kein Wunder, daß auch ſelbſt die Erſtgebohrnen, welche die mit dem Eheſtande verknüpfte Bürde des Luxus ertragen könnten, die ehelige Verbindung verzögern, bis die Kräfte des männlichen Alters erſchöpft ſind, und der unmäßige und verzärtelte Genuß der Wolluſt ſie zur Empfindung ehelicher Liebe unfähig gemacht hat. Sie haben alsdann einen unüberwindlichen Eckel vor dem Eheſtande. Die ſüßen Namen eines Gatten, eines Vaters, haben keinen Reiz mehr für ſie. Die Täuſchung der Liebe, welche über die Mängel des ſo ſchwachen als ſchönen Geſchlechts, und über die Beſchwerlichkeiten des Eheſtandes einen reitzenden Schleyer ziehet, iſt bey ihnen verſchwunden. Gewohnt nur das Honig von einer jeden Blume zu koſten, verabſcheuen ſie einen Stand, worin die Roſen auch ihre Dornen fühlen laſſen. Die Anzahl ſolcher flatterhaften

ten Weichlinge nimmt in Italien von Tag zu Tage zu, und drohet nicht nur dem Ehestande, sondern auch einer jeden männlichen Tugend den Untergang. Es erneuert sich daselbst jenes unglückliche Zeitalter der Römer, da der Luxus durch allzuverzärtelte und ausgesuchte Wollust alles Gefühl von unschuldigem Vergnügen aus ihren Herzen verbannt hatte. Fast alle Römer verabscheueten die ehelige Verbindung. Die sinkende Republik sah sich gezwungen, sie durch Strafgesetze und Belohnungen zum Ehestande zu ermuntern. Diese Gesetze schienen ihnen unerträglich. Sie verlangten von Augustus die Aufhebung derselben. Dem sinnlichen Volke die Thorheit ihres Verlangens fühlbar zu machen, stellte der weise Kaiser die Verheuratheten und Hagestolzen in zwo Reihen, und bewies durch die weit größere Anzahl der letztern den Verfall der römischen Bevölkerung so augenscheinlich, daß alles darüber in Erstaunen gerieth. Hierauf sprach er: „Was wird „es, Ihr Römer, mit der Stadt werden, wenn ihr „den Abgang, den die Bürgerschaft durch Krankheiten „und Krieg leidet, nicht durch den Ehestand ersetzt? „Die Stadt bestehet nicht in Pallästen, Hallen, Markplätzen und Obelisken. Die Menschen sind es, die „eine Stadt ausmachen. Diese werden um eueres „Besten willen, nicht, wie die Fabeln erzählen, aus „der Erde hervorsteigen. Ihr seyd nicht eheles, um „ohne Weiber zu leben. Ihr habt sie an euern Tischen, in euern Betten. Ihr sucht nichts anderes, „als

„als ungestraft auszuschweifen. Berufet ihr euch vielleicht auf das Beyspiel der Vestalischen Jungfrauen? „so müsset ihr auch leiden, daß ihr, wie sie, der Unzucht wegen zur Strafe gezogen werdet. Ihr seyd „schlechte Bürger, es mag alle Welt, oder niemand „euerem Beyspiel folgen. Mein einziges Ziel ist die „Ehre und die Fortdauer der Republik. Ich habe „die Strafe derer, die meinen Gesetzen nicht gehorchen, vermehrt, und was die Belohnungen betrift, „so sind sie so groß, daß ich nicht weiß ob die Tugend „selbst je größere erlangt hat. Geringere Belohnungen können die Menschen reitzen ihr Leben für das „Vaterland in Gefahr zu setzen: und diese, die weit „größer sind, sollen euch nicht bewegen können, das Leben andern zu geben, Weiber zu uehmen, und Kinder zu erziehen?“ Es ist ein seltsamer Widerspruch, daß man in den meisten Staaten Europens die römischen Gesetze zum Leitfaden in der Verwaltung der Gerechtigkeit angenommen und beybehalten, obgleich viele derselben uns so wenig als Goliaths Panzer dem kleinen David angemessen sind, und doch solche Gesetze und Privilegien, wodurch die Römer den Ehestand beförderten, nicht eingeführt hat, so sehr sie auch auf unsere Zeiten passen. Ist etwa der Ehestand nicht mehr die Quelle der Bevölkerung? oder bestehen jetzt die Fürstenthümer und Königreiche nur in weit ausgebreiteten Ländern, und in entvölkerten Städten und Dörfern?

Aus der Ehe, zu welcher sich der ausgemergelte ältere Bruder zur Fortpflanzung seines Geschlechts endlich bequemen muß, entstehen meistens elende und schwache Kinder, und der Vater erlebt selten die Vollendung ihrer Erziehung. Sie kommen so früh als möglich zum Besitz der väterlichen Güter, folgen zügellos den sinnlichen Begierden der Jugend, und entkräften sich noch mehr als ihre Väter thaten, ehe sie zum Ehestand schreiten. Daher sind entweder schon viele der berühmtesten Geschlechter Italiens allmählig erloschen, oder stehen würklich auf schwachen Stützen. Dieses ist eine allgemeine Klage der Einheimischen und Fremden. Vergeblich sucht der Reisende in den Städten Italiens die Nachkommen der großen Männer kennen zu lernen, deren unsterbliche Verdienste ihm durch die Geschichte bekannt sind, und dem einheimischen Patrioten ist ein solcher Verlust sehr empfindlich. Denn es ist viel daran gelegen, daß reiche und vornehme Geschlechter, in welchem das Gefühl der Ehre und Großmuth erblich zu seyn scheint, sich aufrecht erhalten. Sie sind die Hauptpfeiler der Fürstenthümer und des Vaterlandes. Oft haben sie es durch ihr Ansehen und Reichthum, oft durch Tapferkeit und weise Rathschläge aus schweren Gefahren errettet. Auch besitzen sie allein die Mittel, die würdigsten Ehrenstellen mit Würde und Nachdruck zu bekleiden.

Weil die Verehligung mehr aus Zwang als aus Liebe geschiehet, und der herrschende Luxus großen Aufwand

wand fordert, so hat die Wahl der Braut nur ökonomische und politische Absichten zum Grunde. Man ist hierin so weit gekommen, daß nicht nur die gefühllosen Eltern, sondern auch blühende Jünglinge sich dieser eigennützigen und niederträchtigen Gesinnungen rühmen. Sie nennen solche Verbindungen Matrimoni di massima, und die unrühmliche Denkart suchen sie mit dem übel verstandenen Worte: Bene di Famiglia, zu veredlen. Aber das Wohl, welches hieraus entstehet, möchte ich meinen ärgsten Feinden nicht wünschen. Eheliche Untreue von beyden Seiten, die bittersten Vorwürfe, kaltsinniger und verstellter Umgang, offenbare Trennung und Feindschaft sind das Wohl, welches aus solchen eigennützigen Verehligungen entstehet. Sie sind die Hauptursache, warum unter dem Adel und der Bürgerschaft der sogenannte Cicisbeismo zur Nothwendigkeit geworden ist, und warum beyde Theile gleich von Anfang ihres Ehestandes sich so leicht darzu verstehen. Er ist fast das einzige Mittel, beyder Leben gewissermaßen erträglich zu machen. Die unglückliche Gattin, die dem Eigennutz eines kaltsinnigen Mannes aufgeopfert wird, theilt die Pflichten des Ehestandes zwischen ihm und dem Cicisbeo, und zwar dergestalt, daß dieser das beste, was der Ehestand zur Glückseligkeit des Lebens beytragen kann, Freundschaft und Vertrauen, erhält. Die Kinder, die aus einer solchen Verbindung entstehen, sind von Seiten der Mutter, mehr Früchte eines scla-

vischen Zwangs, als der ehelichen Liebe, und von Seiten des Vaters schwache Sprößlinge eines kraftlosen Stammes.

Die junge Dame, welche dieses Unglück trift, würde besser gethan haben, unter der unzählichen Menge Mädchen, die aus Mangel einer anständigen Parthie entweder in den Klöstern eingeschlossen sind, oder zu Hause unter der Tyranney ihrer Brüder, und derselben Weiber seufzen, ihr Leben zu beschließen. Die Menge solcher verblühenden Damen ist eben so groß, ja noch größer als jene der unverheyratheten Cadetten vornehmer Häuser; und wenn die Klöster nicht wären, worin sie sich größtentheils lebend begraben, so müßte sich entweder die freye Lebensart ihrer Mütter und Schwägerinnen ändern, oder sie würden zu vielen Ausschweifungen verleitet werden. Es ist wunderlich, daß die Eltern, die über den Mangel an Gelegenheit, ihre Töchter zu verheyrathen, klagen, sich scheuen, ihre Söhne mit Mädchen zu verheyrathen, in deren Häusern der Luxus herrscht, und dennoch sich nicht entschließen können, denselben aus ihren eigenen Häusern zu verbannen, ob sie gleich aus trauriger Erfahrung wissen, daß er die Ursach ist, warum sich für ihre Töchter keine Männer finden.

Eben dieses ist einer der stärksten Beweise von der unüberwindlichen Macht des Luxus, wenn er einmal unter einem Volke tiefe Wurzeln geschlagen hat.

Er gründet sich auf einem übermäßigen Hang zu solchen Gemächlichkeiten und Vergnügungen, die mit großem Glanz und Aufwand verknüpft sind. Sein Geschmack ist verzärtelt, und was der Mäßigung zum Vergnügen dient, das hat für ihn keinen Reiz. Das einzige Mittel, die Menschen, die von diesem Uebel angesteckt sind zu heilen, ist, daß man sie, wie die verzärtelten Lecker, denen man den Ekel vor gemeinen Speisen benehmen will, behandle, und ihnen entweder die Gegenstände ihrer unmäßigen Lüsternheit durch strenge Verbote benehme, oder die Mittel, ihre Begierden über die Schranken der Mäßigung zu erheben, entziehe. Das letzte Mittel ist das sicherste. Wenn man in Italien das Recht der Erstgeburt und die Fideicommissen vertilgte, und die Güter der reichen Familien unter die Brüder gleich vertheilte, so würden dem Luxus auf einmal die Schwingfedern abgeschnitten, und die Quelle aller Hindernisse, die der Luxus dem Ehestande in den Weg legt, und unzähliger anderer Uebel verstopft werden.

Wie wäre es aber, wenn der Verfall und endlich das gänzliche Verderben des Adels und der reichsten Familien hieraus erfolgte? Wenigstens scheint die Erfahrung dieses zu lehren. Weil zu Piacenza die Güter unter dem Adel gleich getheilt werden, so wimmelt diese Stadt von armen Grafen und Marquis. Die Stammgüter sind in so viele Zweige vertheilt, daß

sie nicht mehr hinreichen, einen jeden seinem Range gemäs zu unterhalten. In der Lunigianischen Provinz sind nach und nach die Reichslehen und Güter der ehedem so mächtigen Markgrafen Malaspina durch die Vertheilung in so kleine Portionen zertrennt worden, daß Einige dieser Kaiserlichen Lehnträger in Kleidung und Lebensart von dürftigen Bauern nicht mehr zu unterscheiden sind — Aber eben dieses Geschlecht, dessen Herrschaft sich in den mittlern Zeiten von den Gränzen der Stadt Lucca bis in die Lombardie erstrekte, und in einigen Zweigen bis zum Pfluge herabgesunken ist, und der Piacentische Adel, dienen uns zum überzeugenden Beweis, daß nicht die Theilung ihrer Güter, sondern Unglücksfälle und Mangel an ökonomischer Thätigkeit an ihrem so tiefen Verfalle Schuld sind. Die Markgrafen Malaspina rühren von den Zeiten her, da die teutschen Kaiser, ihre Herrschaft in Italien zu behaupten, gewisse ihnen ergebene adeliche Häuser nicht nur mit ansehnlichen Herrschaften bereicherten, sondern auch berechtigten, diejenigen die nicht von der Kaiserlichen Parthey waren, mit Gewalt der Waffen ihrer Besitzungen zu berauben. Diese Tyrannen machten den Städten viel zu schaffen, bis diese endlich, durch den Handel bereichert, dieselben unterdrückten, und größtentheils ihrer Herrschaft unterwarfen. Hier wurden sie gezwungen sich, wie andre Bürger, dem Handel zu ergeben. Die Markgrafen Malaspina wurden von den Luckesern, Pisanern,

nern, Florentinern und Genuesern in das Lunigianische Gebirge eingeschränkt, wo sie sich in so viele Zweige und Aeste theilten als Schlösser und Landgüter ihnen daselbst übergeblieben waren. Wer verbot ihnen, gleich den andern adelichen Häusern, z. B. Gondi, Guidi, Alberti ꝛc. an dem seit dem zwölften Jahrhundert aufblühenden Handel Theil zu nehmen? Aber Stolz und rittermäßiger Müßiggang hielt sie eben so sehr, als in jüngern Zeiten den Piacentinischen Adel, davon ab.

Würden die gleichgetheilten Güter der adlichen Geschlechter durch Handel und Oekonomie vermehrt, so brauchte man kein Recht der Erstgeburt, den Adel in seinem Glanze zu erhalten. Mancher unter den adlichen Brüdern, dessen Talent, aus Mangel hinreichender Mittel, in Unthätigkeit vermodern muß, würde durch seinen Fleis und gute Wirthschaft, womit er sein Erbtheil vergrößerte, und durch das gute Beyspiel von Mäßigung und Tugend, nach welchem sich seine Kinder bilden würden, seinem hochadelichen Geschlechte mehr Ehre machen, und dem Staate mehr nützen als zehn erstgebohrne Prasser, welche alle Einkünfte ihrer Häuser zu sinnlicher Wollust verschwenden.

In Frankreich hat man ein sehr weises Mittel erfunden, den schwächern Zweigen des Adels wieder aufzuhelfen. Es ist ihnen erlaubt, sich mit reichen Weibern bürgerlichen Standes zu verehligen, denen man

überall den Rang ihrer Männer gestattet. Die bürgerlichen Geschlechter, die sich durch den Handel oder etwa durch die Verwaltung der königlichen Finanzen bereichert haben, schätzen sich glücklich, mit dem Adel in Verwandschaft zu treten, und durch die Mitgift großer Schätze die niedere Abkunft ihrer Töchter zu ersetzen. Es wäre sehr zu wünschen, daß in Italien eine gleiche Verfügung getroffen würde. Ich kenne ein altgräfliches Geschlecht zu Florenz, welches ehedem sehr reich und berühmt war, und wovon ein Zweig noch wirklich in Frankreich mit Herzoglicher Würde blühet. Durch widrige Schicksale war es sehr tief in Verfall gerathen. Eine teutsche Dame bürgerlicher Abkunft, deren Vater jedoch eine ansehnliche Ehrenstelle zu Wien bekleidet hatte, verehligte sich mit dem letzten italiänischen Zweige dieses Hauses, und richtete es nicht nur durch ihren Reichthum, sondern auch durch einen männlichen Erben wieder auf. Da der Hof nach Florenz kam, wurde es ihr nicht erlaubt unter den adlichen Damen bey Hof zu erscheinen, obgleich ihr Gemahl einer der ersten und klügsten Staatsminister war. In einem Lande, wo der größte Theil des Adels sein Daseyn und Glanz dem Handel zu verdanken hat, ist dieser Spanische Stolz übel angebracht.

Wie glücklich wäre Italien, wenn der alte Geist des Handels und der soliden Pracht in den reichen Häusern daselbst wieder aufwachte! Prächtige Palläste

zu bauen, Spitäler und Findlingshäuser zum allgemeinen Besten zu stiften, und mit reichen Einkünften zu begaben, durch Fabriken und Manufakturen eine Menge Menschen zu ernähren, öffentliche Bibliotheken zu errichten, Künste und Wissenschaften durch Wohlthätigkeit zu befördern, das waren die Gegenstände des Luxus der Italiener, ehe die Spanier und Franzosen ihren Geschmack verderbten. Doch muß ich dieses, zur Ehre Italiens, noch anmerken, daß es daselbst in allen Provinzen, besonders in Toskana, Familien giebt, die sich von dem Wirbel des herrschenden Luxus nicht fortreissen lassen. Sie bleiben dem ökonomischen Plane ihrer Väter getreu, und lachen der Thorheit derer, die durch unnütze Verschwendung sich und ihre Familien zu Grund richten. Leben sie wohl!

J***.

V.

Horazens
Sechste Satyre des Zweyten Buches.

Das höchste was ich wünschte, war ein mäßig Feld,
ein Garten, eine Quelle nah am Hause,
und etwas Wald dabey: die Götter haben mehr
und bessers mir gegeben; mir ist wohl;

ich bitte weiter nichts, o Majens Sohn, (1)
als daß du mir erhaltest was du gabst.
Wofern ich nicht mein Gut durch böse Künste
vergrößert habe, nicht durch Thorheit und Verschwendung
verringern werde; wenn in meine Seele
kein Wunsch wie dieser kommt: „O möchte doch,
mein Gut zu ründen, noch der Winkel dort
hinzu sich fügen!“ oder: „wenn doch auch
mein gutes Glück mich einen Topf voll Gelds
wie jenen armen Miethling finden ließe,
der, als er einen Schaz gefunden, das zuvor
im Tagelohn gepflügte Land nunmehr
als Eigenthum durch Herkuls Gnade baute; (2)
Kurz, wenn ich mich was da ist freuen lasse,
so höre nur dies einzige Gebeth:
laß meine Heerden, o Merkur, mein Feld
und alles andre fetter werden, nur
nicht meinen Witz! und bleibe wie bisher
mein Schützer fernerhin! — Sobald ich also
mich aus der Stadt in meine kleine Burg (3)
geflüch-

(1) **Merkur.** (2) Die verborgenen Schätze standen unter dem Schutze des Herkules.

(3) Sein **Sabinum**, dessen Wohnhaus er, weil es auf einem Berge lag, arcem, eine Burg, nennt.

geflüchtet habe — laßt einmal mein Herz
sich über diesen Punkt erleichtern, und wo fänd' ich
auch einem angenehmern Stoff für meine
fußgängerische Muse? — wär's auch weiter nichts
als frey vom leid'gen Ueberlauf zu seyn,
vom bleyernem Mittagswind, und vom schweren Druck
des Herbstes, der zu Rom der Leichengöttin (4) wuchert:
wie viel gewönn' ich nicht allein durch dies!

Von dir, o Gott des Morgens, oder höreſt du
dich lieber Janus nennen, dir, mit dem
die Sterblichen, zum Leben neuerwacht,
des Tagesarbeit (nach der Götter Schluß) beginnen,
von dir beginne nun auch mein Gesang!
Bin ich zu Rom, so kann ich sicher rechnen
im Morgenschlaf von dir gestört zu werden.
„Auf! du mußt Bürge stehn! Mach hurtig, fort!
Daß ja dir kein Behenderer den Vorsprung
in dieser Freundschafs-Probe abgewinne!“
Nun mag das Wetter noch so schlimm, der Nord-
wind noch
so schneidend seyn, durch Sturm und Schneegestöber,
Fort

(4) Libitina.

Fort muß ich! — Hab ich dann mit klarer Stimme
gesprochen was mir Schaden bringen wird,
so muß ich wieder mich, auf Kosten aller
die schwerer sich bewegen, durchs Gedränge kämpfen.
„Wie, bist du toll?“ ruft einer hier: „was giebts
denn so zu eilen, Flegel?“ ruft ein Andrer,
und wünscht mir was der Zorn ihm eingiebt. Aber
Horaz hat keine Ohren, drängt und schlägt
mit Knie und Ellenbogen alles aus dem Wege
was ihm entgegenstehet, weil sein Herz
ihn nach Mäcenens Vorgemach zu eilen
erinnert. Das ist nun, die Wahrheit zu gestehen,
was ich am liebsten thue: aber, ach!
kaum sind die traurigen Esquilien (5) erreicht,
so dringen hundert nichts in aller Welt
mich selbst betreffende Geschäfte mir zu Leibe.
— „Herr, Roscius war da, und bat, ihr möchtet
ihm morgen gegen acht am Puteal
als Beystand dienen.“ — „Das Collegium
der Sekretäre, Quintus, läßt dich bitten
nicht

(5) Der Esquilinische Berg, wo Mäcen wohnte, und wo die Gärten lagen, in welche dieser Günstling Augusts die ehmalige Begräbniß-Stätte der Sclaven und des niedrigsten Pöbels umgeschaffen hatte.

nicht zu vergessen wegen einer wichtigen
gemeinen Sache bald zurückzukommen.“ —
„Sey doch so gut und mache daß Mäcen
sein Fiat dieser Bittschrift unterschreibe!“ —
Sag' ich: ich will versuchen was zu thun ist — „o!
du kannst es machen, wolle nur, versezt
mein Mann, und stürmt nur desto ärger auf mich ein.

— Es sind nun bald acht Jahre, seit Mäcen
den Seinigen mich beyzuzählen anfieng,
das heißt, auf kleinen Reisen mich in seinen Wagen
zu nehmen, oder Kleinigkeiten mir
vertraulich mitzutheilen, als: „was ist
die Stunde?“ — „Sollte wohl der Thrazier Gallus
dem Syrier gewachsen seyn (6)?“ — „Die Morgen sind
schon frostig; wer mit keinem guten Mantel jezt
verwahrt ist, kann sich leicht verkälten“ — und
dergleichen Dinge, die man unbedenklich
den ritzenvollsten Ohren anvertraut.
Indessen zog es diese ganze Zeit hindurch
mit jedem Tag' und jeder Stunde mir
mehr

(6) Die Rede ist von zwey **Gladiatoren**, die damals von sich sprechen machten, wie etwa bey uns, wenn man in Gesellschaften sonst nichts zu sprechen hat, von Schauspielern die Rede ist.

mehr Mißgunst zu. Denn saß mein Flavus etwa
im Schauplatz ihm zur Seite, oder spielte
mit ihm im Campus, — welch ein Glückskind! rieffen
die Herr'n aus Einem Munde. Läuft nun irgend
ein frostiges Gerüchte von den Rostris aus (7)
in Rom herum, gleich fragt wer in den Wurf mir kommt:
„Mein Bester, — denn ein Mann, der mit den Göttern
so gut steht, muß es doch am ersten wissen —
was hörst du von den Daciern? — Kein Wort.
„Daß du doch nie vom Spotten lassen kannst! „
Mich sollen alle Götter plagen, wenn
ich etwas weiß! — „ Nun wohl! so kannst du uns
doch sagen, ob die Güter, welche Cäsar
den Veteranen (8) zugesagt hat, in
Sicilien oder in Italien an-
gewiesen werden sollen? „ — Schwör' ich dann
ich wisse nichts, so werd' ich als ein Mensch
der seines gleichen an Verschwiegenheit
und unerhörter Klugheit sucht, verschrien.
Indessen geht auf diese Art mir Armen

ein

(7) d. i. vom Foro, oder großem Marktplaz, wo immer die meisten Menschen beysammen waren.

(8) den alten Soldaten, die schon unter dem Jul. Cäsar gedient hatten.

ein Tag von meinem Leben nach dem andern
verlohren! — o! mein liebes Feld, wann werd' ich
dich wiedersehn? Wann wirds so gut mir werden,
bald über meinen Büchern, bald in freyem
sorglosem Müßiggang und ungestörtem Schlummer
ein liebliches Vergessen aller Plagen
der Stadt und ihres Lebens einzuschlürfen!
Wann werd' ich wieder Bohnen, dem Pythagoras
verwandt, (9) und selbstgepflanzten Kohl mit Speck
auf meinem Tische sehn! O wahre Göttermahle!
O frohe Nächte! wo ich mit den meinen mirs
an meinem eignen Heerde schmecken lasse,
und mit denselben Speisen, die ich vorgekostet,
mein muthig junges Hausgesinde füttre.
Vom Unsinn eurer Trinkgesetze frey
leert jeder meiner Gäste, nach Gefallen,
ungleiche Becher, größer oder kleiner,
so wie ein stärkrer mehr vertragen kann.

ein

(9) Ein Scherz, den mir, nach allem was die Ausleger darüber zu sagen wissen, nicht recht verständlich ist. Daß Pythagoras seinen Jüngern Bohnen zu essen verboten, und daß die Pythagoräer eine Art von religiöser Scheue vor den Bohnen affectirten, ist bekannt; nur die wahre Ursache dieser Sonderlichkeit ist ein Geheimnis.

ein andrer lieber langsam sich bethaut.
Nun spinnet unvermerkt ein trauliches Gespräche
sich an, nicht über andrer Leute Wirthschaft, nicht
ob Lepos übel tanze oder gut?
Wir unterhalten uns mit Dingen, die
uns näher angehn, welche nicht zu wissen
ein Uebel ist: ob Reichthum oder Tugend
den Menschen glücklich mache? Vortheil oder
Rechtschaffenheit das Band der Freundschaft knüpfe?
Was wahres Gut und was das Höchste sey?
Gelegenheitlich tischt uns Nachbar Cervius
in seiner eignen drolligen Manier
ein Mährchen auf das sich zur Sache schickt.
Als, wenn zum Beyspiel, einer, der die Welt
nicht kennt, den Reichthum des Arellius erhebt,
unwissend wie's dem armen Mann dabey
so sauer wird, fängt Cervius an: die Feldmaus
erhielt in ihrer armen Höle einst
von ihrem alten guten Freunde
der Stadtmaus unverhofft die Ehre ihres
Besuches. Wie genau nun jene sonst
zu leben pflegte, und wie sparsam sie
den sau'rerrungnen Vorrath sonst zu Rathe hielt,

so wurde doch für einen Gast das Herz
ihr weiter; kurz, sie schonet diesmal weder
der immer aufgesparten Erbse noch
des langen Haberkornes, bringt ein Stückchen
halbabgenagten Specks und eine dürre
Zibeb' im Munde noch herbey, und läßt
mit Einem Worte sichs recht angelegen seyn
durch der Gerichte Mannichfaltigkeit
den ekeln Gaum des Städters zu verführen,
der vornehm dasaß, und mit stolzem Zahn
eins nach dem andern kaum berührte; während
der gute Hauswirth selbst, auf heurig Stroh
gestreckt, mit Spelt und Trespe sich behalf,
und alles Beßre seinem Gaste ließ.
Zuletzt begann die Stadtmaus: Freund, wo nimmst
du die Gedult her, in dem rauhen Berge so
dein Leben hinzubringen? Hättest du nicht Lust
den Aufenthalt bey Menschen in der Stadt
dem Walde vorzuziehen? Weist du was?
Komm du mit mir; und weil nun einmal doch
das Loos von allen Lebenden auf Erden ist
zu sterben, und dem Tode weder klein
noch groß entrinnen kann: so sey du weise,

und laß, so lange du es haben kannst,
dir wohl geschehn, mein Schatz! Bedenke doch
wie kurz das Leben ist! — Die Landmaus wird
gerührt durch diese Rede, springt behende
aus ihrem Loch, und beyde treten straks
den Weg zur Hauptstadt an, des Sinnes unter
der Mauer sich bey Nacht hineinzuschleichen.
Es war schon Mitternacht als unsre beyde
in eines reichen Hauses Speisesaal
sich einquartierten, wo auf Lagerstellen
von Elfenbeine Purpurdecken glühten,
und eines großen Gastmahls Ueberbleibsel
ringsum in Körben aufgeschichtet standen.
Sobald der Städter hier den bäurschen Gast
auf Purpur hingelagert, läuft er rüstig
gleich einem leichtgeschürzten Wirthe hin und her,
und trägt ein niedliches Gerichte nach
dem andern auf, vergißt jedoch sich selber nicht
dabey, indem er alles was er bringt,
naschhaften Dienern gleich, zuvor belekt.
Die Feldmaus, ganz von ihrem neuen Glück entzückt,
dehnt fein gemächlich auf dem weichen Sitze
sich aus, und läßt sich alles treflich schmecken:

als plötzlich ein gewaltiges Geknarre
der Flügelthüren unsre beyden Schlemmer
von ihren Polstern wirft. Sie rennen zitternd
im ganzen Saal herum, und ihre Furcht
wird Todesangst, indem durchs hohe Haus
der großen Hunde Bellen wiederhallt.
Ich danke für dies Leben, sprach mit schwacher Stimme
der Bau'r zu seinem Freunde; fahre wohl!
Ich lobe mir mein kleines Loch im Walde,
da hab' ich nichts zu fürchten wenigstens,
und kann, wiewohl's nur magre Bissen giebt,
mich doch in Ruh' an meinen Wicken laben!

VI.

Meteorologischer Zustand des Winters in Italien vom Jahr 1784.,

aus einem Briefe des Hrn. Prof. Toaldo von Padua.

Der Winter vom Jahr 1784. war wegen seiner Länge und Kälte ganz ausserordentlich. Schon am Morgen des 13ten Decemb. 1783. war das Thermometer unter dem Gefrierpunkt, und blieb unter dem

demselben, wenige Morgen ausgenommen, den ganzen Januar und Februar, einige Tage des Märzmonats bis den 4ten April. Also dauerte der Frost ganze vier Monate. Gleichwie er in Frankreich und Teutschland noch einmal so stark als gewöhnlich gewesen ist, also war er auch in Italien um zehn Grade stärker als sonst. Die Lagune zu Venedig fror zu, und es fehlte nicht an kühnen Leuten, die von S. Giorgio in Alega bis nach Fusina, zwo gute italiänische Meilen, über das Eis liefen. Die Kanäle waren geschlossen, und die Posten unterbrochen. In dem sehr kalten Winter des Jahres 1770. war der mittlere Grad der Kälte 3.; aber dieser Winter war jenem nicht nur hierin fast gleich, sondern übertraf auch im Monat Februar die stärkste Kälte desselben, die im Januar war. Damals schneiete es nur zehnmal den ganzen Winter hindurch; in diesem Winter aber achtzehnmal, ohne die Tage zu rechnen, in welchen nur wenige Schneeflocken fielen. Insgesamt würde der Schnee die Höhe von drey Fuß erreicht haben, wenn er ganz liegen geblieben wäre. Nur allein den 21sten Januar fiel der Schnee Schuh hoch, und gab den vierzehenden Theil Wasser, überhaupt aber den zwölften Theil. Offene Ebenen blieben vom 18ten Januar bis den 7ten März mit Schnee bedeckt, die Gegenden aber, die dem Nordwinde ausgesetzt sind, und die höhern, bis über die Mitte des Aprils. Auf den Straßen der Städte wurde er so fest getreten, daß er ein Eispflaster

pflaster bildete, welches man mit Aexten kaum zerhauen konnte.

Daß in einer Periode von 223 Monden, oder achtzehn Jahren, immer der nämliche Winter zurückkommt, bestätiget sich in diesem Jahre. Dieses einzusehen, ist nöthig zu wissen, daß es ordentlicher Weise in der Lombardie, die mittlere Zahl genommen, nicht über viermal im Winter schneiet. Es schneyete aber in den Jahren 1748. dreyzehnmal, 1766. achtmal, 1784. achtzehnmal. Daß in diesem Jahre das Uebermaaß allzugroß ist, daran ist der ausserordentliche Nebel des vorigen Jahres Schuld. In beyden Jahren 1766. und 1784. kam der Schnee von Süden, und war häufiger auf den Apenninen als auf den Alpen, sogar in den nämlichen Tagen des Aprils. In beyden Jahren waren die Kanäle um Venedig eingefroren, und die Reisenden sowohl als die Posten wurden vom Schnee aufgehalten.

Das Uebermaas der Kälte und des Schnees in diesem Jahre schreibe ich ohne Bedenken dem ungewöhnlichen Nebel des vorigen Jahres zu, welcher im Winter noch nicht zerstreuet war. Briefe des Herrn Präsidenten, Grafen Johann Rinaldo Carli, bestätigen mich in dieser Meynung. Der Nebel war ein Gemische von allerley mineralischen Ausdünstungen, die mit elektrischem Feuer vereint, und durch die unterirrdischen Gährungen, woher auch so viele Erderschüt-

schütterungen entstanden, in die Höhe gestoßen wurden. *)

Nach-

*) Der Herr **von Lamanon** hat im Journal des Herrn **Rozier** eine ganz verschiedene Meynung vom Nebel an den Tag gelegt. Er leitet ihn von einer acht bis neunjährigen Trockenheit her, die sich von Spanien bis nach China erstreckt haben soll. Die Erde war durch die Trockenheit aufgesprungen. Es folgten überaus häufige Regen, welche in das mineralische Eingeweide der Erde drangen, eine Gährung, Erdbeben, und den allgemeinen Rauch verursachten. Dieses Raisonnement hängt sehr wohl zusammen; es beruhet aber auf einem falschen Grunde. Es ist wohl wahr, daß in den vergangenen Jahren manchmal eine große Trockenheit geherrscht hat; es sind aber auch Zwischenzeiten gewesen, da es in Ueberfluß geregnet hat, und ganze Provinzen (z. B. die Insel Formosa den 22sten Jul. 1782.) davon überschwemmt worden sind. Von einer so langen Trockenheit, die nicht dem gewöhnlichen Lauf der Natur gemäß vom Regen unterbrochen worden sey, und bis zum großen Erdbeben gedauert habe, wissen wir nichts in Europa. Daß es in China nicht an Regen gefehlt habe, beweisen folgende Briefe von Missionären an die Congregation de Propaganda:

Den 16ten Jul. 1779. schreibt **Pietro Maria Zai** aus **Scis-Ca-hon** in der Provinz **Huquam.**

Hoc anno viget magna penuria frumenti. Quod solitum erat vendi, puta numismatibus centum cupreis, nunc valet plus mille; adeo ut plurimi gentium et nonnulli de Christianis perierint fame, quod est miserabile visu. At eo miserabilius contigit dictu, hic fruges ad 6 Junii ejusdem currentis anni fuisse percussas impetu grandinum, quarum vi nonnulli monticolarum e vivis fuerunt ablati; et hanc post aerumnam secuta fuit aquarum inunda-

tio,

Nachdem die Ausdünstungen lange Zeit in der obern Gegend der Atmosphäre geschwebt hatten, mußten sich endlich die gröbern von den feinern absondern, auf beyden Seiten zu großen Massen bilden, und indem sie durch ihre natürliche Schwere, in die untere Gegend herabstiegen, mit den feuchten Dämpfen vermengen. Da diese Bewegungen geschahen, kam die kal-

te,

tio, et lues detestabilis, quibus, non solum fame, perirent gentes plures magno numero.

Der Missionär **Emanuel Ma** schreibt den 29sten Jul. 1779. von **Si-gan-fu** aus der Provinz **Xensi.**

Per duos annos maxima est caritas rerum comestibilium in hac provincia Xensi; et hoc anno omnia, quasi matura, diuturna aqua pluviali corrupta sunt, et hic potissimum carissimo pretio comparantur, scilicet triticum, oriza, et milium; et pauperes de die in diem pauperiores fiunt, et multi alibi migraverunt ad quaerendum victum.

Den 30sten August 1780. aus Pekin, vom Priester **Pius Lieu** dem ältern.

Isto anno in Sinis adest magna caresti a et fames. A mense Februarii usque ad finem mensis Junii nunquam fuit pluvia; fuit magna siccitas, qua multi non poterant seminare; qui jam seminaverant, moriebantur siccitate. In mense Julii incepit pluere: pluvia fuit nimis magna et continuata per duos menses. In civitatibus multae villae ab aqua fuerunt asportatae et destructae, et ubique fuit magna aqua; et exundationes aquarum demergunt agros et fruges terrae. In locis altis ortae fuerunt innumerabiles locustae, quae manducaverunt omnes fruges.

te, feuchte und schneereiche Jahrszeit dazu, und alles dieses vermischte sich mit den gleichzeitigen Meteoren. die gröbern Theile, die salzichten und mineralischen, vereinten sich mit dem Eise und Schnee. Das versammelte elektrische Feuer, welches im Sommer so viele Wetterstrahlen verursachte, und nun zu größern Massen anwuchs, brachte heftige Winde hervor, wodurch die gröbern Massen von Ausdünstungen von einem Ort zum andern fortgetrieben, und in einem Ort die Kälte, und in dem andern die Wärme, ohne Regel und Ordnung, angehäuft wurden. Daher kam die so große Verschiedenheit der Witterung, die in dem vorigen Jahre in verschiedenen Ländern, und Gegenden zu gleicher Zeit geherrscht hat.

Der höchste Grad der Kälte war sowohl in benachbarten als entfernten Oerten unterschiedlich. Jenseits der Alpen, in Frankreich, Holland, Teutschland war die größte Kälte von 15 bis 20 Graden am Ende des Decembers, hier in Italien im Januar, und noch mehr im Februar sehr verschieden. Denn zu Udine war sie den 5ten Januar 10 Grade, zu Padua aber nur 5 Grad stark. Den 25sten stieg sie hingegen zu Padua auf 9 Grade, indeß sie zu Udine nur 5 Grade stark war. Den 10ten und 11ten des gesagten Monats hatte Mailand 10 und 11 Grade Frost, Padua aber den 10ten 5, und den 11ten nicht viel über 1. Zu Mansue im Trevisanischen erreichte den

den 1sten Febr. die Kälte den 10ten Grad, den 9ten fiel sie bis auf 2 herab; hingegen überstieg sie den 1sten Febr. zu Padua nicht $3\frac{1}{2}$, und verstärkte sich den 2ten bis auf 10 Grade.

Eine gleiche Unordnung verspührte man in den Stunden eines und des nemlichen Tages. Z. B. den 1sten Febr. stand das Thermometer 14 Uhr bey Sonnen-Aufgang auf 3, 5 unter dem Gefrierpunkte, und um 16 Uhr, da er sich erheben mußte, auf 6 Graden. Den 16ten war er bey Sonnenaufgang 1 Grad über dem Gefrierpunkt, und nach zwo Stunden 1 Grad unter demselben. Also war er zu Mailand den 11ten Januar um 15 Uhr 4 Grade darunter, und um 16 Uhr stieg er auf 11 Grade. Diese unregelmäßigen Veränderungen des Thermometers haben sich auch in Holland ereignet.

Dergleichen Ausschweifungen laßen sich durch keinen andern Weg erklären, als durch die plötzlichen Uebergänge oder Sprünge der salzigen oder Kälte bringenden Materie, und des elektrischen Feuers, welche die Bestandtheile des vergangenen Nebels waren. Da den 1sten Febr. das Thermometer beym Aufgang der Sonne $3\frac{1}{2}$ stand, bließ der Wind von Nordwest; um 15 Uhr kam er von Osten, und brachte aus dem Friaul oder Trevisanischen die frostbringende Materie, die das Thermometer um 16 Uhr auf 6 Grade erniedrigte, und den folgenden Tag bis zu $10\frac{1}{2}$. In Holland erhub sich der Frost den 10, 11, und 12ten des nem-

lichen Monats, eben als hätte die Frostmaterie so viele Tage gebraucht, eine so lange Reise zu thun.

Aus dem nemlichen Grunde läßt sich das plötzliche Thauwetter erklären, welches in Frankreich und Teutschland so verderbliche Ueberschwemmungen verursacht hat. Auch hier waren schnelle Uebergänge der Winde zu Südost in der Mitte des Januars. Das Hygrometer war im Februar und im Anfang des Märzmonates ganz ins Nasse versenkt, und die Flüsse schwollen auf. Doch waren sie mit den Flüssen jenseits der Alpen hierin nicht zu vergleichen. Islands neue Vulkane können dieses verursacht haben.

Die beständigen Sprünge des Barometers können aus dem nemlichen Grunde hergeleitet werden. Denn ganze Strecken der Atmosphäre wurden bald ausgeleert, bald mit fremder Materie angefüllt.

VII.

Kleine Wanderungen durch Teutschland, in Briefen an den Doctor K*.

(Fortsetzung von S. 142. des T. M. May 1785.)

Fünf und zwanzigster Brief.

Dresden.

Nun habe ich's überstanden, mein Lieber! Nach einer viertägigen Reise, die so manche Unbequemlichkeit für

für mich hatte, bin ich wieder auf festem Boden und denke ihn nicht sobald zu verlassen. Ich habe die Sandwüsten der Mark und der Nieder-Lausitz zurückgelegt, wie ich Ihnen sagte, in einer Kutsche die rundum zugemacht war. Das hat mich zwar manchen Schweißtropfen gekostet, denn die Sonne setzte meiner schwebenden Hütte hart zu; aber ich hatte doch die Beruhigung, die Staubwolken vorbey fliegen zu sehen, ohne von ihnen berührt zu werden.

Der Weg von Berlin bis Dresden hat nichts Reizendes, und wäre für mich höchst beschwerlich gewesen, wenn ich ihn zu Fusse hätte machen sollen. Ewiger Sand, und ewiges Tannengehölz! Das Ackerland dürre, das Getraide klein und dünn, und auf dem ganzen Wege trift man kaum vier oder fünf grüne Wiesen an, woran sich das erhitzte Auge laben könnte. Die Dörfer schlecht, und die Städte unbedeutend. Sand und Heide verfolgten mich bis vor die Thore von Dresden.

Die Gegenden werden erst etwa eine Stunde vor Dresden interessant. Mein letztes Nachtlager war Grossenhayn, eine artige kleine Stadt, die für ihre Grösse lebhaft genug ist, und besonders am Markte einige Häuser hat, deren sich eine grössere Stadt nicht schämen dürfte. Seit dem grossen Brande, der im Jahr 1744. dies Städtchen traf, hat es ungemein gewonnen, an Häusern sowohl als an Einwoh-

wohnern. Man wird nicht leicht in einem so klei-nem Umfange, eine solche Mannigfaltigkeit von Ma-nufacturen und Handwerken beysammen finden, als hier. Die hiesige Zitz- und Cattun Fabrik gehört mit zu den wichtigsten in Sachsen, und die Wollfärbe-reyen sind berühmt.

An der hiesigen Lateinischen Schule war der be-rühmte Mikrolog und Lexicograph, M. Benjamin Hederich, Rektor, der seit 1749 tod ist, aber auf allen Gymnasien, wo Elaborationen gemacht und Antiquitäten studirt werden, in seinen Büchern noch lebt, und so lange leben wird, als es Kloster- und Fürstenschulen nach altem Schnitte in Teutschland ge-ben wird.

Nicht weit hinter Hayn (wie es auf schlechtweg genannt wird) geht eine lange Tannen-Heide an, die bis eine halbe Stunde vor Dresden dauert. Zur Nachtzeit hätte ich sie nicht ohne Todesfurcht passi-ren können, denn es fallen fast alle Jahre Plünde-rungen und auch wohl Todschläge vor, und vor 14 Tagen noch ist ein Friseur, der durch seine Schnallen und Uhr die Habsucht eines Räubers erregte, eine Vier-telstunde von Dresden erschlagen worden; auch ist es noch nicht lange, das der Küchenwagen des Churfür-sten selbst bestohlen wurde. Dieses erzählte man mir in Grossenhayn, und ich hatt' es immer auf der Zun-ge: ob es nicht einen andern Weg nach Dresden

gäbe,

gäbe, als durch diese Heide? Aber ich nahm mei-nen ganzen Muth zusammen, schwieg und fuhr.

Ohngefähr eine Stunde vor Dresden befand ich mich auf einmal in einer lichten Gegend auf einer Anhöhe, von welcher ich die Stadt übersehen konnte. Rechts zog sich ein grüner Bergrücken hin, der na-he bey der Stadt nach Mittag zu sich einbog, und im Morgen um sie strich, bis er sich in Nordosten in einen dunkeln Nebel verlor. Links zog sich ein ähn-licher Bergrücken hin, der strichweise mit Bäumen und grünenden Weingärten bedeckt war, in welchen auf den höchsten Gipfeln kleine hellangestrichene Lust-häuschen standen, die gegen das schwarze Grün sehr angenehm kontrastirten.

Ich genoß dieser schönen Aussicht nicht lange, denn der Weg gieng wieder bergab, und vergrub mich in einem dichten Tannenwalde, bis ich nach einer halb-stündigen Fahrt in eine Ebene gelangte, wo ich die Stadt so ziemlich in ihrer ganzen Größe übersehen konnte.

Sie giebt eben keinen glänzenden Anblick in der Ferne, weil es ihr an Thürmen fehlt. Bis jezt sind ihrer nur drey, unter welchen sich der gewölbte aber für seinen Umfang zu niedrige Frauenthurm wie die Henne unter den Hühnchen ausnahm.

Nicht weit von dem weissen Thore, wo ich einpaßir-te, eröfnete sich hinter mir ein Thal, das auf beyden

Seiten

Seiten von Bergrücken eingeschlossen ist. Mitten durch dasselbe strömt die Elbe in einigen Krümmungen hin, bis man sie endlich, da wo sie sich links zieht, aus den Augen verliert. Zu meiner rechten lag am jenseitigen Ufer des Flusses eine angenehme Wiese, die mit respektabeln alten Bäumen alleenweise besetzt war.

Reisende beschweren sich gewöhnlich über das genaue Examen in den Thoren der preußischen Städte; aber hier ist es um kein Haar besser. Ich mußte Namen, Ort wo ich her kam, und die Dauer meines Aufenthaltssagen, und noch dazu einen Zettel (was im Preußischen nicht der Fall ist) nehmen, auf welchem der Gasthof benannt war, wo ich zu logiren gedachte.

Die Festungswerke auf dieser Seite der Stadt sind ziemlich in Verfall. Der Hauptwall war stückweise herabgeschossen und die kleinern Wälle, wie es schien, von Sturm und Wasser zerrissen. Vielleicht wäre es besser wenn man die Befestigungen ganz eingehen ließe, weil sie doch bey einer Residenz fast unnütz sind, und der Stadt nur Schaden bringen, wie das Bombardement vom Jahre 1761. beweißt. Für das Archiv, und andere wichtige Effekten, die man verwahren will, hat man ja den unersteiglichen Königsstein. Ueberhaupt, glaube ich, ist die ganze Lage von Dresden für eine Festung nicht gemacht. Lieber den Feind herein gelassen und Brandschatzung bezahlt! Berlin hat durch die wiederholten feindlichen Besuche im

im siebenjährigen Kriege nicht so viel gelitten, als Dresden durch das Bombardement, welches seine Vorstädte und einen Theil der Stadt selbst einäscherte, so daß der Verlust an schönen Häusern bis diese Stunde noch nicht ersetzt ist, und auch in den nächsten zehn Jahren noch nicht ganz ersetzt werden dürfte.

Wenn man zum weissen Thore herinkömmt hat man rechter Hand das Japanische Palais, welches jezt zur Aufbewahrung der unschätzbaren Churfürstlichen Bibliothek eingerichtet wird. Es fällt nicht gut ins Auge; vielleicht weil es gegen seine Länge und Breite nicht hoch genug ist; denn es hat nur zwey Etagen und ein Halbgeschoß und ein niedriges mit Kupfer gedecktes Dach. Im Kellergeschoß werden allerley chinesische, japanische und auch meißnische Porcellain-Geschirre und Figuren aufbewahrt. Der daranstossende Garten soll artig seyn; ich werde ihn nächstens besuchen.

Von der schönen Brücke kann ich Ihnen noch weiter nichts sagen, als daß ich drüber gefahren bin. Aber die Aussicht von derselben auf beyden Seiten ist entzückend.

Dresden hat eine eigene Bequemlichkeit für Fremde, die sich länger als einige Tage daselbst aufhalten wollen. Sie besteht darin, daß man nicht nöthig hat in einem Gasthofe zu logiren. Man findet zu-

jeder

jeder Stunde Logis bey Bürgern offen, wo man die ganze Zeit seines Hierseyns für ein billiges wohnen kann. Mein Kutscher, der hier Bescheid wußte, hat mir solch ein Logis bey einem ehrlichen Goldschmidte verschaft. Ich gebe ihm für Stube, Bett und Aufwartung wöchentlich einen Gulden, habe mich auch bey ihm zu Koffee und Tisch verdungen, und habe alles für einem Preis, der zu Hause bey einer eingerichteten eigenen Oekonomie nicht billiger seyn könnte. Und wenn funfzig Fremde kämen, würden sie in wenig Stunden auf diese Art untergebracht werden können.

Diese bequeme Einrichtung schreibt sich ursprünglich von den Landtagen her, die hier alle sechs Jahre gehalten werden. Die Landstände quartieren sich auf diese Art sämtlich bey den Bürgern ein, und leben sehr ökonomisch.

Ich will jedem Fremden rathen, meinem Beyspiele zu folgen, und auch Ihnen, lieber K. wenn sie einmal in den Fall kommen sollten, daß Sie von der schwarzen Furie von Dan bis Berseba auf und ab gejagt würden.

Sechsundzwanzigster Brief.

Dresden.

Die Dresdener Bauart macht mit der Berliner einen auffallenden Kontrast. Diese scheint auf Jahrhunderte und jene auf Jahrtausende kalkulirt zu seyn. Im Durchschnitt genommen sind die hiesigen Häuser sämtlich nur ein Geschoß höher als die Berliner. Sie fallen von Aussen nicht so glänzend ins Auge, sind aber von Innen desto solider. Ihre Verzierungen sind größtentheils nur mit Mahlerey angegeben, aber ihre Mauern sind von unverwüstlichem Pirnischem Sandsteine von Grund aus aufgeführt, und die Treppen sind in den meisten Häusern von demselben Steine fest und mächtig gewölbt.

Die breiten langen und regelmäßigen Berlinischen Strassen muß man hier nicht suchen. Alle, die ich noch gesehn habe, sind kurz und gebogen, und die kleinen Queergassen so enge, daß nur zwey Menschen neben einander gehen können. Die Schloßgasse könnte allenfalls mit der Königsstrasse in Berlin verglichen werden; sie ist eben so lebhaft, und mit dauerhaftern Gebäuden besetzt als jene, aber bey weitem nicht so lang, ob sie gleich von dem einen Ende der Stadt Altdresden bis zum andern läuft. Ein grosser Vorzug der Dresdener Strassen vor den Berlinischen ist ihre Reinlichkeit, die durch Kanäle, welche die Raizbach durch die ganze Stadt führen, bewirkt wird. Ein achttägiger Regen kann hier nicht so viel Koth verursachen, als dort ein achtstündiger, und das bleibt für eine Stadt doch immer eine grosse Vollkommenheit, weil die wenigsten Leute Geld genug

haben, sich fahren oder tragen zu lassen. Will man nun vollends der Hypochondrie entlaufen, so lernt man diese Bequemlichkeit in ihrer ganzen Grösse erst recht schätzen.

Das Residenzschloß ist ein altes winkliches Gebäude, das nicht die geringste architektonische Merkwürdigkeit hat, und sich auf der Strasse und auf seinen Höfen gleichschlecht ausnimmt. Aber die Zimmer und Möbeln sind königlich, und überall wird es sichtbar, daß sie einsmals einen prachtliebenden August zum Bewohner hatten. Die katholische Kirche ist das erste Gebäude, was ich in seiner Art gesehn habe, und vielleicht je sehen werde. Ihr Grundriß ist ein längliches Viereck, an dessen einem schmalen Ende das Hauptportal nebst dem Thurme sich befindet. Rundherum auf der hohen Ringmauer stehen riesenmäßige Statuen von Heiligen, die das flache küpferne Dach der Kirche verstecken, in der Ferne aber einen zu schnörkelhaften Anblick geben. Das Innere dieses Tempels ist so prächtig als das Aeussere; aber ich werde mich wol hüten Ihnen alle die Schönheiten herzuzählen, die ich, ohne Kenner zu seyn, bemerkt habe. Es geht der Architektur, wie der Malerey — man muß mit eignen Augen sehen, jede Beschreibung wird eckelhaft.

Gleich auf die katholische Kirche stößt die Brücke. Ich trat hinauf und labte mich an der reizenden Aus-

Aussicht von da herunter. Alle Leute, die mir begegneten, sahen mich an, und sahen mir nach. Anfangs bemerkte ich dies gar nicht, bis mir endlich eine Stimme, die einem langen Kerl mit einer Bärenmütze und einem schwarzen Barte angehörte, donnernd zurief: will er herunter da! Ich stutzte und sah ihn an. Unterdessen kam ein altes Mütterchen herzu und sagte: Sie müssen auf jener Seite gehn, sonst haben Sie Ungelegenheit! Ich gieng also auf die andre Seite, und nahm einen jungen Menschen, der hinter mir gieng, her, und fragte nach der Ursach meiner Verweisung. Von diesem erfuhr ich, daß die Fußgänger, die von dem Schloße oder aus der Stadt (so nennt man das eigentliche Dresden schlechtweg) nach Neustadt wollten, auf der rechten Seite der Brücke, und die aus Neustadt kämen, auf der linken gehn müßten, um zu vermeiden, daß man sich nicht auf dem schmalen Fußsteige vor den Kopf rennte.

Um diese gute Einrichtung gehörig zu beurtheilen, müssen Sie wissen, l. K. daß der eigentliche Weg über die Brücke, auf welchem die Wagen fahren, von zwey schmälern Fußsteigen die höher sind als der Fuhrweg, eingeschloßen ist. Die Fußsteige sind etwa anderthalb Ellen hoch, zwey Ellen breit und mit Quadern ausgelegt. Wollte nun alles auf ein und eben denselben Fußsteige hin und her gehn, so würde es Stösse und Gegenstösse setzen, statt daß man jezt

mit den Kommenden kömmt und mit den Gehenden geht. Aber das hätte man mir doch sagen können sobald ich den falschen Weg betrat, dann hätt' es des barrschen Schnurbartes nicht bedurft, und ich wäre nicht so herzlich erschrocken.

Auf jeder Seite der Brücke zieht sich ein starkes eisernes Geländer hin, und an jedem Pfeiler ist ein Austritt in Gestalt eines halben Cirkels angebracht, in welchen Bänke herum laufen, auf die man sich setzen kann, um der angenehmen Aussicht mit Muße zu geniessen.

Wenn man über die Brücke kömmt, hat man links die Neustädter-Hauptwacht und den Markt, auf welchen Augusts II. Statue zu Pferde steht. Sie ist von Kupfer und verguldet. Das Roß ist unbeschreiblich gut bey Leibe, der König gepanzert und hat eine Stutzperücke, aber keinen Hut.

An einem der Vorderfüsse des Pferdes ist ein Hufeisen los. Einem preussischen Soldaten, der hier auf der Post stand, stachen die schönen goldnen Nägel, und vielleicht das Hufeisen selbst welches er für gediegnes Gold hielt in die Augen, und bekam Lust es loszuschlagen und zu verkaufen. Aber er ward über der Arbeit ertappt und man jagte ihn sechsmal durch die Spitzruthen. Diese Strafe war den patriotischen Sachsen für das heillose Attentat auf das Hufeisen des Königlichen Rosses nicht schwer genug; sie

sie liessen also das Hufeisen ohne Nägel bis auf den heutigen Tag, und jedes alte Mütterchen beweiset damit und jedes Kind weiß es, daß die Preussen ungezogene Leute sind, die weder Gott noch Könige respectiren.

Diese kleine Anekdote setzt einen Charakterzug der Chursachsen, den sie mit den Franzosen gemein haben, ins hellste Licht: ich meyne die Liebe zu ihrem Landesherren, er mag groß oder klein seyn, mag als Vater des Vaterlandes Verdienste um seine Unterthanen haben, oder nicht!

Aber hier ist ein Paroli zur Anekdote mit dem Hufeisen. Ich habe oben gesagt, daß einmal von einem Küchenwagen eines Königs oder Churfürsten die Silberkiste gestohlen worden. Man brachte den Dieb heraus, und es war ein Bauer, ein ursprünglich sächsischer Unterthan, der seinen eignen Landesvater bestohlen hatte. Der Hufeisendieb war Grenadier unter einem westphälischen Regimente zu Wesel; man weiß, daß der Abschaum aller Lüderlichsten aus der ganzen Preussischen Armee, unter diese Regimenter gesteckt wird; die lüderlichsten sind Ausländer; kein ehrlicher Pommer oder Märker stiehlt; das Hufeisen gehörte nicht dem Pferde seines Landesherrn, sondern einem fremden, der lange tod war — die Silberkiste gehörte dem lebendigen eigentlichen Landesfürsten, der Dieb war ein Innländer — und nun ziehe man die Bilanz!

Es wäre ungerecht, nun zu sagen, die Sachsen achten Gott und ihren König nicht! es sind gewissenlose Leute, Verächter der Majestät! Wollte man aber so schliessen, so hätte man eben so viel Gründe und noch triftigere, wenn man sich auf die Silberkiste berieffe, als wenn sie sich auf das Hufeisen berufen.

Darum, liebe Halbbrüder, nagelt ihr das Hufeisen wieder an, und ich erzähle die Anekdote von der Silberkiste nicht weiter!

Siebenundzwanzigster Brief.

Dresden.

Schon seit drey Tagen wandre ich in den schönen Gegenden um Dresden, und noch immer habe ich nicht die Hälfte der hiesigen Naturschönheiten gesehen. Bey jedem neuen Spatziergange entdecke ich neue, und geht das so fort, so dürften Sie mich wohl einen Monat später in S**. sehen als Ihr Recept besagt. Aber wären es auch zwey Monate, wenn Sie mich nur gesund wiedersehen.

Ich muß Ihnen doch einige meiner liebsten Spaziergänge ein wenig adumbriren. Zugleich können Sie daraus sehen, wie ich meine Zeit eintheile.

Morgens um sechs Uhr bin ich aus den Federn, und dann gehts unfrisirt und ungepudert nach dem Plauenschen Grunde. Der Weg dahin läuft durch die Wilts-

Wiltsdrufer Vorstadt, zum Falkenschlage hinaus, zwischen grünenden Saaten hin, bis an die Ufer der Weisseritz, eines kleinen raschen Baches, über welchen bey einem großen Garten (mit einem Provinzial-Ausdruck Seisewitzens genannt, weil einer der frühern Besitzer desselben ein gewisser Baron von Seisewitz war) eine Brücke führt. Man kann auch diesen Garten und die Weisseritz rechts liegen lassen, und gerade auf das Dorf Plauen zugehen, welches dem Grunde den Namen gegeben hat.

Wenn man das Dorf hinter sich hat, geht der eigentliche Grund an. Auf beyden Seiten streben Felsen empor, und im Thale stürzt sich die Weisseritz über große und kleine Steine dahin. Rechter Hand an dem Bergrücken hinauf wachsen mancherley Stauden und Bäume; aber linker Hand steht, sobald man über eine artige noch ganz neue steinerne Brücke kömmt, ein kahler schwarzer Fels, der sich bis an eine Mühle, die an seinem Fuße liegt, hinzieht, wo seine Oberfläche wieder grün wird, und allerley Bäume trägt. Hinter der Mühle lenkt sich der Grund nach Südwesten; hier wird er immer schöner, je weiter man ihn verfolgt, und hier contrastirt die sanfte grüngekleidete Natur zur Linken sehr angenehm mit der wildern und rauhern zur Rechten.

Und wenn man den einen der Felsen ersteigt, so öfnet sich ein Gesichtskreis von unendlich mannichfa-

chen Figuren und Gruppen, die im Vorder- und Hintergrunde dem angenehm-beschäftigten Auge immer neue Abwechselung geben, bis sie sich allmählig dem Horizonte immer mehr nähern, und in einen blauen Nebel verschwimmen, der dem forschenden Blicke in dunkler Ferne einen undurchdringlichen Vorhang entgegen hält.

Berlin und Potzdam mit allen ihren Wundern der Kunst — wo bleiben sie gegen den einzigen Blick, der hier in das innerste Heiligthum der Natur drang, und mein erheitertes Herz mit Schönheiten ergötzte, die unverdorben und unbeschnitzelt aus der liebevollen Mutterhand hervorgiengen! O, K.! hier, hier sollten Sie seyn, hier sollten Sie selbst sehen, selbst fühlen, was ich zu mahlen nicht Kräfte genug habe!

Wenn ich vom Auf- und Abklettern ermüdet bin, gehe ich zurück, und trinke nahe am Eingange des Grundes meinen Kaffe, der mir nirgends so herrlich schmeckt als hier. Der Wirth ist Hegereiter, und hat zur Bequemlichkeit seiner Gäste verschiedene kleine hölzerne Logen erbauet, an deren Fuße ein kleiner Arm der Weisseritz hinströmt.

Die Einwohner von Dresden fühlen die Schönheiten dieser Gegend nicht mehr, und nur sehr selten (gewöhnlich des Sonntags) habe ich hier einzelne Spaziergänger angetroffen.

Unter-

Unterdessen ist 9 Uhr herbeygekommen, und ich gehe nach der Stadt zurück.

In der Stadt selbst giebt es auch angenehme Promenaden, als den Zwinger, den Brühlschen Garten, die Allee in der Neustadt, der Garten der Gräfin Mursinska, Rieschens Garten: aber sie sind fein regulär beschnitten, und mit Kieß bestreuet, und diese Schönheiten lieb' ich nicht. Jedoch die Aussichten vom Brühlschen Garten und dem Zwingerwall sind Goldes werth.

Die Ostra-Wiese hat auch sehr viel Anziehendes für mich und wird nach Tische besucht. Drey oder vier Alleen von ehrwürdigen schattigten Bäumen laufen die Wiese entlang, an deren rechter Seite die Elbe hinströmt. Die mittelste Allee führt auf ein kleines Lustschloß, Namens Urbigau, das dicht an dem Ufer der Elbe erbaut ist, und einen kleinen Garten hat, in welchem mir die Stärke und Größe der daselbst unterhaltenen Lorbeerbäume besonders auffielen. Der Garten selbst ist französisches Schnitzwerk, und das Schlößchen ist ziemlich im Verfall, weil es vom Hofe nicht mehr besucht wird.

Hier nehme ich mir einen Kahn und fahre die Elbe hinab bis nach Prießnitz, einem angenehm gelegenen Dorfe, mit einem artigen Landhäuschen, das dicht auf dem hohen Ufer der Elbe erbauet ist, und einen wohlunterhaltenen Garten hat. Die Aussicht von da herunter ist entzückend.

 Wenn

Wenn man unten an der Elbe fortgeht, so gelangt man hinter dem Dorfe an den Ausgang eines Thales oder Grundes, den ich auf meine eigene Hand das Dresdner Paradieß getauft habe. Es kann seyn, daß man wider diesen Namen manches einwenden möchte: aber es ist ein Nahme für mich, den ich Niemanden aufdringe, dem der Grund nicht so gefallen hat als mir.

Ein kleiner Bach, der aus dem Thale herrieselt und sich in die Elbe ergießt, war mein Wegweiser. Zuerst führte er mich durch ein Dorf; hinter demselben stieg ich eine kleine Anhöhe hinauf, dann wieder bergab in eine grünende Ebene, wo ich meinen kleinen Bach zwischen Birken und Rüstern wieder fand. Allmählich erhöheten sich die Berge auf beyden Seiten und das Thal ward immer tiefer und tiefer. Ein wenigbetretener Fußsteig führte bald durch einzelnes Gebüsche, bald über angenehme Wiesenplätzen, bald an Kornfeldern hin. Dicke Bäume schützten mich vor der Sonne, bis sich nach einem halbstündigen Wege das Thal plötzlich vor mir erweiterte und mir ein Amphiteater sehen ließ, das die Natur mit eignen Händen, durch die gewöhnlichsten ihrer Gaben, durch Bäume, gebildet hatte. Hier warf sich das Thal nach Mittag zu, dann wieder nach Abend, und somit war ich am Ende meiner Wanderung, die mich volle drey Stunden kostete, da sie ein Botenläufer in einer halben Stunde gegangen wäre.

Ich

Ich kehrte in einer Mühle ein und setzte mich in einem Baumgarten unter einem Apfelbaum nieder. Müller und Müllerin, ein junges frisches Paar, bestrebten sich um die Wette, mir gefällig zu seyn und trugen mir von ihrer besten Milch auf. Ihre Freundlichkeit und stille Zufriedenheit würzten mein kleines Mahl, das mir mehr als königlich gut schmeckte, weil ich einen mehr als königlichen Appetit hatte.

Dieses Thal, welches man den Schoner-Grund nennt, hat in manchen Stücken viel Vorzüge vor dem Plauenschen Grunde, und wer blos sanfte Naturschönheiten sucht, der komme hieher, so wird er volle Nahrung finden.

Erst um neun Uhr des Abends verließ ich mein Paradies, das ich von nun an einen Tag um den andern besuchen werde, denn es hat Heilkraft für Körper und Seele. Für erstern weil man zwey Stunden von Dresden aus bis hierher zu gehen hat, und für letztere weil man hier die Schönheiten der Natur aus der ersten Hand empfängt.

Diejenigen Gegenden der Stadt, die über Neustadt hinaus vor dem schwarzen und weißen Thore liegen, habe ich nur einmal besucht, weil ich mich vor dem Sande fürchte. Um ihm zu entgehen, setze ich mich bey der Brücke auf einen Fischerkahn, und lasse mich die Elbe hinauf bis zu den Weinbergen fahren, die einem entgegen stehen, wenn man sich von der Brücke umsieht.

Von

Von dem Naumannischen Weinberg (den man aber nur betreten darf, wenn die Herrschaft nicht da ist) hat man eine Aussicht, die, dem Umfange und der Mannigfaltigkeit der Gegenstände nach, mir eine der vorzüglichsten von denen dünkte, die ich um Dresden gesehen habe. Unter dem Hauptgebäude des Weinbergs steht ein Häuschen ganz allein auf einer hohen Mauer, das für mich, ausser seiner Nettigkeit, noch den Vorzug hatte, daß es nur meine Person, ein kleines Tischchen und einen Schemel faßte, und nichts mehr. Von da herunter trotzte ich dem kleinen Gewimmel auf der Elbe, die am Fuße meines Weinbergs hinfloß, und dem großen Gewimmel in der Stadt, die in ihrer ganzen Größe vor mir lag, während sich mein Auge mit den schwarzen himmelanstrebenden böhmischen Bergen beschäftigte.

Auch in Pillnitz bin ich schon gewesen. Dieses artige Lustschloß des Churfürsten liegt drey kleine Stunden von Dresden, und der Weg dahin war für mich eine angenehme Tagereise. Ich ließ mich von der Brücke aus bis an den Fuß des Naumannschen Weinbergs fahren, und von da gieng ich zu Fusse an der Wurzel angenehmer Weinberge eine Zeitlang hin, bis sie endlich aufhörten und einem Felsen, der nur Stauden und Bäume hervorbrachte, Platz machten.

Bald darauf sahe ich Pillnitz vor mir. Es liegt in einer angenehmen fruchtbaren Fläche hart am Ufer

Ufer der Elbe. Zur Rechten erhebt sich ein hoher Berg, und zur Linken breitet sich eine Ebene aus, die in der Ferne von schwarzen Anhöhen umschlossen wird. Es sind hier drey Schlösser, ein altes, das von aussen und innen sehr verfallen ist, und zwey neue kleinere, die von aussen nicht sehr ins Auge fallen, weil sie im kleinen schnörkelhaften chinesischen Geschmack erbauet sind. Der Garten ist französisch. Ein kleiner Theil desselben wird verschlossen gehalten, weil er dem Churfürsten eigenthümlich gehört, und zuweilen mit eignen Händen von ihm bearbeitet wird. Als eine Merkwürdigkeit zeigt man hier den Fremdem den sogenannten Venus-Tempel, ein Zimmer, wo König Augusts II. sämtliche Maitressen, von der Neitschitz bis zur Osterhausen herab, nach dem Leben (wie man mich versicherte) gemahlt, zu sehen sind. Es sind ein paar ziemlich fade Gesichter darunter, die es beweisen, daß August nichts weniger als Kostverächter gewesen seyn mag.

Interessanter als dieser Tempel war mir der Borsberg *) der sich hinter Pillnitz erhebt, und dessen Gipfel man in Zeit von einer Stunde, wenn man langsam geht, kaum erreicht. Die Aussicht wird mit jedem Schritte angenehmer, und hat man vollends den Gipfel erstiegen, so öffnet sich dem Auge ein Gesichtskreis,

*) Ich weiß nicht, ob ich das Wort recht schreibe. In Dresden, sagt man Porsberg. Nun habe ich die Gewohnheit, da jedesmal ein B. zu setzen, wo ein Dresdner ein P. setzt.

kreis, der wenigstens 6 bis 8 Meilen im Umfange haben muß, und eine unendliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen einschließt. Wenn ich es nicht so oft, und immer vergebens versucht hätte, Aussichten wie diese, dem Auge anschaulich zu machen das sie nicht gesehen hat, so wäre hier eine, woran sich meine Feder messen könnte, aber sie fällt mir aus der Hand, wenn mein geistiges Auge alle die Bilder noch einmal umfaßt, die ich vor wenig Stunden durch mein körperliches Auge meiner Phantasie zuführte.

Auf dem Gipfel des Berges hat der Churfürst (der ehedem sehr oft den Berg bestieg) einen künstlichen Felsen aufschichten, und in demselben eine artige Grotte (die aber verschlossen war) wölben lassen. Auf dem Gipfel des künstlichen Felsens ist eine hölzerne Platteforme, und von derselben genießt man der himmlischen Aussicht, deren ich vorhin nur erwähnte.

Hat man den Borsberg gesehn und bestiegen, so hat man alles gesehen was Pillnitz reitzendes hat. Wer nicht bey Hofe ist, oder seyn muß, hat an diesem einsamen Orte die tödlichste Langeweile, und kaum kann man Hunger und Durst stillen, wenn man nicht so vorsorglich gewesen ist sich gegen beyde durch eignen Proviant zu verwahren. Ich war hungrig wie ein Löwe als ich von dem Berge herunterkam. Man wieß mich in ein Haus, und versicherte, da könne ich alles bekommen was ich wünschte. Ich trat vol-

ler Freuden hinein, und that einer Mamsel oder Frau mein dringendes Anliegen kund; aber sie sagte: „Mein Vater ist Churfürstlicher Bauschreiber, und macht nicht fait vom Gastgeben. Wenn aber große Gesellschaften aus Dresden kämen, wär' es was anders. Ich bat nur um ein Butterbrod, aber abgeschlagen! Als Uebermaas von Gefälligkeit mußte ichs betrachten, daß mich die Dame nach einem Hause wieß, welches sie das Wirthshaus nannte. Hier fand ich sauer Bier, schimmligtes Brod und alte Butter. Halbhungrig gieng ich fort.

Ich ließ mich über die Elbe setzen, und nahm an dem andern Ufer dieses Flusses meinen Weg nach der Stadt zurück. Er führte mich in den sogenannten großen Garten, der für Dresden so ziemlich eben das seyn könnte was der Thiergarten für Berlin ist. Aber der Churfürst hat die angenehmern Parthien desselben für sich in Beschlag genommen, und hegt Fasanen darin. Die Spaziergänger sind also auf den einzigen Weg eingeschränkt, der mitten durch den Garten läuft wo sie weder vor Sonne noch vor Staub geschützt sind.

Achtundzwanzigster Brief.

Dresden.

Damit Sie sehen, lieber K., daß ich in Dresden nicht blos spatzieren gegangen bin, so will ich Ihnen einige meiner Bemerkungen hersetzen, die ich über das Innere der Stadt gemacht habe.

Dresden

Dresden kann nur von wenig Seiten, dem Innern und Aeußern nach, mit Berlin verglichen werden, und in manchen Stücken sind es ausgemachte Antipoden.

Von dem kriegerischen Geiste, der in Berlin auch in den kleinsten Umständen so sichtbar ist, findet man hier nicht die mindeste Spur *). Man stelle einen sächsischen gemeinen Soldaten und einen Preussischen zusammen; man vergleiche einen sächsischen und preußischen Officier; eine sächsische und preußische Wachparade, und man wird erstaunen. Das Donnern der preussischen Trommeln, und der heisere Klang der kleinen sächsischen, die den Takt mit der Musik halten; der hüpfende Marsch eines sächsischen Regiments, und der feste, erderschütternde eines preusischen; der sogenannte Regimentstambour, der mit seinem silbernen betrottelten Stab vor der sächsischen Parade hertanzt, und der alte Major, der vor der preussischen, den Mars im Gesicht und im Herzen, ehrwürdig voranreitet — sind eben so viel Beweise, daß Preussen ein kriegerischer Staat, und daß Sachsen keiner ist.

Die Sächsische Uniform an sich, däuchte mir, schon der Farbe nach, nicht männlich genug. Ein sächsisches Regi-

*) Hoffentlich bedarf die Freymüthigkeit unsers Reisenden keine Entschuldigung. Es wäre unbillig zu vergessen, daß er nicht tadeln, sondern nur sagen will wie er die Sachen gesehen; daß er überdies ein **Preuße**; und (was das schlimmste) ein **Hypochondriste** ist. d. H.

Regiment verliert sich in der Ferne wie Nebel, aber ein Preußisches steht da wie ein schwarzer dicker Wald. Die sächsischen Evolutionen und Exercitien haben nicht das Feste, Ganze und Rasche der preussischen. Selbst wenn ein sächsisches Regiment en fronte steht, so bemerkt man die ganze Reihe hinunter ein Wimmeln; die Köpfe stehn nicht wie eingerammelt, die Füße nicht wie eingewurzelt, und die Kunst des Richtens, in welcher der Preußischen Armee keine in der Welt beykommt, ist hier nur ein Schatten.

Und will man nun vollends das Innere der sächsischen Armee hernehmen.

Die sächsischen Soldaten sind im Durchschnitt um einen Kopf kleiner als die preußischen; sie haben ein gewisses kleinliches Ansehen, wozu ihre Röcke, die zu lang sind, und nicht knapp anschließen, nebst den unleidlichen kleinen Hüthen, die nur die halbe Scheitel bedecken, und auf ein Ohr gesetzt werden, das ihrige in vollem Maaße beytragen; aber sie sind auch wirklich im Ganzen genommen, um funfzehn Jahr jünger als die Preußischen. Einen alten Graubart (deren es unter der preußischen Armee so unzählige giebt) der von zwey Schlesischen Kriegen den Schlachten beygewohnt, und mit seinem Friedrich Hunger und Durst, Frost und Hitze, Trotz gebothen hat, würde man hier vergebens suchen. Wie selten hier solche alte unverwüstliche Krieger sind, können Sie schon zum Theil daraus

abnehmen, daß hier vor ein Paar Jahren einem alten Unterofficier von der Leibgarde, der vierzig Jahr gedient hatte, ein Festin gegeben wurde, an welchem Generale zugegen waren, und Carmina abgelesen wurden. Was für eine Menge Festins müßte Friedrich geben, wenn er alle seine Graubärte unter den Feldregimentern (denen unter der Leibgarde gäbe er nicht ein Kommißbrod mehr) so auszeichnen wollte!

Und die Subordination nun vollends! Junge Offiziers werden, wenn sie mit gezogenem Degen vor der Fronte stehn, verspottet und ausgelacht, wenn ihre Stimme zum Commando noch nicht vollbürtig ist. Alte Hauptleute werden (besonders ist dies bey der Leibgarde der Fall) öffentlich verlacht, wenn Jan: hagel unter der Muskete etwas lächerliches an ihnen findet. Kein Gemeiner von der Leibgarde zieht den Hut vor einem Officier von einem Feldregimente und der Artillerie; kein gemeiner Artillerist, vor einem Officier von der Leibgarde. Ein reitender Trabant geht vor allen Officiers, die nicht von seinem Regimente sind, vorbey, sieht sie an, und zieht den Huth nicht. Dies geht so weit, daß alte Officiers, die auf die ihnen zukommenden Honneurs halten, von den jüngern ausgelacht werden, wenn sie bey Gelegenheit einen Gemeinen an seine Schuldigkeit erinnern. Junge Officiers bekommen von der Compagnie, bey welcher sie stehen, gewisse Spitznamen, bey welchen sie genannt werden, wenn die Pursche unter sich von ihnen reden.

Man

Man komme nach Preussen und sehe!

In Preussen ist jeder Bauernsohn, und in kleinen Städten selbst der Bürgerssohn, gebohrner Rekrut. Gleich nach seiner Geburt steht sein Name in der Militär-Rolle, und mit dem sechszehnten Jahre muß er sich stellen. Hat er Geld genug sich loszukaufen, so steht ihm der Abschied zu Dienste. Kann oder will er das nicht, so muß er schultern. Jedes Regiment hat seinen eigenen Kanton, und die junge Mannschaft die in selbigem geboren wird (ausgenommen was zu klein oder verwachsen ist) gehört dem Regimente dem Leibe nach erb- und eigenthümlich an, kann auch von demselben für Geld an andre Regimenter veräussert, oder gegen andre vertauscht werden. Andre Regimenter haben keine Kantons, bekommen aber Werbegelder; und dieses sind die schlechtesten unter der preussischen Armee, weil sie für ein Billiges Franzosen, Spanier, Zigeuner, Türken und Tatarn auf ihren Werbeplätzen einkauffen, und nach Preussen treiben.

Die enrollirten Landeskinder müssen sich, auf Ordre ihres Chefs, alljährlich stellen; die brauchbarsten werden ausgehoben und exercirt, die andern gehn zurück, bis sie zur Muskete reifer werden. Rekruten, die ein Handwerk gelernt haben, dürfen entweder gar nicht wandern, oder bekommen von ihrem Chef einen Paß. Bleiben sie in der Fremde, so fällt ein Theil ihres gegenwärtigen und künftigen Vermö-

 gens

gens dem Regimente, das übrige der Invalidenkasse zu, und ihnen wird auch nicht der Heller verabfolgt. Bey der Stellung jedes Cantons muß alles erscheinen, und es hilft kein Sträuben, Bitten und Versprechen; stellt sich ein Obligat nicht, und läßt er sich so lange die Stellung dauert im Preußischen nicht sehen, so wird er als Deserteur betrachtet, und, wenn er sich betreten läßt, weidlich abgegeißelt. Die Zeit der Dienstjahre dauert unbedingt bis an sein Ende.

In Sachsen ist es anders:

Hier wird fast alles mit Gewalt geworben. Will ein Bauerpursch nicht Soldat werden, so nimmt er die erste beste Holzaxt, und erwartet in der Positur den Korporal und sein Gefolge die ihn abholen wollen. Greift man ihn an, so wehrt er sich seiner Haut, und selten geht eine Werbung ohne Blut ab. Dient der Bauerpursch bey einem Landstande, so ist er vor allen militärischen Anfällen völlig sicher, und sein Herr vertheidigt ihn mit Wort und That wider den Landesfürsten, und letztrer darf es nicht als Schuldigkeit ansehn, wenn ihm einer dieser Landesvorsorger seinen lüderlichen Knecht unter die Musquete liefert. Mithin wird nur das in Sachsen Soldat, was freywillig sich dazu entschließt, was unter Blut und Todschlag dazu gezwungen wird, und was zu jung ist, oder nicht Muth genug hat, sich gegen die Werber zu wehren.

Der

Der Sächsische Dienst giebt Capitulation, deren Dauer sich nach dem Alter des Rekruten richtet, und von sechs bis auf vierzehn Jahre steigt. Ist diese Zeit um, so kann der Soldat entweder von neuem capituliren, oder er erhält seinen Abschied, und hat nun noch Zeit genug das Land zu bauen und Kinder zu zeugen.

Ich verkenne das Menschenfreundliche und den Nutzen dieser Einrichtung nicht, und ziehe blos die Parallele zwischen Preußen und Sachsen als militärischer Staat. Land und Unterthanen befinden sich besser dabey als im Preußischen; aber die preußische Monarchie ist ein Koloß, der auf viermalhunderttausend Füßen aufrecht erhalten werden muß, mithin ist es ein nothwendiges Uebel; und wirklich finde ich auch nicht, daß die Preußischen Unterthanen so unglücklich sind als man es sich auswärts einzubilden pflegt. Will ein Soldat durch die Schranken brechen, und einem Bürger oder Bauer Schaden thun, so brennt die Spitzruthe augenblicklich auf seinem Rükken; fällt es aber in andern Ländern einer wilden Sau, einem Hirsche und einem Hasen ein, den Schweis des unglücklichen Bauers zu zerwühlen, zu zertreten und aufzufressen, so muß ja säuberlich verfahren werden, damit das Wild nicht erschrickt: und fiel es ihm ja ein, schützende Hände über sein Ackerland zu breiten, so wäre seine kleinste Strafe der Bau. Darum ist es doch besser, daß sich ein Landesfürst (wenn er ja

nichts bessers zu thun weiß) mit dressirtem Wilde als mit undressirtem divertirt, dem bey aller Gelegenheit durch die Finger gesehen wird. Aber bey dem allem sind mir die 25000 Sachsen lieber als 60000 Preussen, die auf den Werbeplätzen zusammengerafft werden. Jene fechten für ihr Vaterland, und diese für acht Groschen, weil sie kein Vaterland mehr haben. Man hat nicht nöthig einen Sachsen in seiner Garnison einzuschließen und dreyfach zu vermauern, wie es in den Preussischen Garnisonen der Fall ist. Er geht wo er will, aber nie über die Gränzen seines Vaterlandes: die Preussen weht der erste günstige Wind hinüber.

Es vergehen hier Jahre ehe einmal eine Spitzruthen-Exekution ist; in preußischen Garnisonen, die nur zwey Regimenter stark sind, kein Tag. Fünfundzwanzig Stockprügel sind hier eine schwere Strafe und fallen selten vor; funfzig sind dort die geringsten. Im letzten bayerischen Kriege sind kaum zwanzig Mann von der ganzen sächsischen Armee desertirt; bey der preußischen von manchen Compagnien dreyßig.

Letztres ist freylich zunächst von den Regimentern zu verstehen die eigne Kantons haben: aber selbst unter den übrigen ist jedesmal der zweyte Mann und drüber, ein Ausländer. Die preußische Kavallerie nimmt nicht sogleich allen Schofel, der 6 Herrn schon desertiert ist, und will man rechte eigentliche Handveste

Preuss-

Preussen sehen, die durch Kugeln wie durch Regen laufen, so mustre man die märkischen, pommerschen und westpreußischen Regimenter; bey diesen ist Desertion und Exekution fast eben so selten, als bey den sächsischen. Ueberhaupt ist der gebohrne Brandenburger gebohrner Soldat; und wenn er auch unter Seinesgleichen auf seinen König schmält, so wollte ich doch keinem Sachsen oder Oesterreicher rathen unter seinen Augen ein Gleiches zu thun, wenn er sich nicht bis aufs Blut mit ihm schlagen wollte.

Im siebenjährigen Kriege gab es Zeiten, wo Officiers und Gemeine auf ihren König so erbittert waren, daß sie auch keinen Fuß für ihn von der Stelle setzen wollten; aber kaum erschien er vor der Fronte und sagte: „nun, Brüder, ihr werdet heute einen sauern Tag haben; aber gedenkt an euer Vaterland!„ so war alles wieder voller Muth und Willigkeit, und gnade Gott dem Feinde, der ihnen begegnete!

Aber dieser mächtige Antrieb der Gegenwart fehlt der sächsischen Armee gänzlich; und wird sie nicht von andern in die Mitte genommen, so vermag sie nichts, so brav auch die Sachsen sind. Ihr Landesherr bekümmert sich wenig um sie, und ihr Commando steht bey Generalen, die nicht so tief in den Fährlichkeiten des Krieges gewadet sind, als der König und einige seiner ältern Generale. Ueberdieß ist der Dienst auch nicht so ihr tägliches Brod, als bey den preußischen

Chefs

Chefs, die von einer Revüe zur andern nicht ablassen dürfen den Dienst zu studieren, wenn sie nicht ohne Ansehn der Person von dem Meister weidlich geschüttelt werden wollen. Wer macht ihnen in Sachsen Vorwürfe, wenn sie Fehler machen? wer weiß es, daß sie Fehler gemacht haben? Die Sächsischen Revüen, oder wie man sie nennt, die Lustlager, haben nur das mit den Preussischen gemein, daß die Armee, so lange sie dauern, unter Zeltern campirt. Aber die preußischen sind rigorose Examina, bey deren Annährung mancher Chef ärger zittert, als mancher Kandidat vor dem Consistorium.

Dagegen hat die Sächsische Armee einige andere Vollkommenheiten, welche die Preussische nie erreichen wird. Hierher gehört eine vortrefliche Artillerie: ein geschicktes Ingenieur-Corps und ein besser bedientes Feldgezeug.

Die Artillerie ist ohngefähr 1500 Mann stark. Alle vier Jahre werden aus den verschiedenen Compagnien junge Leute ausgesucht, die Lust und Fähigkeit zu den Artillerie-Wissenschaften haben. Diese kommen in die Artillerie-Schule zu Dresden wo Professoren, die selbst praktische Artilleristen sind, über alle Fächer der Geschützkunst Collegia lesen. Alle Vierteljahre ist Examen, und wer sich nicht gehörig applizirt hat, leidet entweder Leibesstrafe, oder wird an seine Compagnie zurückgesandt. Bey der Theorie wird auch die Praxis nicht versäumt. Die Scholaren müssen wöchentlich ein-

einmal schiessen, und einmal im Laboratorium arbeiten. So wachsen die theoretischen Kenntnisse mit den praktischen, und dies Institut wird dadurch eine nützliche Pflanzschule für die sächsische Artillerie. Die jungen Leute die darin gebildet werden, avanciren im Corps. Die mindeste Stufe die sie erreichen ist die Stelle der Feuerwerker, oder die nächste zum Officier; die höchste die Stelle des Chefs vom Corps. Aber auf diese Art weiß der Feuerwerker, wenn er fleissig gewesen ist, soviel als der älteste Hauptmann, weil er dieselben Collegia gehört hat; und fallen einige Officiers im Kriege, so sind ihre Stellen flugs mit nicht minder geschickten Leuten besetzt. Auch auf die Verfertigung des Geschützes und der Schießmaterialien wird mehr Fleis gewendet als auf die Preussischen.

Das Ingenieur-Corps steht auf eben so vortreflichen Füßen, und hat sehr geschickte Männer, die sich durch theoretische Arbeiten in der Ingenieur-Akademie, und durch praktische beym Feldmessen und bey Bauten und Schanzarbeiten, gebildet haben.

Die Sächsischen Stück- und Packpferde, das Commissariat und alles was zur Fortschaffung des Feldgezeuges gehört, ist in dem vortheilhaftesten Zustande. Die Stück- und Pack-Knechte werden besser gekleidet und versorgt, und die Pferde sind im Durchschnitt um vier Louisdor besser. Eine Canone, die von vier sächsischen Stückpferden gezogen wird, kann von sechs preussischen kaum gezogen werden.

Das einzige, was in diesem Punkte die Unvollkommenheit der preussischen Armee entschuldigt, ist ihre Stärke. Welch eine weitläuftige Anstalt müßte es werden, wenn die preußischen Artilleristen und Ingenieurs so gebildet werden sollten als die sächsischen! Wo sollten alle brauchbare Stück- und Packpferde herkommen, welche die für das kleine Land so ungeheure Armee braucht? woher alle Knechte, die mit Pferden umzugehn wissen? Der König muß Schusterjungen und Schneidergesellen zu Pferdeknechten machen, wenn nicht während des Feldzugs das Ackerland unangebauet liegen bleiben soll. Fünfundzwanzig tausend Mann können aus einem Lande sehr bequem mit allem versorgt werden, das wenigstens 60000 Mann halten müßte, wenn es dem Könige gehörte, und wenn er es mit Soldaten so voll pfropfen wollte als es in den preussischen Staaten, nach ihrem Verhältnisse gegen die Churfächsischen Länder, der Fall ist.

(Die Fortsetzung künftig.)

VIII.

Beweis

daß das Fürstenthum Schwarzburg katholischer Religion sey:

aus der Maynzer Monatsschrift von geistlichen Sachen.

Die Welt wird immer klüger: dies sage ich mir täglich, wenn ich sehe, was jetzt meine gelehrten Zeitgenossen für Riesenschritte im Reiche der Wissenschaften thun; wie sie tief eingewurzelte Vorurtheile wie Spinneweben aus der Nation wegblasen, neue Wahrheiten Ballenweise zur Messe liefern, und die wichtigsten Kenntnisse und Entdeckungen um ein Spottgeld verschleudern. Um aber gleichwohl in den papiernen Fluthen der alles überströmenden Aufklärung nicht zu ersaufen, habe ich mir in meinem System ein festes und erhabnes Plätzchen gewählt, von dem ich mein Netz in den Strom werfe, und nur hier und da eine Perle auffische, womit ich meine alternde Gedankenreihe aufputzen kann. Die Wahrheit liebe ich noch wie sonst, und folge ihrer Fahne, wenn sie mich auch von dem anmuthigsten Wege der Täuschung in einen Morast führen sollte. Auch ist kein Satz so paradox, von dem ich mich nicht überzeugen könnte, wenn er mit tüchtigen Gründen unterstützt ist. Sympathisiren Sie nun noch so, wie ehemals, mit mir in diesem Stücke, so nehmen Sie Antheil an meiner Freude über den wichtigen Fund, den ich erst gestern that, und eilen Sie, Ihren geflügelten Bothen mit der erhaschten neuen Wahrheit zu befrachten und durch alle zehn Kreise Teutschlandes zu senden: damit das Verdienst der scharfsinnigen Entdecker anerkannt, und ihre Nahmen im Hof-Calender unter die Erfinder gesetzt werden; ein Lohn, womit sich teutsches Verdienst leider! oft genug begnügen muß.

Diese

Diese große Entdeckung ist nämlich nichts geringers, als daß unser Fürstenthum Schwarzburg, trotz allen Geographen von Büsching bis zu Raff, trotz allen teutschen Geschichtschreibern und Staats- und Kirchen-Rechts-Lehrern, selbst die Pütter und Böhmer nicht ausgeschlossen, katholischer Religion ist, und daß unser gnädigster Landesfürst das Recht in Kirchensachen Verbesserungen zu unternehmen, eigentlich dem katholischen Bischof überlassen sollte, in dessen Kirchsprengel das Land gehört. Zwar habe ich ein Hochfürstliches Rescript vom October voriges Jahres, wodurch verordnet wird: „daß die Evangelien, Episteln, Collecten und deren Antworten, ingleichen der Schlußsegen bey den gottesdienstlichen Versammlungen, nicht mehr abgesungen, sondern nur gelesen oder gesprochen werden sollen, weil nicht alle Pfarrer singen können" hier wirklich noch vor meinen Augen liegen: und doch ich seit gestern von der neuentdeckten Wahrheit: daß wir Schwarzburger (mich selbst nicht ausgenommen, der ich hier in einer Fürstlich-Schwarzburgischen Residenzstadt dieses schreibe) katholisch sind, vollkommen überzeugt.

Lachen Sie, wie Sie wollen, nur hören Sie meinen Beweis: so werden Sie den Herrn Verfassern der Maynzer Monatschrift von geistlichen Sachen, die uns dieses neue Licht aufgesteckt haben, mit mir, und dem ganzen resp. monatschriftlichen Publikum, welches von Maynz bis Wien reicht, dafür danken.

Diese

Diese Herren sagen nämlich im 5ten Heft ihres gemeinnützigen Produkts pag. 469. folgendes von unserm Fürstenthume:

„Im Fürstenthume Sondershausen soll es, dem Vernehmen nach, vor Kurzem mit der alten Kirchenordnung abgekommen, und dahin abgeändert worden seyn, daß hinfür bey den Hochämtern die Episteln und Evangelien nicht mehr, wie sonst gewöhnlich, abgesungen, sondern von dem Priester ausgesprochen werden, gleichwie ihn die Apostel in den ersten Zeiten aussprachen. Endlich ist auch erlaubt worden, währender Adventszeit Eheleute aufzubieten, und Hochzeiten und Musik zu halten, um dadurch die dem Andenken des heiligsten Religionsstifters gewidmete Zeit fröhlich zu begehen."

So weit der Text, der wie man weiter unten sieht, nebst acht andern auf einander folgenden Artikeln, der Glaubwürdigkeit halber, aus dem Wiener-Kirchenboten genommen ist; nun die Note womit ihn die Herren erläutert haben.

„Wir (die gelehrten Verfasser der geistlichen Monatsschrift) können nicht begreifen, was hier vor ein Segen gemeint sey, der nicht mehr gesungen werden soll. Soll es das gewöhnliche Tantum ergo, Genitori etc. seyn; so sollten diese Reformatoren bedenken, daß hier nicht der Segen, sondern das Lob Gottes gesungen, und unter diesem der Segen gegeben werde. Was ist das vor ein Segen, den die Apostel gesprochen haben? — Hoffentlich wird man nicht glauben, daß schon diese den Segen mit dem Venerabile gegeben haben; wovon doch nur die Rede zu seyn scheint. Wir wenigstens wissen von keinem andern Segen, wobey gesungen wird; es müßte dann ein ganz besonderer Ritus in dem kleinen Fürstenthume Sondershausen eingeführt seyn, welches gar nicht wahrscheinlich ist. So gehts, wenn incompetente Reformatoren etwas eigenmächtig unter-

„unternehmen: sie haben oft nicht einmal bestimmte „Begriffe von dem was sie reformiren wollen."

Sagen Sie nun, Freund, ob die Ausdrücke Hochämter, Tantum ergo, genitori, und das Geben des Seegens mit dem Venerabile, nicht deutlich genug beweisen, daß wir hier zu Lande katholisch sind?

Aber wie fein die Verfasser es angreiffen, uns von dieser neuen Wahrheit zu überführen! — Sie schütten das Kind nicht mit dem Bade aus, wie so manche unsrer neuen Aufklärer und Reformatoren. Sie sagen nicht geradezu: Ihr Schwarzburger seyd katholisch, und wißt es nicht — Euer Fürst reformirt, und darf nicht: sondern sie gehen piano. Sie erzählen, nach der Weise der klügsten Volkslehrer und Weltweisen, eine Begebenheit, worin der Satz, den sie uns lehren wollen, verborgen liegt. Ihr Gewährsmann, der Wiener-Kirchenbote, läßt die Sache noch zweifelhaft. Auch den Ort bestimmt er nicht genau: sondern weil es ihm mehr um die Sache als um die Form zu thun scheint, nennt er unser Fürstenthum nur mit dem Namen der Residenz; wofern er nicht etwa dadurch auf eine bescheidne Art den Artickel vom Fürstenthum Schwarzburg im Büsching verbessern will. Die Herren Maynzer Journalisten fussen nun ganz sanft auf die von ihrem Wiener Collegen hingeworfene Zweifel. Sie begreiffen nicht was wir gesungen haben; reden uns aus, daß die Apostel das Venerabile bey dem Segen gebraucht haben könnten; machen es unwahrscheinlich, daß im kleinen Fürstenthume Sondershausen ein besonderer Ritus eingeführt seyn könne, und lassen uns nun den Schluß selbst machen. Blos an der Consequenz, „daß also, weil wir katholisch sind, unser gnädigster Fürst keine liturgischen Verbesserungen machen könne," war ihnen zu viel gelegen, als daß sie sie unserm eignen Ermessen überlassen durften. Sie sagen daher ausdrücklich, daß unsre Reformatoren inkompetent wären, daß sie die Aenderung

derung des ihnen unbegreiflichen Segens eigenmächtig unternommen, und nicht einmal bestimmte Begriffe von dem gehabt hätten, was sie reformiren wollten.

Sehen Sie, solcher Verirrungen ist der menschliche Geist fähig! Ich dachte bisher in der That wir wären evangelisch-lutherisch, und es gäbe im ganzen Lande keinen katholischen Gottesdienst. Mir war als hätte ich den Abschiedswunsch des Geistlichen an die Gemeine, wenn er sie aus der Gottesdienstlichen Versammlung entläßt, immer den Segen nennen hören, und nirgends gefunden, daß die Apostel einen solchen Wunsch gesungen hätten. Daß sie aber beym Abschiednehmen die Brüder mit einem Wunsche mündlich begrüßt haben mögen, schloß ich aus der Formel, mit der sie gewöhnlich ihre Briefe endigen. Alles dieses weis ich nun besser; gedankt sey es der Mainzer geistlichen Monatschrift, und dem Freunde der mir das 5te Stück davon zugeschickt hat! Ich weis nun: wir Schwarzburger sind katholisch; und Büsching hat Unrecht.

Was mir aber auch nicht den geringsten Zweifel an dieser wichtigen Entdeckung übrig läßt, ist folgendes:

Unser Fürstenthum liegt, wenn wir katholisch sind, in der Erzbischöfflich-Maynzischen Diöces, und die Hrn. Verfasser sind im katholischen Kirchenrechte so erfahren, daß sie p. 523. desselben Stücks ihres Journals den Helmstädter Professoren, Hrn. Henke und Bruns, eine sehr nachdrückliche Lection darin geben. Sie wissen also wohl zuverläßig, daß die Erzbischöfl. Maynzischen General-Vicariats-Verordnungen, die sie in ihren Blättern bekannt machen, auch an die hiesigen geistlichen Stellen erlassen werden. Ferner ist die Stadt, das Schloß und Amt Sondershausen, Churmaynzisches Lehn: die maynzischen Herrn Gelehrten werden sich also nicht erst von dem Wiener Kirchenboten lehren lassen, daß Sondershausen ein Fürstenthum sey. Bliebe aber ja noch die geringste Bedenklichkeit übrig, so wird sie durch die ausgemachte Glaubwür-

würdigkeit und Autorität dieser Männer gehoben: denn alle historische Gewißheit würde wegfallen, wenn man diese im geringsten bezweifeln wollte. Hören sie nur, was sie selbst davon sagen. S. 473. heißt es in einer Note:

„Wir freuen uns, daß unser Journal, dessen gemeinnützigen Inhalt kein unbefangener Sachkenner läugnen kann, schon so weit (von Maynz bis nach Wien) verbreitet ist;„ und S. 526. „Unser Journal wird „nicht nur von Gelehrten aller Klassen, sondern „auch von dem größten Fürsten begierigst gelesen, „und fliegt weit und breit durch alle Gegenden „Teutschlandes; auch wird es von unsern Herrn „Collegen zu Wien so gar gelobt und benutzt.„

Ich habe aber ausser der Glaubwürdigkeit und Autorität noch einen andern Grund, warum ich lieber meinen Augen und Ohren nicht trauen, als an dem Ausspruche dieser Männer zweifeln möchte, und das ist dieser: weil mir das kostbare Mikroskop fehlt, dessen sie sich zur Untersuchung der Wahrheit bedienen. Sie sagen S. 506. „Es ist die strengste Aufsicht, und zwar mit einem ganz orthodoxen Mikroskop, über die philosophische Lehrart vonnöthen.„ — Da ich nun bisher immer dieser Lehrart gefolgt bin, meine Kenntnisse durch meine fünf Sinne erlangt und blos mit der sich selbst gelassenen Vernunft untersucht habe, ohne jenes nöthige Mikroskop dabey zu brauchen; so ist es nicht zu verwundern, daß ich in einer so handgreiflichen Sache irren konnte.

Es ist nun nichts mehr übrig, als daß ich mir je eher je lieber ein gut conditionirtes Exemplar von diesem vortreflichen Werkzeuge zu verschaffen suche. Könnte mir daher ihr Bote, wenn er seinen Flug über Maynz nimmt, wohl eins mitbringen? — Ich steh ihm wieder zu Dienste!

Sondershausen, im Fürstenthum Schwarzburg, den 30. April 1785. ***.

Anzeiger des Teutschen Merkur.

April 1785.

I. Neue Bücher.

1) Von den Dictionaire de la langue Allemande & Françoise, composé sur les Dictionaires de Mr. Adelung et de l'Academie Françoise, par. Mr. Schwan. &c. ist bereits zu Ende des vorigen Jahres der zweite Band erschienen, der von J. bis Z. gehet, so daß beide Theile nun ein Ganzes ausmachen. Eine weitläuftige Beurtheilung dieses Werkes verstattet der enge Raum unserer Blätter nicht. Auch läßt sich auf den Werth oder Unwerth eines Wörterbuches aus einzelnen Artickeln nicht wohl schließen. Daß Hr. Schwan mehr geleistet habe als seine Vorgänger, darüber waren bereits bey dem ersten Bande alle Recensenten einig, und Hr. Adelung gab ihm in dem zweiten Stücke des ersten Jahrganges seines Magazins für die deutsche Sprache das Zeugniß: Sein Wörterbuch sey die erste mit Verstand ausgeführte Arbeit dieser Art: Es bedarf auch nur einer flüchtigen Uebersicht, um sich zu überzeugen, daß der zweyte Band mit viel größerm Fleisse und Genauigkeit besonders in Auseinandersetzung der mancherley Bedeutungen verschiedener Hauptwörter ausgearbeitet ist. Man sieht daraus wenigstens, daß der Verfasser nicht müde geworden, sondern daß sein Eifer mit der Arbeit selbst gewachsen ist. Einzelne Fehler zu rügen wäre eine sehr vergebliche Arbeit, da wohl niemand erwarten wird, daß ein solches Werk gleich bey der ersten Auflage ohne Fehler erscheine; und dann nüzt es auch nichts, wenn man in einer solchen Beurtheilung nicht mit

dem Verfasser über Fehler des Plans und der Ausarbeitung reden kann. Ein Wörterbuch, welches einer fremden Nation bey Erlernung unserer Sprache zum Leitfaden dienen soll, kann eigentlich nicht strenge genug beurtheilet werden. Jeder auch sonst in einem andern Buche geringscheinender Fehler ist hier von Wichtigkeit, weil er zu Irrungen und Unrichtigkeiten Anlaß geben kann, die um so viel schädlicher werden, da sie bey denen welche der Sprache unkundig sind eine gewisse Autorität erlangen, und so auf die fremde Nation mit fortgepflanzet werden. Dem Verfasser selbst muß eine solche Beurtheilung sehr willkommen seyn, weil er dadurch in den Stand gesezt wird, nach und nach seinem Werke den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu geben.

Da Hr. Schwan bey Ausbreitung seines Wörterbuches sein Augenmerk hauptsächlich auf die Ausländer gerichtet hatte, so mußte manche Erklärung beygefügt werden, die ein Teutscher für überflüßig halten könnte. Indessen möchte doch wohl einem großen Theile unserer Nation auch mit diesen überflüßig scheinenden Erklärungen nicht übel gedient seyn.

---

2) *Iena* bey Maucke. Anecdotes Parisiennes, à l'usage des écoles Françoises; dediées á Mr. de la Veaux Prof. Royl. à Berlin par. Mr. *Claude Dumanoir*, Maitre de langue de la Cour à Weimar. 1785. 235. S. in 8vo.

Hrn. Dumanoirs Absicht war jungen Leuten die Französisch lernen ein unterhaltendes Lesebuch, darinn der Stil rein und leicht, die Moral unverfänglich, und die Geschichte aus dem wahren Leben genommen seyn sollte, in die Hand zu geben. „Ces Reflexions, sagt er in der Vorrede

rede, m'ont determiné à publier les *Anecdotes Parisiennes* à l'usage des Ecoles Françoises, á fin de procurer aux jeunes gens une lecture agreable d'un stile simple et facile, et par consequent plus intelligible. Mon but principal n'a pas été d'écrire pour les Savans, mais d'être utile a l'humanité, en représentant quelques tableaux capables de faire une impression morale sur les jeunes gens en les amusant par des faits *dont j'ai été moi même témoin oculaire*, et d'autant plus interessants qu'ils n'ont *certainement pas encore été imprimés*.„ Diesem Plan zu Folge liefert er folgende funfzehn kleine moralische Erzählungen; 1) L'amour filial et la vertu recompensée; 2) Le faux ami puni; 3) La noble vengeance; 4) La Foret de Bondi; 5) Le bonheur imprevu; 6) L'homme qui ne s'etonne de rien; 7) La Haine mal fondée; 8) Les dangers de l'inexperience; 9) L'ingrat puni; 10) Les dangers d'une mauvaise éducation; 11) Probite villageoise; 13) Les enfans ingrats; 14 L'amant au Cloître; 15) Philippe et Suzanne. Sie gewähren zusammen eine angenehme Unterhaltung, und da Hr. D. den Zweck seines Buchs so gut und genau bestimmt hat, so zweifeln wir auch nicht daß er denselben erreichen werde. Wir können daher nicht anders als dasselbe zu einem guten Handbuche bey Lese-Uebungen im Französischen zu empfehlen. Schade daß es hie und da durch Nachlässigkeit des Correctors Druckfehler hat!

II. Ankündigungen und Anzeigen.

1) *Sophoclis tragœdiæ septem*, et reliqua quæ dereliquit opera, græce et latine, recensuit, Triclinii ceterorumque veterum scholia ac animaduersiones adjecit *R. F. P. Brunck*. 1786.

Editio præstantissima, in 4to, 2 Voll. forma maxima.
Editio minor in 8vo. 2 Voll. forma maxima, cujus 12 Exemplaria in charta gallica, belgica pulcriori.
Eadem in 8vo. 2 Voll. in charta communi.

Bey dem unermüdeten Fleiß, welchen der gelehrte Hr. Kriegscommissarius Brunck an die alte und besonders griechische Litteratur verwendet hat und noch täglich verwendet ist ihm das Theater dieser aufgeklärten Nation ein besonderer Gegenstand seiner Bemühungen geworden. Vor wenig Jahren hat er die Comedien des Aristophanes nach einer critischen Läuterung in ein helles Licht gesetzet, und dieselben, da sie vorher schwer und oft unles- und unerklärbar waren, deutlich und theatralisch anschaulich dargestellet, Itzt trifft die Reihe die Tragödien des Sophocles, deren neue Ausgabe wir hiemit ankündigen, und das Publicum zu derselben würdigen und dankbaren Aufnahme vorbereiten wollen. Es ist dieser Schriftsteller wohl schon mannigfaltig ans Licht getreten unter allerley Gestalten, aber dennoch ist an der Form sowohl als an der Sache noch vieles zu verbessern übrig geblieben. Was unser Herr Brunck bey seiner Ausgabe liefert, bestehet unter andern kürzlich in folgenden Punkten.

Die sieben Tragödien des Sophocles.
Derselben lateinische Uebersetzung, aufs neue bearbeitet, und wie bey der Ausgabe des Aristophanes, besonders gedruckt.
Die alten Scholien von einander unterschieden.
Die Scholien des Triclinius besonders, und alle insgesammt sehr deutlich aus einander gesetzt.
Die kritischen und erklärenden Anmerkungen des Herrn Brunck.
Die Fragmente der verlornen Tragödien des Sophocles.
Ein Lexicon über Sophocles aus den alten sowohl gedruckten als geschriebenen Grammaticis gezogen.

Re-

Register.

Dem innern Werthe dieser Ausgabe wird auch die äussere Zierde entsprechen: und beyder Vereinigung ein dauerhaftes Denkmal von Litteratur und Kunst der Nachwelt aufbewahren.

Der Druck geschiehet mit neuen Lettern, mit Ausschluß aller Abbreviaturen, auf sehr weisses und sehr feines dickes französisches Papier aus Angouleme, in sehr großem Format in Quarto, in zween dicken Bänden, zusammen ungefehr zweymal siebenhundert Seiten betragend. Wenn man diese Umstände und die nicht sehr beträchtliche Anzahl von Exemplarien die gedruckt werden, in Erwägung ziehet und mit den bisher gewöhnlich erscheinenden Ausgaben griechischer Schriftsteller, welche sie wohl alle, selbst Französische und Engländische nicht ausgenommen, an Schönheit übertreffen wird, vergleichet, so wird man den daraus entstehenden Preis von 80 Livr. — oder 7. 1/4 Ducaten allhier in Straßburg zu beziehen und zu bezahlen, wohl kostbar, aber nicht theuer finden; durch die Transportkosten, welche wir nicht auf uns nehmen, mag der Preis auf entferntere Gegenden nach Verhältniß höher steigen.

Freylich ist solch eine Ausgabe nicht für jedermann und würde daher die darauf angewandte Mühe dem weniger bemittelten Gelehrten nicht zu Nutzen kommen, wenn nicht eine minder kostbare Ausgabe zugleich mit wäre besorgt worden; diese wird in sehr großen Format in Octav gedruckt, ebenfalls mit neuen Lettern und auf fein weißes und starkes französisches Papier mit eben derselben Schönheit und Pracht, und Genauigkeit; sie wird, gleich dem Aristophanes, Text, Uebersetzung und Noten enthalten, hingegen die griechischen Scholien und Fragmente zurück lassen und aus zween dicken Bänden bestehen, deren Preis noch nicht bestimmt werden, wohl

wohl aber auf 8 Rthlr. kommen mag: und auch diese möchte noch einigen Gelehrten zu theuer ausfallen, es werden deßwegen auch Exemplarien auf gut Druckpapier abgedruckt, deren Preis um den vierten Theil geringer und also ungefähr zu 6 Rthlr. seyn wird; dagegen auch zwölfe auf besonders schönes Papier von Annonay, daß das holländische übertrift, gedruckt werden.

Gegen Ende dieses Jahres wird der Druck von der Octav Ausgabe, von der größern aber erst auf Ostern 1786. zu Stande kommen, und jedesmal das ganze Werk auf einmal geliefert werden.

Die übrigen griechischen Ausgaben des Herrn Brunck, die in meinem Verlage herausgekommen, sind:

Anacreon. in 16.

Apollonii Rhodii Argonautica. 8.

— idem in 4.

Aristophanes, græce & lat. 4. Voll.

— — — ejusd. editionis 4 Exemplaria in charta belgica.

— — — idem, editio in 4to, 4 Voll.

— — — ejusd. editionis 4 Exemplaria in charta belgica, quæ de decem supersunt.

Æschyli Tragœdiæ tres, cum *Sophoclis* Antigone & *Euripidis* Medea. 8.

— — idem in 4.

Euripidis Tragœdiæ quatuor, Hecuba, Phœnissæ, Hippolithus & Bacchæ. 8.

— — idem in 4.

Sophoclis Electra & *Euripidis* Andromache. 8.

Sophoclis Oedipus Tyrannus & *Euripidis* Orestes. 8.

Straßburg, den 24. Merz 1785.

Joh. Georg Treutel.

---

2) Nach-

2) Nachricht wegen Herausgabe der sämmtlichen Werke des Anton Raffael Mengs.

Es sind beynahe 5 Jahr verflossen, als nach dem Tode des A. R. Mengs, seine sämmtlichen Schriften zu Madrid in spanischer, und zu Parma in italienischer Sprache erschienen. Die spanische Ausgabe hat vor der letztern in Ansehung der Pracht und einiger Zusätze merkliche Vorzüge. Indessen gefiel es A. 1780. der Weidmann- und Reichischen Buchhandlung zu Leipzig, sogleich eine Uebersetzung der italienischen Ausgabe anzukündigen, und dabey ist es bis diesen Augenblick geblieben. — Eine so lange Verzögerung muste nothwendig dem Publikum alle Hoffnung benehmen, dieses wichtige Werk in die Hände zu bekommen. Die Ursachen, welche zu diesem Vorfall Gelegenheit gegeben, mögen übrigens seyn welche sie wollen, so sind sie doch niemals von der Art, daß sie einem dritten das Recht benehmen sollten, dasjenige in Erfüllung zu bringen, was ein anderer durch bloße Versprechungen sich ausschließend anzumaßen und zu verhindern suchen will. — Eine Anfrage, die ich an die obengenannte Handlung that, und die Antwort die ich darauf erhielt, berechtigen mich, nur mit wenigen Worten dieses hier anzuführen.

Diesem sey übrigens wie ihm wolle, und die jetzt erwähnte Handlung mag ihr Versprechen erfüllen oder nicht, so bleib ich allemal bey meinem rechtmäßigen Vorsatz eine vollständige Ausgabe der Mengsischen Wercke in deutscher Sprache zu liefern, und durch Vollziehung derselben der Achtung des Publikums ein Genüge zu leisten. Keinesweges aber werde ich dabey zu einer anscheinenden Collision Gelegenheit geben, und dem Publikum ein Werk liefern, das dem Titel nach mit jenem Aehnlichkeit hat, aber von

 einer

einer bloßen Uebersetzung weit entfernt ist. Ich habe verschiedene Gründe dazu, die mich berechtigen, gleichsam eine Originalausgabe der Mengsischen Werke zu liefern, unter welchen dieser der vornehmste ist: daß ich durch Unterstützung solcher Freunde, die mit dem Verfasser die nächste Bekanntschaft hatten, und durch eigenes Nachforschen in Stand gesetzt bin, so viel Zusätze und Verbesserungen zu machen, daß sie ein eignes Werk ausmachen könnten. Anstatt also, daß die bloße Uebersetzung aus zwey mäßigen Oktavbänden bestehen würde, zumal, wenn man die ziemlich entbehrlichen Zusätze des Herausgebers wegläßt, werde ich die Mengsischen Werke in drey Oktavbänden herausgeben, und zwar mit aller typographischen Schönheit und Kupfern, die ein so schätzbares Werk erfordern.

Ich lade also alle Freunde und Verehrer des guten Geschmacks in den Künsten und Alterthümern zur Unterstützung meines Unternehmens ein. Die drey Bände sollen noch in diesem Jahr erscheinen, und zwar der erste auf nächstkommende Michaelis 1785. Bis auf Johannis nehme ich Subscription darauf an, und erbitte mir gegen diese Zeit die Namen der Herren, die sich unterzeichnen und pränumeriren, um sie dem Werke vorzudrucken. Die Pränumeration auf alle drey Bände beträgt 2 Rthlr. in Louisd'or, da der nachherige Preis 3 Rthlr. seyn wird. Bey einer Sammlung von 6 Exemplarien gebe ich das 7te frey, und ich erbitte mir hierzu die Gewogenheit aller der respektiven Herren, die dergleichen Unternehmen an ihren Ort begünstigen. Uebrigens werden alle Gelder und Briefe postfrey eingesendet an den Herausgeber den 25sten Febr. 1785.

M. Chr. Fr. Prange.
zu Halle in Sachsen.

---

3) Hrn.

3) Hrn. Fridrichs Philosophische Gedichte.

Gründe, die dem Publikum gleichgültig, mir aber wichtig sind, bestimmen mich, den Pränumerations-Termin meiner philosophischen Gedichte, die viele Herren nicht Situazionen genannt wissen wollen, zu verlängern. Auf den ersten Theil kann also noch bis Ende Julius mit Einem Reichsthaler in Golde pränumerirt werden. Die Pränumeranten werden vorgedruckt, und haben den Vortheil, ihre Exemplare typographisch schön auf feines Postpapier, mit eilf Kupfern und Vignetten geziert, zu erhalten. Zu Michael erscheint das Werk gewiß. Ich habe einen rechtschaffenen auswärtigen Verleger gefunden, der es in wenig Wochen, mit ganz neuer Schrift drucken will, sich aber aus Furcht vor dem zur Schande Teutschlands so sehr begünstigten Raubdruckergesindel nicht eher als zur Messe damit heraus getraut.

Den Buchhandlungen, Zeitungs- und Addreß-Comtoiren, welche Bestellungen machen, versprech ich für ihre Mühe den gewöhnlichen Rabbatt. Freywillige Sammler bekommen das neunte Exemplar frey.

Wer weniger als neun Exemplare bestellt, trägt die Speditionskosten selbst. Briefe, Gelder und Pränumerantenlisten erwarte ich postfrey. Meine Addresse ist, Gelehrter zu Wien, Preßgasse, rother Krebs, No. 464. dritter Stock. Wegen des zweyten Theils erfolgt bey Empfang des ersten weiterer Bescheid. Wien, im März 1785.

Fridrich.

---

4) Isaac Maus Gedichte.

Ich kündige hiermit dem Publikum die Früchte meiner unstudierten Muse an, und bin gesonnen dieselben dem Druck

zu übergeben, dafern ich so glücklich bin die nöhtige Anzahl Subscribenten zu erhalten.

Das Werk wird aus poetischen Briefen und Gedichten bestehen, und zwischen zwölf und zwanzig Bogen betragen; welches sich nicht genau bestimmen läßt, weilen ich das Ordnen und Zusammenschreiben nicht unternehmen kann, bis ich wegen Zeitverlust und Druckerkosten durch eine hinlängliche Anzahl Unterschriften gesichert bin.

Kann ich diese Unterschriften bis Johannis oder längstens Michaelis erhalten, so soll noch dieses Jahr das Werk — so schön es sich nach den Subscriptionsumständen thun läßt — das Exemplar zu einem Gulden, in Octav erscheinen. Fänden sich aber die Subscribenten sparsam, so dürfte es bis Ostern 1786. dauern.

Wem ich noch ganz unbekannt bin, der kann nähere Nachricht von mir, und Proben meiner Dichtkunst im deutschen Museum 1782. im 9ten und 1784. im 1ten Stück; auch in der zu Mannheim herausgekommenen Schreibtafel 4ten und 7ten Lieferung; in Herrn Schlezens Gedichten; und im ersten Heft des zu Mainz 1785. erschienenen Magazins für Philosophie und schöne Literatur, und noch anderswo finden.

Denen die sich die Mühe geben wollen mir Subscribenten zu sammeln verspreche ich, nebst meiner Dankbarkeit, zehen Procent. Und überhaupt, wer so großmüthig ist diesen meinen Plan zu begünstigen, entweder durch Bekanntmachung in öffentlichen Blättern, oder durch Sammlung einiger Subscribenten, dem kann ich nicht so wohl Gegendienste, wozu ich zu gering bin, als Dank, reinen herzlichen Dank versprechen.

Im März 1785.

Isaac Haus,
Bauersmann im Dorf Badenheim
bey Kreuznach in der Pfalz.

---

5) Scripto-

5) *Scriptores Alsatiæ res Germaniæ illustrantes* ex Schedis Jo. Dan. *Schœpflini.* recensuit *Christoph Guil. Koch*, Prof. et Biblioth. Argent. Tomi II. in 8. maj. argentorati apud Joh. Georg Treutel. 1786.

Contenta.

Gothofredi Notarii Argent. Gesta Rudolphi Habsp. scriptor ineditus.

Matthiæ de Nuwenburg Chronicon, hactenus ineditum: cum continuatione Alberti Argentinensis.

Der bekannte Albertus Argent. hat aus diesem Chronico das seinige gezogen, und sich es fälschlich zugeschrieben. Das Chronicon des Matthiæ aber ist viel vollständiger.

Matthiæ de Nuwenburg vita Bertoldi de Buchegg, Episcopi Argent. cum continuatione Alberti.

Auch aus einem bis jetzt unbekannten Codice.

Colmariensium Dominicanorum Annales, ex Codice Pfisteri emendati atque Suppleti.

Ex Kœnigshovii Chronico Alsatiæ latino Excerpta, ex Cod. Tabularii Civit. Argent.

Varia Chronica minora Anonyma Seculi XIII. XIV. & XV. hucusque inedita.

Remboldi Slecht Canonici Ecclesiæ S. Petri junioris Argentorat. Annales Ruperti Palatini Imperatoris hucusque ineditus.

Petri Carmelitæ Argent. historia de bello Argentinensium cum Episcopo A. 1262. inedit.

Leges municipales Civitatis Argent. antiquissimæ.

Trutmanni brevis historia Tumultus rusticani in Alsatia ined.

---

6) Samm-

6) Sammlung auserlesener Wahrnehmungen aus der Arzneywissenschaft, Wundarzney und Apothekerkunst.

Das beliebte Journal de Medicine welches im Jahr 1754. den Anfang genommen und noch immer fortgesetzt wird, hat sich vergriffen, und ist, um seines reichhaltigen Schatzes willen von wichtigen medicinischen Wahrnehmungen und Curen, von vornen an wieder neu unter die Presse genommen worden.

Ich nehme davon Anlaß, die in meinem Verlag herausgekommene deutsche Uebersetzung desselben Werks, wovon die Folge bis 1775. 19 Bände ausmacht, dem Publikum in billigen Bedingungen anzubiethen, indem ich den Preis der noch übrigen completen Exemplarien 6 Rthlr. 8 gr. statt 12 Rthlr. 16 gr. der einzelnen Bände aber auf 12 gr. statt 26 gr, auf eine kurze Zeit herabsetze.

Diese Uebersetzung ist betitelt:

Sammlung auserlesener Wahrnehmungen aus der Artzney-Wissenschaft, der Wundartzney- und Apotheker-Kunst, nebst den meteorologischen Wahrnehmungen von Paris und Lille, aus dem Französischen des Journal de Medecine und Oeconomique übersetzt, nebst Kupfern. 8. 1757. 1765. IX. Bände.

Ebenderselben Fortsetzung. X-XIXter Band, oder neue Sammlung 1 bis 10ter Theil. 8. 1766. - 1775.

Straßburg, den 1. April 1785.

Treutel.
Buchhändler.

---

7) Hrn. Knechts Heilige Gesänge.

Gegenwärtige Ankündigung eines musikalischen Werks unter dem Titel „Heilige Gesänge, aus den besten geistlichen „Dichtern, vorzüglich der Sonn- und Festäglichen Erbauung gewidmet, und auf eine vielfach brauchbare ganz „neue

„neue Art, sowohl zur besondern Unterhaltung für Liebhaber des Alleingesanges am Klavier, nebst einer Zugabe „von allerley Klavier- oder Orgelstücken, als auch für die „öffentliche Kirchenmusik mit vier Singstimmen und einer „willkührlichen Instrumentalbegleitung musikalisch bearbeitet, „von dem schon so rühmlich bekannten Herrn Musikdirector „Johann Heinrich Knecht„ wird hoffentlich den Freunden derjenigen Gesänge, welche auf die Erregung religiöser Empfindungen und auf das Lob der Gottheit abzielen, nicht unwillkommen seyn.

In Absicht auf die Wahl der geistlichen Lieder, hat man sichs zum Gesetze gemacht, nur solche in dieses Werk aufzunehmen, welche A) einen Bezug auf die Sonn- und Festtags-Evangelien haben, B) von den besten geistlichen Dichtern, als nehmlich von Cramer, Gellert, Gieseke, Klopstock, Schlegel, Uz und andern mehr herrühren, und C) für einen jeden Christen, von welcher Confession er auch seye, ohne Anstoß brauchbar und erbaulich sind.

Die innere Einrichtung und mannichfaltige musikalische Bearbeitung dieser heiligen Gesänge bestehet kürzlich darin: 1) daß man in der Klavier- oder Orgelstimme, deren Baß leicht beziffert ist, das Wesentlichste der ganzen Composition concentrirt findet, und daß sich deshalben ein Liebhaber des Klaviers und Gesangs daraus schon ganz allein unterhalten kann; 2) daß in eben besagter Stimme einem jeden Liede ein dem Caracter desselben entsprechendes Klavier- oder Orgelstück zugegeben ist, welches bald in einem Prä- oder Postludio, bald in einer Fantasie oder Toccate, bald in einer Fuge oder sonst dergl. bestehet; 3) daß die vier Singstimmen auf eine solche Weise gesetzt sind, daß man diese heiligen Gesänge nach Beschaffenheit des Orts und der Umstände, ohne merklichen Nachtheil des Ganzen, entweder a) einstimmig, d. h. mit dem Diskant

ganz

ganz allein, oder b) zweystimmig, nämlich mit dem Diskant und Alt zugleich, oder c) dreystimmig, d. i. mit dem Diskant, Alt (oder auch an dessen statt, mit dem Tenor) und Singbaß, oder d) ganz vierstimmig (welches freylich die vollkommenste Wirkung thut) und endlich e) mit einer willkührlichen Begleitung zweyer Violinen (der Instrumentalbaß ist in der Orgelstimme begriffen) und an hohen Festen nach Belieben mit Tromperen und Pauken, wie auch manchmal mit andern Blas-Instrumenten, sowohl in Städten, als, in Ansehung der Leichtigkeit des Gesanges und der mannichfaltigen Brauchbarkeit, selbst auf den Lande beym Gottesdienste als erbauliche kleine Kirchenstücke aufführen kann.

Den ganzen Jahrgang werde ich, um denen Liebhabern die Anschaffung dieses vortreflichen Werks zu erleichtern, in fünf Abtheilungen liefern. Jedwede dieser fünf Abtheilungen enthält vierzehen ganz gesezte Gesänge und eben soviel Klavier- und Orgelstücke. Wer nur für sich zu Hause am Klavier sich mit diesen erbaulichen Gesängen unterhalten will, kann sich die Klavierstimme allein ohne die andern Stimmen anschaffen, und kostet alsdann jede Abtheilung der Gesänge und Klavierstücke allein, vorausgezahlt, 2 Fl. 36 Kr. Rheinl. oder 1 Rthlr. 9 ggr. 6 Pf. in Louisd'or zu 5 Rthlr. Jede Abtheilung aber mit allen Stimmen, welche 36 und mehr Bogen enthält, kostet vorausbezahlt 4 Fl. 12 Kr. Rheinl. oder 2 Rthlr. 8 ggr. sächsisch Geld. Die erste Abtheilung dieses Werks fängt mit dem ersten Advent an, und wird auf Michaelis dieses Jahr geliefert. Alle Freunde der Tonkunst, Buch- und Musik-Handlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen bitte ich gegen gewöhnlichen Rabbat, Pränumeration hierauf anzunehmen. Die Herren Buchhändler und andere Freunde, welche die Jubilate-Messe besuchen, können in Leipzig in Hrn. D. Wagners Hause

Hause am Nikolai Kirchhof, bey mir selbst Bestellung machen.

Wem daran gelegen ist, sich von der ganzen wesentlichen Einrichtung vollkommen zu überzeugen, kann gegen postfreye Einsendung von 24 Kr. die Composition auf das Fest der heil. Dreyeinigkeit erhalten; wie dann denen resp. Liebhabern, welche auf den ganzen Jahrgang Bestellung machen, diese 24 Kr. nachgelassen werden; auch können Liebhaber solche bey mir in Leipzig auf der Jubilate Messe um diesen Preis erhalten oder auch nur einsehen.

Von der ausnehmenden Composition des Herrn Knecht ist auch noch bey mir zu haben: das Tongemälde der Natur, eine große Sinfonie à 3 Fl. 36 Kr. und die 15. und 16te, dann 25. und 26ste Stanze des 8ten Gesanges aus Wielands Oberon, fürs Klavier ganz in Musik gesezt, à 26 Kr. Speyer, den 15ten März 1785.

H. P. Bossler,
Hochfürstl. Brandenb. Expeditionsrath.

---

8) Ankündigung einer neuen Handausgabe der besten italienischen Dichter und Prosaisten unter dem Titel: *La sublime scuola italiana.*

Schon lange war es allgemeine Klage des teutschen Publikums, daß Wälschlands klassische Schriftsteller entweder gar nicht in Teutschland, oder äusserst selten nur in schlechten und doch oft kostbaren Ausgaben zu finden wären. Wie sehr aber haben sich seit einigen Jahren diese Klagen gemehrt, da die italienische Literatur sich ungleich mehr ausgebreitet und so viele Freunde und Beförderer gewonnen hat. Und doch würde die Zahl derselben viel stärker seyn, wenn nicht eben der Mangel guter Ausgaben die Bekanntschaft mit der italienischen Literatur erschwerte und ihr ein so großes Hin-

dernis

dernis in den Weg legte. Zwar schon so manche suchten dies aus dem Wege zu räumen, doch mislang den meisten ihr Unternehmen aus Mangel erforderlicher Bekanntschaft mit der Literatur. Andere vertheuerten ihre Ausgaben durch übergroße Kommentare, und selbst diejenigen, die — wie mein verehrungswürdiger Freund, Herr Bibliothekar Jagemann, bey seiner Anthologie — bey der zweckmäßigsten Kürze und Auswahl nur eine gewisse Klasse von Lesern im Gesicht hatten, liessen dem Publicum noch immer den Wunsch übrig, eine vollständige und doch nichts Entbehrliches enthaltende Ausgabe für Teutschland zu sehen. Eine solche zu liefern ist meine Absicht.

Jeder sieht leicht, daß mein Plan sehr weit von jedem der vorgenannten abweicht. Meine Ausgabe soll weder für den Kritiker noch für den Lehrling seyn. Nothwendig wird sie daher folgende Eigenschaften besitzen müssen.

1) Zweckmäßigkeit in der Auswahl sowohl der Schriftsteller, als ihrer Werke. Nur die, für welche das Urtheil der Nachwelt oder unpartheyischer Zeitgenossen entschieden hat, und von diesen nur die edelsten Produkte sollen in meiner Sammlung Platz finden. Doch soll kein Ganzes zerrissen, keine einzelne Stellen grosser Werke herausgehoben oder weggelassen werden. Um hierinn durch die Stimmen des Publikums selbst zu entscheiden, nenne ich hier diejenigen Schriftsteller, die ich zur ersten Lieferung bestimmen würde, wenn gegründete Einwendungen und bessere Vorschläge in meiner Wahl nichts ändern sollten.

Von Dichtern: Petrarca, Ariosto, Dante, T. Tasso, Pulci, Tassoni, Sannazaro, Chiabrera, Burchiello.

Von Prosaisten: Macchiavelli, Boccaccio, Casa, Varchi, Speroni, Lollio, Gozzi, Martinelli, Algarotti.

2) Diese Ausgabe soll nach den besten, und bey welchen Werken auch dies möglich ist, nach ächten Originaleditionen mit

mit äusserster Korrektheit abgedruckt werden. Ich halte diese für eine so nothwendige Eigenschaft vorzüglich eines solchen Werks daß das Publikum durch die vereinigte Bemühung zweyer von meinen Freunden die die Arbeit mit mir theilen, selbst seine größten Erwartungen von dieser Seite befriedigt sehen soll.

3) Kommentare, Kritiken, Briefe, Noten, u. d. g. werden gänzlich weggelassen, und zwar aus mancherley und triftigen Gründen.

4) Einem jeden Schriftsteller wird eine kurze Biographie und eine räsonnirende Literarnotiz vorangeschickt. Um aber doch einigermassen auch dem Wunsche derer zu begegnen, die gern einen kurzen Kommentar hätten, oder denen es um Kritik zu thun ist, so mach ich mich anheischig, am Schluß der ersten Lieferung ein Realregister oder einen Clavis für das Ganze ebenfalls auf Subscription zu liefern.

5) Das Aeussere soll geschmakvoll und sauber seyn, in so weit sich diese beyden Eigenschaften mit dem wohlfeilen Preiße vereinigen lassen, auf den das Werk gesetzt wird. Das Format soll klein Octav — das Papier feines weisses Schreibpapier, und die Lettern neu, deutlich und gut in die Augen fallend seyn.

Die ökonomischen Punkte meines Plans sind diese. Jeder Subscribent verpflichtet sich auf die ganze erste Lieferung, welche aus oben genannten Autoren besteht. Zwar kann ich nicht aufs genaueste die Zahl der Bände bestimmen, doch ist zwanzig sicher die höchste. Die Subscription steht bis Johannis d. J. offen. Indessen je eher die Listen einlaufen, desto früher wird der Abdruck angefangen.

Monatlich erscheint ein Band, der ohngefehr 1 Alphabet enthalten soll. Pränumerirt muß wenigstens für jeden Band werden. Doch wär es bequemer für Herausgeber und Subscribenten, wenn sie entweder viertel- oder halbjährig pränumerirten; hingegen für das ganze Werk kann ich keine Pränumeration annehmen.

Die Pränumeration für den Band beträgt 14 gr. in Golde, den Luisd'or zu 5 Thl. Ducaten zu 2 thl. 20 gr. Carolins zu 6 thl. 4 gr. und Laubthal. zu 1 thl. 12 gr. Dagegen erhält der Pränum. eine gedruckte Quittung.

Kollekteurs, oder Gesellschaften die 10 Exempl. nehmen, erhalten das 11te frey. Auf 20 Exemplare werden 3 und auf 30 Ex. 5 gratis gegeben.

In Ansehung der Bestellungen, Briefe u. d. g. die ich mir aber postfrey erbitte, wendet man sich an mich, den Herausgeber. Meine Addresse ist: — Joseph de Valenti, öffentl. Lehrer auf der Universität Jena. Dieser Ort ist auch die Niederlage. In Ansehung der monatlichen, vierteljährigen oder halbjährigen Spedizionen kann es jeder Subscribent halten wie er will. Am füglichsten könnten diese wohl durch die Herren Buchhändler eines jeden Orts besorgt werden.

Dies sind die Bedingungen, unter denen ich dem Publicum eine für unsere Zeitperiode anständige und wie es scheint nöthige Ausgabe der edelsten Zierden meiner vaterländischen Litteratur anbiete. Gleicher Eifer sowohl für die Ehre meiner Nation, als auch für den Dienst ihrer Freunde in Teutschland lassen mich mit Hoffnung der Ausführung meiner Absicht entgegen sehn.

So

So eben erhielt Teutschland Beaumarchais Voltaire zwiefach. Er mag immer der große Voltaire — mag seiner kostbaren Ausgabe werth seyn — ich biete Teutschland meiner großen Landsleute so viele, und in einem Gewand an, dessen sie sich wenigstens nicht schämen sollen, wenn sie auch nicht stolz darauf seyn können. Für jenen unterzeichnete das litterarische Publikum willig — und für diese sollte es nicht?

Die schmeichelhaften Aussichten, die mir der Beyfall des Publikums in hiesigen Gegenden gewährt, setzen mich in den Stand, dieser Ankündigung die Nachricht beyzufügen, daß noch vor Versendung derselben mit dem Druk des Petrarch der Anfang gemacht werden soll. Da nun nicht mehr als die bestimmte Zahl von 200 Exempl. auf Schreibpapier abgedrukt wird, so ersuche alle diejenigen, die solche zu haben wünschten, sich sobald als möglich zu unterzeichnen.

Jena, den 18ten Februar 1785.

Joseph v. Valenti.

---

9) Dlle. Corona Schröter, Sammlung kleiner Gedichte mit Melodien begleitet.

Die Liebhaberey an leichtem Gesang kann zwar die Liebhaberey der Liederkomposition entschuldigen; dennoch habe ich, dieser Voraussetzung ohngeachtet, manche Bedenklichkeit bekämpfen müssen, ehe ich den Entschluß ernstlich zu fassen wagte, eine Sammlung kleiner Gedichte, die ich mir Melodieen begleitet habe, durch den Druck bekannt zu machen. Unserm Geschlecht ist ein eignes Gefühl von Schicklichkeit und Sittlichkeit eingeprägt, das uns nicht erlaubt,

laubt, allein und ohne Begleitung öffentlich zu erscheinen: wie kann ich daher anders als mit Schüchternheit diese meine musikalische Arbeiten dem Publikum übergeben, da ich für dieselben keinen Beschützer und Fürsprecher habe? Denn der schmeichelhafte Ausspruch und die Aufmunterung einiger Personen, denen ich sie bekannt gemacht — so unbezweifelte Ansprüche auch denenselben auf das Richteramt im Reiche der Künste zustehen — kann leicht aus Nachsicht partheyisch seyn: doch der Arbeit eines Frauenzimmers wird ja in den Augen anderer Kenner gleiche Nachsicht zu Theil werden.

Die angekündigte Sammlung enthält fünf und zwanzig Lieder, und sie erscheint nächste Michaelis Messe. Der Subscriptions-Preis ist Ein Gulden nach Churſächsischem Münzfuß; und der Zeitraum sich zu unterzeichnen bleibt bis Ende des Monats Jul. offen. Die Namen der Subscribenten werden vorgedruckt. Allhier nimmt nächst mir die Hoffmannische Buchhandlung Subscription an. Diejenigen auswärtigen Personen, welche ausgebreitete Bekantschaften haben, oder in Handlungsverhältnissen stehen, und welche sich wollen geneigt finden lassen, einer ganzen Anzahl dieser Liedersammlung Subscribenten und Absatz zu verschaffen, diese nehmen funfzehen Procent für ihre Mühwaltung.

Weimar, den 15ten April 1785.

Corona Schröter.

Anzeiger
des
Teutschen Merkur.
May 1785.

Anzeigen und Ankündigungen.

1) Nachricht von der gegenwärtigen Verfaßung des Erziehungs-Instituts zu Dessau. Dessau und Leipzig bey Crusius. Im May 1785.

Wir sehen aus dieser gut geschriebenen Nachricht des Hrn. Direktors Neuendorf, daß dieß mit Recht in und ausser Teutschland berühmte und geschätzte Erziehungs-Institut zu Dessau, nachdem es seit seiner Stiftung mit so manchen Schwierigkeiten des Beginnens gekämpft, vorher noch nie gemachte Erfahrungen gemacht und benuzt, widrige Zufälle genug erlitten, und unvermeidliche Unvollkommenheiten verbessert hat, anjezt auf der Stufe seiner männlichen Stärke und schönsten Thätigkeit steht. Sr. Durchl. der regierende Fürst hat nunmehr die Direktion desselben ganz übernommen, und dadurch dem Institute nicht allein den festesten Grund für immer, sondern auch Sicherheit für jede dergleichen Catastrophen als dasselbe bisher erschütterten, und seine schnelleren Fortschritte zur Vervollkommung stöhrten, gegeben. Wir haben davon folgende öffentliche Erklärung Sr. Durchl. als Dokument in den Händen.

Erklärung Sr. Durchl. des Fürsten von Dessau an das Publikum, das Erziehungs-Institut betreffend.

Da die Professoren des hiesigen Instituts, welchen bisher die Direktion desselben anvertrauet war, mir zu Folge

einer schriftlichen Akte vom 1sten Febr. d. J., diese Direktion angetragen haben: so habe ich diesen Antrag nicht ablehnen mögen, sondern wie hierdurch geschieht, das Publikum versichern wollen, daß auch fernerhin die Aufrechthaltung und Vervollkommnung dieser Anstalt auf die möglichste Weise besorgt werden wird, und daß ich zu dem Ende die Oberaufsicht über dieselbe dem für meine Schulen ernannten Direktor Neuendorf, aufgetragen habe, dessen gedruckte Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung des Instituts eine nähere Auskunft giebt.

Leopold Friedrich Franz,
Fürst zu Anhalt.

Dessau, den 9. April, 1785.

Hieraus erhellet daß die Special-Direktion des Instituts von Sr. Durchl. dem Hrn. Neuendorf aufgetragen worden; einem Manne, der ehedem schon Lehrer dabey war, und sowohl von Seiten seines Kopfs und Herzens, als auch der übrigen besondern Talente, die man um einer Sache gut vorzustehen, noch aus der gütigen Hand des Schicksals empfangen haben muß, sowohl dieß Zutrauen seines Fürsten, als des Publikums verdient. Wir empfehlen diese kleine aber gewiß nicht unwichtige Schrift jedem Vater und Vormunde, dessen Lage und überhäufte Geschäfte unmöglich machen seinem Sohne oder Mündel denjenigen Grad von physikalisch und moralisch guter Erziehung zu geben, den er wünschte, zu reifer Durchsicht und Beherzigung; und sind versichert daß er sie nicht ohne Beyfall, und vielleicht Entschluß, aus der Hand legen wird. Man muß sie ganz lesen um sich ganz zu unterrichten; sie leidet daher auch keinen Auszug. Das Institut hat zur Absicht, die Erziehung und den Unterricht der ihr anvertrauten Jugend frühzeitig anzufangen, und nach Bedürfniß ihrer verschiedenen Bestimmung, bis zu Ende ihrer Schuljahre zu besorgen. Alle Ein-

Einrichtungen des Instituts haben auf diesen Endzweck genaue Beziehung. Dadurch daß die frühere Behandlung des Kindes mit der folgenden Bildung des Jünglings im Zusammenhange angeordnet und ausgeführet wird, bekommt auf der einen Seite die öffentliche Erziehung eine Vollständigkeit die sie bisher, wenigstens durchgängig, noch nicht hatte; und auf der andern wird dem Bedürfniße so mancher Eltern abgeholfen, die wegen ihrer häuslichen oder Geschäfts-Lage, gerade für ihre jüngere Söhne eine Erziehungs-Anstalt wünschen, welcher sie dieselben mit Beruhigung anvertrauen könnten. Die Verbindung dieser Zwecke ist also das Eigenthümliche dieses Instituts, welches nur Kinder von 6 bis 12 Jahren annimmt, und sie bis zu ihrer höhern Lebens-Bestimmung behält. Alle pädagogische Versuche und Spekulationen die keine solide und für das practische Leben brauchbarer Resultate gewähren, fallen hier ganz weg. Was das Institut durch Anwendung seiner Grundsätze und Methode bisher bey den meisten seiner Zöglinge sichtbar bewürkt hat, und in der Folge noch weit sicherer bewirken wird, ist in Summa: 1) Entwickelung des gesunden Verstandes und Beförderung des eignen Denkens; 2) Freymüthigkeit und Bestimmtheit in ihren Reden und Antworten; 3) Leichtigkeit sich bey Verlegenheiten zu helfen; 4) Wahrheitsliebe und Offenheit in ihren Aeußerungen; 5) eine seltne Verträgsamkeit untereinander: Dienstfertigkeit und Gelindigkeit im Urtheil über Andere; 6) Herzlichkeit gegen ihre Lehrer, und eine gewisse Mäßigung in ihrem ganzen Betragen. — Davon giebt es eine Menge Augenzeugen in und ausser Teutschland. Werth ist es gewiß daß die Nation dieß schätzbare Institut, daß noch nie so weit und vollkommen war, als in seiner neuesten jetzigen Verfassung, und durch die rastlose wohlthätige Sorgfalt seines vortreflichen Fürsten es immer mehr wird, achte und in Ehren halte.

2) Hrn. Bergsecret. Voigts Anzeige wegen Ablieferung seiner Cabinetchen von Gebirgs-Arten.

Es thut mir sehr leid, daß ich mich genöthiget sehe, wegen des Termins der Ablieferung der von mir angekündigten Cabinete von Gebirgsarten, zu der ich den Anfang des Monats Junius festsetzte, hier öffentlich um einige Nachsicht zu bitten. Man hat mich bey diesem Geschäfte mit mehrern Aufträgen beehrt als ich bey Bestimmung der Ablieferungszeit erwartete. Es würde unmöglich seyn, die eingegangenen Bestellungen in Einem Monat zu expediren, wenn mir auch eine Berufsreise nicht schon den größten Theil des Junius hinwegnähme. Indessen bin ich, bis auf die Rheinländischen Laven, ganz vorbereitet, hoffe mehr zu leisten als ich versprach, und werde auch mit Anfang des M. Julius meine Versendungen anfangen. Sie werden in der Ordnung geschehen wie die Bestellungen eingegangen sind. Diejenigen Liebhaber, die nicht sogleich an die Reihe kommen, werden sich solches, wie ich sehr bitte, nicht misfallen lassen. Sobald ich den bisherigen Bestellungen Genüge geleistet, werde ich mich in dem Stande befinden gepackte Kistchen vorräthig zu halten, um mit umgehender Post oder erster Frachtgelegenheit die fernern Aufträge zu besorgen. Weimar, den 24sten May 1785.

Joh. Carl Wilh. Voigt.

---

3) Antwort auf die Bekanntmachung wegen Hrn. Mesmers Lehrsätzen.

Daß ein Kenner und Liebhaber der Lehre des Hrn. Mesmers, das heißt wahrscheinlich ein Schüler desselben, der vielleicht auch mit hundert neuen Louisd'or diese Eigenschaft erkauft hat, den Lehrsätzen, so wie Hr. Mesmer gethan

gethan hat, widerspricht, darüber wird sich wohl Niemand wundern. Daß er aber die Unpartheylichkeit des Verlegers, der den Brief des Hrn. Mesmers hat beydrucken lassen, um das Publikum in den Stand zu setzen selbst die Aechtheit oder Unächtheit dieser Aphorismen zu beurtheilen, verkennt, und ihn einer niedrigen Beäffung des Publikums beschuldigt, das wäre, ausser einem Schüler des Hrn. Mesmers, keinem klugen Manne zu verzeihen.

Diese Uebereilung ist desto auffallender, da der Verleger die Antwort des Hrn. Caullet de Veaumorel auf den Brief des Hrn. Mesmers nicht hat beydrucken lassen, die doch so treffend ist, daß die Ueberzeugung der Aechtheit der Lehrsätze (nicht was die Form, sondern die Sache selbst betrift) daraus entstehen muß.

Wenn ich einen solchen Anfall vermuthet hätte, so würde ich diese Antwort aus dem Journal de Paris zu mir gesteckt haben, und nun diesem Blatte beyfügen. Das Publikum soll aber nichts dabey verlieren. Ich werde sie an die Hrn. Herausgeber des T. Merkur und der hiesigen gelehrten Zeitung zum Einrücken einsenden.

Wenn der unbekannte Freund des Herrn Mesmer die Sache etwas besser überlegt hättte, so würde er sich vielleicht entschlossen haben zu schweigen. Er scheint nicht einzusehen wie unrecht er es angreift. Der Verleger ist in der Mesmerschen Lehre nicht so unwissend als er es vermuthet. — Aber freylich begreift er nicht, wie man nothwendig die Aphorismen für unächt erklären, und vor ihrer Bekanntmachung warnen muß, wenn man die Lehre des Hrn. Mesmer für etwas besseres hält als das große Publikum. Die Aphorismen, oder — um den unbekannten Freund des Hrn. Mesmers nicht zu beleidigen — die Lehre des Hrn. Mesmers ist ein neues Feld, welches der Untersuchung der Phy-

 siker

ſiker erdfnet iſt. Ob ſie itzt ſchon, oder, wie Hr. Mesmer wollte, in einigen Jahren bekannt wird, iſt nicht gleichgültig, weil bey ſpäter Blüthe die Frucht ſpäte reifet. Leipzig, zu Ende der Jubilate-Meſſe 1785.

Der Verleger der Lehrſätze des Hrn. Mesmer.

Brief des Hrn. Caullet de Veaumorel an die Herausgeber des Journal de Paris No. 9. 1785.

Meſſieurs,

Malgré le lénitiv que j'ai employé dans mons avertiſſement ſur *les Aphoriſmes de M. Meſmer* que je viens de mettre au jour, je ne vous diſſimule pas que je m'attendois à la dénégation totale de la doctrine, des principes & des procédés de Mr. *Meſmer* qui y ſont contenus; c'étoit même la marche que j'aurois tenue á ſa place, ſans la crainte de la réclamation de quelques cent louis, ſurtout ſi des motifs *intereſſans* m'avoient fait une loi de répandre ma doctrine par la voie de l'enſeignement. Mr. *Meſmer*, bien plus honnête que moi, a la bonté de reconnoître des débris, des brouillons informes &c. & de mettre en queſtion ce que je puis certifier être en fait, que je tiens ces cahiers d'un de ſes Elèves; c'eſt donc un procédé duquel je dois le louer, & j'eſpère, connoiſſant l'habitude de Mr. *Meſmer*, qu'il voudra bien un jour reconnoître ſes *chers* enfans; j'appélle à ſes Elèves de la bonne foi de ſon déſaveu; la conformité des cahiers de pluſieurs de ces Meſſieurs que j'ai confrontés avec *ces Aphoriſmes*, me confirme de plus en plus que l'effet de l'aberration de *l'harmonie* eſt la ſeule cauſe du prétendu déſordre que Mr. *Meſmer* a crus appercevoir dans l'ordre méme de ces cahiers. Sa doctrine ſur l'irritabilité, la ſenſibilité & les criſes contenues dans *ſes Aphoriſmes* offrent des effets bien plus étonnans. Quant aux procédés du Magnétiſme animal, j'en puis garantir la vérité, je les ai vu emplo-

employer moimême d'après les principes contenus dans *les Aphoriſmes* avec les réſultats qu'on en attendoit.

Je regrette infiniment, Meſſieurs, que mes occupations me privent, pour le moment, de faire un Cours public & gratuit de démonſtration & de l'application des procédés de Mr. *Meſmer* indiqués dans *ſes Aphoriſmes*, j'en ſaiſirai l'inſtant avec le plus grand intérêt.

J'ai l'honneur d'être, &c.

Signé, *Caullet de Veaumorel.*

---

4) Anzeige einer in Zürich zu errichtenden Privat-Schule zum Unterricht taubſtummer Perſonen.

Der mit einem lobenswürdigen Enthuſiasmus von den verdienteſten Männern unſerer Tage verſuchte, mit dem beſten Erfolge fortgeſetzte, täglich allgemeiner werdende, täglich auf einen höhern Grad der Vollkommenheit gebrachte Unterricht gehörloſer Kinder, iſt eine Erſcheinung, welche ſowohl die ſtarken Schritte, die unſer Zeitalter in der philoſophiſchen Kenntniß der Natur der menſchlichen Seele gemacht hat, beweiſet als auch der menſchenliebenden Denkungsart deſſelbigen, nach welcher es den wohlthätigen Einfluß, den die Wiſſenſchaften auf die Beförderung allgemeiner Glückſeligkeit haben, auch auf die bedaurens- und hülfswürdigſten Claſſen der Menſchheit auszudehnen wünſchte, ein lautes und ehrenvolles Zeugnis giebt.

Ja, geſegnet ſeyd Ihr! edle Männer! die Ihr eure Zeit und Vermögen und Talente, einer Claſſe von Menſchen wiedmet und großmüthig aufopfert, welche des Glücks der Erziehung und des Unterrichts unfähig, aller Vortheilen der Geſellſchaft, aller wahren Freuden des Lebens beraubet, bis dahin nur als mitleidenswürdige Sönderlinge

und Mitteldinge zwischen Menschen und Thieren bedauret — oft als Ausschüsse der menschlichen Gesellschaft verachtet, und dem harten Loose, das sie ungeachtet der in ihnen liegenden Fähigkeiten von derselben ausschlosse, kaltblütig überlassen — oft unbarmherzig in unbekannte Winckel verstossen wurden, und ihre Tage wie Pflanzen verleben mußten. — Heil Euch! die Ihr, statt euch mit einem mitleidigen Blicke zu begnügen, euer Nachdencken, euren rastlosen Fleiß und eure nicht zu ermüdende Gedult dahin verwendet, auf einem noch so ungebahnten und mühsamen Wege in die dunckeln Seelen dieser elenden Geschöpfe Licht, und die in ihnen liegende Fähigkeiten zur Entwickelung zu bringen; sie mit Ihrem Schöpfer, der Welt, sich selbst und dem Zwecke ihres Daseyns bekannt, und nicht nur zu unlästigen, sondern auch selbst zu brauchbaren und nützlichen Bewohnern der Erde, einst würdigen Bürgern des Himmels zu bilden — wahrlich Euer Verdienst ist groß vor der Welt, aber noch grösser wird einst seyn Euer Lohn im Himmel!

Auch unser Zürich darf darauf stolz seyn, in seinem Schoose zween Männer zu besitzen, welche sich in dieser Rücksicht um das menschliche Geschlecht, und um diesen bedaurenswürdigen Theil desselben verdient gemacht haben. Ehrwürdig ist der Name unsers Herrn Pfarrers Keller, dessen vortrefliche und mit dem gesegnetesten Erfolge begleiteter Methode in dem Unterricht gehörloser Kinder bereits durch die geschickte Feder unsers Herrn Prof. Usteri in dem Helvet. Calender vom Jahr 1780. und 1781. beschrieben worden, und mit deren ferneren ausführlicheren Beschreibung aus der Hand des Herrn Pfarrers selbst das Publikum nächstens erfreuet werden soll.

Auch Herr Ulrich, welcher bey Herrn Pfr. Keller, die Fundamente dieser heilbringenden Wissenschaft gelegt, sich

sich hernach in der Schule des berühmten Herrn Abbé de l'Epée noch mehr gebildet und vervollkomnet hat, hat nunmehr seit einigen Jahren den Taubstummen seines Vaterlandes seine Zeit, Talente und Kräfte ganz gewidmet, und der edle und uneigennützige Wunsch seines Herzens geht einzig dahin, sich in den Stand zu setzen, diese seine in der Schule jener vortreflichen Männer erworbene, durch eigene Beobachtungen und Erfahrungen bereicherte Kenntnisse zum Nutzen seiner Mitmenschen thätig und wirksam anwenden zu können. — Und um ihn in diese Lage zu setzen, den Wunsch seines guten Herzens zu befriedigen, und auch in unserer Stadt ein für dergleichen Elende unsers Landes sowohl als auswärtiger Gegenden nützliches und tröstendes Institut zu errichten, dessen Unterstützung und Beförderung allen warmen Menschenfreunden zu empfehlen, ist die Absicht dieses gegenwärtigen Blatts.

Wenn also Herr Ulrich sich entschlossen hat, in dem Laufe dieses Jahrs in hiesiger Stadt eine mit einer Kosthaltung verbundene Schule für Taubstumme zu errichten — wenn ein in den Händen unten benannter sich befindendes rühmliches Attestat von dem Herrn Abbé de l'Epée selbst — wenn die Empfehlung seines verehrungswürdigen Lehrers Herrn Pf. Kellers — vornehmlich aber die Progresse seiner Zöglinge, für seine Fähigkeiten und Geschicklichkeit in dieser edlen Kunst Bürge sind — so seyd Ihr, theureste Menschenfreunde! die Ihr so unermüdet für die Ausbreitung und Fortpflanzung jedes Guten, für die Beförderung jeder allgemeinen und individuellen Glückseligkeit unter Euren Nebenmenschen besorgt seyd, und durch deren Feuer und Eifer schon so manche heilsame und gemeinnützige Anstalt, gediehen ist, freundschaftlich eingeladen und gebeten, auch diese Privat-Anstalt durch Bekanntmachung und Empfehlung zu unterstützen. Besonders werden die gelehrten Verfasser

 und

und Herausgeber der verschiedenen Magazine, Journäle, Bibliothecken und gelehrten Zeitungen ersucht, durch diese Canäle, die Eltern, Verwandte und Vorsorgere dergleichen unglücklicher Kinder davon zu benachrichtigen. Herr Ulrich sowohl, als seine Freunde, werden es sich zur angenehmsten Pflicht machen, jede schriftlich an Sie gethanene Anfrage, das Nähere der Lehrmethode, der Einrichtung des Instituts und der damit verbundenen Unkosten betreffend, so schleunig und befriedigend als möglich zu beantworten; und man dörfte diesfalls nur die Briefe an Herrn Rathsherr Usteri oder Herrn Dr. und Exam. Rahn, Herrn Prof. Usteri, Hrn. Diacon Lavater, Hrn. Pfr. Keller, Hrn. Prof. Breitinger, Hrn. Prof. Hottinger, Hrn. Doct. Hirzel, Hrn. Hauptm Salomon von Orell, Hrn. Director Cramer, oder an Endesunterschriebenen adressiren, welche sämtlich sich angelegen seyn lassen würden, für die diesem Institut anvertrauete Kinder und ihre beste Verpflegung die wachsamste und väterlichste Sorge zu tragen; so wie auch in dem gemeinnützigen medicinischen Magazin von dem Fortgange dieses Instituts von Zeit zu Zeit getreue Nachricht gegeben werden wird.

Zürich den 28. Merz 1785.

D. und Canonicus Rahn,
der Naturlehre und Mathematik öffentl. Lehrer
an dem Carolinum zu Zürich.

Schon seit mehrern Jahren ist der Unterricht Taubstummer Personen meine erste und einzige Beschäftigung. Meine Lehrer waren zuerst der würdige Herr Pfarrer Keller von Schlieren bey Zürich, und nach diesem der berühmte Abbé de l'Epée in Paris, denen ich so gerne öffentlich für ihre Freundschaft dancken mögte. Bey diesen durch ihr Herz und ihren Charackter gleich verehrungswürdigen Männern hab ich mich so weit in dieser Kunst ausgebildet, daß es

mir auf gewisse Art zur Pflicht wird, meinen Mitendgenossen sowohl als dem auswärtigen Publikum zum Unterricht dieser unglücklichen Menschengattung meine Dienste anzubieten. Ich habe wirklich zwey Zöglinge im Unterricht, von deren Progressen ich jedem den die Sache interessirt mit aller Gewissenhaftigkeit Nachricht ertheilen werde, und die beweisen mögen, was ich in diesem Fache zu leisten im Stande bin. Taubstumme, deren Sprachorganen nicht zerrüttet, das ist, solche, die nur wegen Gehörmangel des Gebrauchs der Sprache beraubt sind, werd' ich, wie meine wirckliche Schüler, fähig machen, ihre Ideen selbst durch die Tonsprache auszudrücken. Ein Vortheil vermittelst dessen diese sonst arme Geschöpfe der menschlichen Gesellschaft immer näher gebracht werden.

Uebrigens hab' ich mich an kein besonders System, an keine besondere Methode sklavisch gebunden. Es ist Gesetz für mich in jedem Fall, den Grundsätzen der Erfahrung vor denjenigen des blossen Raisonnements den Vorzug einzuräumen, und jede Vorschrift oder Regel, komme sie nun woher und von wem sie wolle, zu benutzen, sobald sie mit der Erfahrung übereinstimmt.

Meilen den 4. Jenner 1785.

Johann Conrad Ulrich.

---

5) Die dritte Ankündigung unterm 8. May 1785. von Hrn. Prof. Bergsträßer zu Hanau Erfindung, in großer Entfernung schnell Ordre zu dictiren

ist mit der 2ten vom 18ten März d. J. die wir schon im Anzeiger des T. M. März No. 11. ausführlich geliefert haben vollkommen gleichlautend. Wir verweisen also unsre Leser dorthin zurück; und liefern hier nur die neue Nachschrift des Hrn. Professors.

Nach-

Nachschrift.

Die Ausgabe wird nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit zu Stande kommen; nur muß ich noch so lange zurück bleiben, bis ich die Zeichnungen, ohne Gefahr belauscht zu werden, zur Bearbeitung aus den Händen geben darf. Das Ganze wird in verschiedenen Sendungen ausgehen, unter dem Titel: „Ueber sein am 21sten Dec. 1784. angekündigtes Problem einer Korrespondenz in ab- und unabsehbaren Weiten der Kriegsvorfälle, oder über Synthematographik, mit Kupfern, in Schreiben an Sr. Hochfürstl. Durchl. den Prinzen Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, von Joh. Andr. Benign. Bergsträßer. Folgende Anfragen, die an mich schriftlich geschehen sind, beantworte ich in der Kürze. Erstlich. Ob ich nicht auf Subscription eine Probe im Großen machen wolle? — Ich bin nicht abgeneigt dazu; Ort, Zeit und Umstände kann ich aber bis jezt und zum voraus nicht bestimmen. — Zweytens. Ob auch Privatpersonen in Fällen des häuslichen Lebens von dieser Einrichtung Nutzen ziehen können? — Allerdings in Nothfällen und zum Vergnügen, sonderlich beym Aufenthalte auf dem Lande. Ich habe es meiner Bescheidenheit zum Gesetze gemacht, von den Vortheilen der Auflösung weniger zum voraus zu versprechen als zu leisten. — Drittens. Ob sich nach meiner Entdeckung alles mögliche was die Sprache ausdrücken kann diktiren lasse? — Ja, und nach verschiedenen Manieren, wenn man meiner Methode folgen will. Hanau, den 8ten May 1785.

Joh. Andr. Benign. Bergsträßer.

---

6) Plan einer periodischen Schrift, unter dem Titel: Westricher Ephemeriden.

Diese

Diese Schrift, wovon allvierteljährig ein Band von einem Alphabeth, in 8. erscheinet, wird enthalten:

Aus der Staatswirthschaft.

1. Nachrichten von dem Verhältniß der Bevölckerung einzelner Gegenden unter sich, sowohl als gegen die benachbarte Länder und Herrschaften, deren Zu- und Abnahme.

2. Von dem Ebenmaas der Stände, Gewerbe, Ehen, Religionen ꝛc. in einzelnen Herrschaften und Dörfern, mit Bemerkungen.

3. Bilancen aus Geburts- Heiraths- und Todenlisten.

4. Nachrichten von Policey- und andern, zum Wohl der Unterthanen abzweckenden, Anstalten und Verordnungen, mit Anmerckungen.

5. Auszüge merkwürdiger in- und ausländischer Höchstherrschaftlicher Verordnungen.

6. Nachrichten von allerley Observanzen, Gewohnheiten, Gebräuchen ꝛc. der Unterthanen, im Westrich, in sofern sie auf das Wohl oder Weh ihrer Mitbürger einigen Einfluß haben.

7. Von Feuersbrünsten, Wolckenbrüchen, Wasserfluthen, Seuchen, Theurungen, und deren Folgen, nebst den dagegen gemachten Vorkehrungen.

8. Vom Handel der Unterthanen in- und auserhalb Landes, und den mancherley Nahrungszweigen einzelner Orten, Städten, Aemter und Herrschaften.

9. Nachrichten von vorzüglicher Geschicklichkeit einzelner Bürger in ihrem Gewerbe und Handel oder in Künsten.

10. Anmerkungen über das Steigen und Fallen des Preises der, im Lande benöthigten, Waaren, Früchte, Viktualien und anderer, so in- als ausländischen Produkten.

11. Nachricht von jeweiligen beträchtl. Wein, Frucht ꝛc. Auf- oder Verkaufen im Lande und den benachbarten Ländern.

12. Ver-

12. Verzeichnisse der aus- und eingeführten fremden, sowohl, als einheimischen Waaren und Produkten.

13. Beförderungen, Sterbfälle vornehmer Personen, Pfarrern, Bedienten und anderer Personen, die an oder für sich selbst, oder durch ihre Veranlassung merkwürdig sind.

14. Allerley, das Westrich interessirende, genealogische und andere ähnliche Nachrichten.

15. Neue nützlichen Anstalten zum Besten der Schulen und der Erziehung, zur Versorgung der Armen des Orts ꝛc.

16. Nachricht von neuen Aerzten für Menschen und Vieh, samt Proben ihrer Klugheit oder Narrheit.

17. Nachrichten von den Gymnasien und lateinischen Landschulen, von Promotions- und andern öffentlichen Handlungen.

18. Ausgehobene einzelne Gedanken, Beobachtungen und Erfahrungen berühmter Männer in vorbemeldten Materien.

Landwirthschaft.

1. Nachrichten vom Acker- Wingert- und Futterbau einzelner Bürger, Ortschaften, Aemter und Herrschaften, mit Anmerkungen.

2. Von der Frucht- und Unfruchtbarkeit einzelner Herrschaften, Gegenden oder Aemter, und denen wahrscheinlichen oder zuverlässigen Ursachen.

3. Wasseranstalten zur Bequemlichkeit des Orts, zur Wässerung der Wiesen: Anstalten zur Emporbringung des Futterbaues, fremder Saamen- und Vieharten.

4. Etats über das Erträgnis eines Weinbergs, Acker- und Wiesenlandes in gutem, mittelmäßigem und schlechtem Boden, in guten, mittelmäßigen und schlechten Jahren, einzelner Orten sowohl als ganzer Aemter.

5. Nach-

5. Nachrichten von dem Viehstande, dessen Anwachs oder Abnahme in einzelnen Orten, Gegenden und Aemtern; wobey dessen Verhältnis gegen den Futterbau untersucht wird.

6. Allerley spekulative Bilanzen, besonders über den effektiven und reinen Jahrsverdienst und das Einkommen einzelner Bürger, Bauern, Handwerker ꝛc. um daraus den Nahrungsstand der Unterthanen, dessen Verbesserung oder Rückfall zu constatiren.

7. Nachrichten von den bey Viehseuchen mit gutem Erfolg angewandten Arzneymitteln, und Anweisung zu deren Gebrauch.

8. Von den Betrügereyen und Uebervortheilungen der Handwerksleute, Müller, Becker ꝛc. und den dagegen anzuwendenden Vorsichtsmitteln.

9. Nachrichten von allerley in- und ausserhalb Landes, im Kleinen oder Großen, glücklich oder unglücklich angestellten ökonomischen Versuchen.

10. Biographien von guten und dem Staate nüzlichen Bürgern.

11. Beyspiele von Fleis, Sparsamkeit, wohl eingerichteter Haushaltung, oder Trägheit und Verschwendung.

12. Allerley Berechnungen, Vorschläge und Anweisungen in öffentlichen sowohl als privat Landwirthschaftsangelegenheiten.

Moral.

1. Nachrichten von dem sittlichen Zustande der Unterthanen, besonders in Rücksicht auf Kirchen- und Schul-Unterricht, Religion und Aufklärung; Aberglaube, Vorurtheile, Privat-Kinderzucht, Ausschweifungen im Spiel, Trunk, in der Wollust, unerlaubter Gewinnsucht, listigen Uebervortheilungen, Ruchlosigkeit, Bosheiten ꝛc.

2. Bey-

2. Beyspiele von ächter Frömmigkeit und exemplarischer Tugend in Wohlthätigkeit, guter Kinderzucht, kindlichem Gehorsam, elterlicher Liebe, Redlichkeit, Edelmuth ꝛc. und den entgegengesetzten Lastern.

3. Proben von Duldung des Unrechts, von Ueberwindung des Bösen durch Gutes, von Versöhnlichkeit, Uneigennützigkeit, Toleranz ꝛc.

4. Specialien von häuslichem Leiden und Unglücksfällen rechtschafner Bürger.

Naturkunde, Geo- und Topographie ꝛc.

1. Nachrichten von allerley Erscheinungen, Wahrnehmungen und Begebenheiten in dem Reiche der Natur.

2. Beyträge und Berichtigung der Naturgeschichte einheimischer Thiere, Pflanzen und Insekten.

3. Beschreibung einzelner Aemter, Städte, Ortschaften ꝛc. in Rücksicht auf ihre Lage ꝛc.

4. Berichtigungen geographischer Karten, und andere hierher gehörige Beobachtungen.

Litteratur.

1. Kritische und antikritische Anzeigen von Westricher gelehrten Produkten.

2. Allerley litterarische Notizen.

3. Beyträge zur Geschichte des Landes, und merkwürdiger einheimischen Personen aus den alten, mittlern und neuern Zeiten.

Fabeln, Volksmärchen, kleine Gedichte und allerley unterhaltende lehrreiche und witzige Anekdoten.

2. Der Band von einem Alphabet, kostet hier 1 fl. 8 kr. mithin der ganze Jahrgang, in vier Bändchen bestehend 4 fl. 30 kr. Die Versendung geschieht auf Kosten der Subscribenten, so wie man auch die, nach dem jedesmaligen Empfange erwartende Zahlung, franko zu bewirken bittet.

3. Man

3. Man kann zu jeder Zeit des Jahres eintreten; nur müssen die vorhergehenden Bände des Jahres, worin man eingetreeten ist, mitgenommen und bezahlt werden: austreten kann man nicht eher, als bey dem Schlusse eines halben Jahres. Wer zu Anfang desselben nicht ausdrücklich aufgekündiget hat, wird angesehen, als ob er seine Subscription noch ein halbes Jahr bestehen zu lassen willens gewesen wäre.

4. Da nebst den Herren Geistlichen der drey Religionen, auch die meisten Herren Gelehrte unsers Westrichs und dessen Nachbarschaft, an diesen Ephemeriden mit arbeiten werden; so kann und wird es folglich an zweckmäßigen und interessanten Beyträgen so wenig jemals fehlen als das Publicum an guter Arbeit und pünktlicher Erfüllung dieses, in seiner Art einzigen, Planes zu zweifeln Ursache finden.

5. Alle Bestellungen und Subscriptionen geschehen unmittelbar bey den Herausgebern, den Buchhandlungen der §. 11. bemerkten Städte, und bey denjenigen Gönnern und Freunden, die diesem Plan auszustreuen die Güte haben werden.

6) Wer Nachrichten, die auf die Gegenstände dieser Schrift keine eigentliche Beziehung haben, einrücken lassen will, hätte die Druckkosten zu vergüten; andern Falles werden selbige nicht nur unentgeldlich aufgenommen, sondern wir ersuchen vielmehr jeden uns vielleicht noch unbekannten Freund der Wahrheit und Patrioten angelegentlichst, alle gemeinnützige und zweckmäßige Erfahrungen, Beobachtungen, Entdeckungen, Vorschläge ꝛc. uns, unter Bemerkung seines Namens und Standes, gütigst mitzutheilen: wobey man sich jedoch, soviel ins Besondere die Nachrichten von allerley merkwürdigen Erscheinungen und Ereignissen betrift, wie sich zwar von selbsten versteht, ausdrücklich vorbehält, daß die Einsender der reinen Wahrheit immer auf das gewissenhafteste treu bleiben mögen.

7. Namentlich wird in dieser Schrift Niemand genennt, als wer genennt seyn will, oder ohne Beleidigung genennt werden kann.

8. Die Beyträge der bekannten und beständigen Mitarbeiter werden unfrankirt angenommen; die von andern Orten her von uns noch unbekannten Freunden unsers Instituts aber einlaufende Beyträge bittet man zu frankiren.

9. Der erste Band dieser Ephemeriden erscheint auf Johannis dieses Jahres, und die folgenden sofort zu Ende eines jeden Quartals.

10. Da

10. Da es von der Unterstützung des Publikums abhängt, ob diese dem Unterricht und Vergnügen unserer Westricher Brüder gewidmete Schrift herausgegeben oder unterbleiben solle; so ersuchen wir unsere gütigen Westricher Gönner, Freunde, bekannten und unbekannten Landsleute, diesen Plan in ihrer Gegend mit Ihrer Empfehlung nicht nur zu unterstützen und in den Wochenblättern kürzlich anzuzeigen, sondern auch die sich findende Liebhaber je eher je lieber, auf das späteste aber gegen Ende des Aprils oder die Mitte des Mayes d. J., uns anzuzeigen, damit wir entweder sogleich zum Drucke schreiten, oder, daferne die Anzahl der Subscribenten die Kosten nicht deckte, dieses Unternehmen ohne Verlust aufgeben können. Da übrigens die Herausgeber von gewinnsüchtigen Absichten weit entfernt sind, und nur warme fromme Wünsche für ihres Vaterlandes und seiner Bürger Wohlergehen und Aufklärung diesen Plan gezeuget haben, so machen sich dieselbe hiermit verbindlich, diese Ephemeriden, sollten sich auch gleich nur 200 Subscribenten dafür finden, dennoch auf besagten Zeitpunct zu liefern, und so lange fortzusetzen als sich diese Anzahl nicht vermindern wird.

11. Zu Verminderung der Versendungskosten und zu Erleichterung der Sendungen selbst werden zu Mannheim, Maimz, Worms, Frankfurth, Coblenz, Trier, Saarbrücken, Creuznach, Trarbach, auch nach Umständen in mehrern Städten, eine den Bestellungen oder dem wahrscheinlichen Absatze gemäse Anzahl Exemplare niedergelegt, von wo aus alsdenn die Subscribenten oder Liebhaber ihre Exemplare gegen Ersatz der verhältnißmäßigen aber geringen Fracht, jedesmalen in den zehen ersten Tagen eines Quartals abholen lassen können. Wer diese Schrift aber durch die Post zu erhalten wünscht, wendet sich an die löblichen Postämter, die selbige gegen Zahlung eines billigen Portos liefern werden. Zweybrücken, im Monat Hornung 1785.

Gebrüder Hahn.

---

7. Raynals Geschichte der Revolution in Amerika.

In meinem Verlage wird nächstens eine Uebersetzung der Revolution in Amerika vom Abt Raynal, nebst einer Berichtigung dieser Schrift vom Herrn Payne, Minister des Congresses in Amerika, erscheinen. Berlin, den 17. April 1785.

C. F. Kellstab,
Buchdrucker und Musikhändler.

Anzeiger
des
Teutschen Merkur.
Junius 1785.

I. Neue Bücher.

1) Dessau und Leipzig. Auf Kosten der Verlags-Kasse für Gelehrte und Künstler. Erfahrungen vom Innern der Gebirge, nach Beobachtungen gesammlet und herausgegeben von Friedrich Wilhelm Heinrich von Trebra, Kön. Groß-Brittan. Churfürstl. Braunschw. Lüneb. Vice-Berg-Hauptmann. 1785. gr. Fol. 244. S. Mit ausgemahlten Kupfern und Vignetten.

Wir zeigen jetzt blos an, daß dies schöne und für jeden Mineralogen, Bergbau-Kundigen und Naturforscher sehr wichtige Werk, dessen Ankündigung wir schon i. J. 1783. hier bekannt machten, nunmehr wirklich fertig und erschienen sey, und behalten uns vor, nächstens eine ausführliche Anzeige seines Inhalts, welche es so sehr verdient, zu liefern.

---

2. Lemgo. Einleitung zu einer vollständigen Geschichte der Chur- und Fürstlichen Häuser in Teutschland. Angefangen von August Benedikt Michaelis, fortgesetzt von Julius Wilhelm Hamberger, ersten Bibliothekar zu Gotha. in 4to. 725 Seiten ohne Titel, Vorrede und Inhalt, auch $8\frac{1}{2}$ Bogen Geschlechtstafeln. 1785. Im Verlag der Meyerschen Buchhandlung.

Die bisher gemachten Versuche, über die Geschichte der Chur- und Fürstenhäuser ein etwas ausführliches allgemeineres Buch zu liefern, sind alle unvollendet liegen geblieben. Ein Umstand, der um desto auffallender ist, da der Nutzen eines solchen Buchs sehr einleuchtend ist. Der zu früh verstorbene Michaelis lieferte in den Jahren 1759. und 1760. die beyden ersten Theile, und in dem ersten derselben die Geschichte des Chur- und Fürstlichen Hauses Braunschweig und Lüneburg, die Geschichte des Erzhauses Oesterreich, des Churfürstl. Hauses Brandenburg, und endlich des Chur- und Fürstl. Hauses Sachsen. Im 2ten trug er die Geschichte der Chur- und Fürstlichen Häuser der Pfalzgrafen bey Rhein, von Bayern, Meklenburg und Holstein vor. Der gegenwärtige dritte Theil beschäftigt sich mit den Geschichten der Häuser Baden, Wirtemberg und Anhalt. Die Stärke des Theils läßt schon den richtigen Schluß machen, daß der Fortsetzer besorgt gewesen ist seiner Arbeit diejenige Vollständigkeit zu geben, welche man in den ersten Theilen etwas vermißt. Sowohl der Historiker, als bloße Freunde der Geschichte werden nicht leicht eine Begebenheit, die nur einigermaßen merkwürdig war, vergebens suchen. Die Quellen sind überall mit Genauigkeit angegeben. Mit dem vierten Theile, welcher die noch nicht bearbeiteten altfürstlichen Häuser (also Hessen und die Marggräflichen Häuser Brandenburg in Franken) auch nothwendige Verbesserungen und Zusätze der ersten Theile enthalten wird, soll das Buch geschlossen werden. Den Besitzern der ersten Theile wird diese Vollendung gewiß angenehm seyn, und mancher Freund der Geschichte, der die zum Theil sehr weitläuftigen und kostbaren Werke über einzelne Fürstenhäuser entweder nicht kaufen konnte oder wollte, wird die wenigen Thaler, die er zum Ankauf dieses Buchs verwendet, nicht zu bereuen Ursache haben.

II. An-

Ankündigungen.

1) Ankündigung einer Subskription zur Stiftung einer jährlichen Gedächtnißfeier des Herzogs Leopold von Braunschweig

Die edle, mit so allgemeiner Rührung und Bewunderung gepriesene That des Herzogs Leopold von Braunschweig hat einen größern Entzwek erreicht, als den sie verfehlt hat. Der Prinz wollte das Leben einiger Unglücklichen retten; Er hat in den Seelen vieler Tausende das seligste und wohlthätigste aller Gefühle erweckt, das Gefühl von dem Werthe, der Liebenswürdigkeit und der Erhabenheit ächter Menschenliebe.

Unterzeichnete wünschen — und welcher Edeldenkende wird es nicht mit ihnen wünschen? — daß die so schöne und große That des Herzogs noch der entferntesten Nachwelt, zu ihrer Rührung und ihrem Unterrichte, vor Augen schwebe. Ein schriftliches Denkmal, das den Charakter des Herzogs, aus den geprüftesten und bewährtesten Nachrichten, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit darstellte, wäre zu dieser Absicht ohne Zweifel das bessere Mittel; aber noch besser und noch mehr in dem eignen Geiste Dessen den man ehren wollte, wäre doch gewiß ein jährlich wiederkehrendes Fest öffentlicher Wohlthätigkeit. Der verewigte Prinz entzog Seinem eigenen Vergnügen so gerne, unter andern Summen, auch die, womit er die Garnisonschule zu Frankfurt einrichtete und unterhielt: diese Einrichtung war von allen seinen übrigen wohlthätigen Verfügungen die beträchtlichste und Ihm die liebste. Unter den Unschuldigen, zu deren größern künftigen Glückseligkeit Er so edelmüthig den Grund legte, befand Er sich so oft und so gerne; und wie also, wenn man jenes Fest der Wohlthätigkeit zur Erhal-

tung

tung seines Andenkens in eben dieser Schule veranstaltete? Da sie Ihm selbst in Seinem Leben so werth war, so muß sie nach seinem Tode auch denen werth seyn, die Ihn lieben, und sein Andenken ehren möchten.

Die Idee der Unterzeichneten ist: durch Subskription eine Summe zusammenzubringen, von deren jährlichen Zinsen man den Kindern jener Schule aus dem Sterbetage ihres fürstl. Wohlthäters einen jährlichen Feiertag machen könnte; einen Tag, der ihnen das ganze Jahr hindurch Ermunterung zum Fleiß und zur Sittlichkeit wäre, an dem sie öffentlich gespeist, beschenkt, und, wenn die Zinsen der Summe dazu hinreichten, entweder alle oder doch die bedürftigsten und würdigsten unter ihnen, auch gekleidet würden. So ein Andenken wäre ganz von jener Pracht und jenem Glanze entfernt, auf welche der edle Herzog selbst so gar keinen Werth setzte: es hätte ganz die Einfalt, die Bescheidenheit, die Wohlthätigkeit, die seiner schönen Seele so eigen waren; es wäre unendlich mehr als eine Abbildung seiner Gestalt in Marmor werth; denn es wäre die treue redende Abbildung Seines Menschenliebenden Herzens. Und gewiß! wenn Es Sich selbst irgend ein Denkmal hätte errichten sollen, so wäre es in keinem andern Geschmak gewesen, als eben in diesem.

Darum dürfte denn doch jenes schriftliche Denkmal das den Charakter des Herzogs nach seinen merkwürdigsten Zügen schilderte, nicht fehlen. Unterzeichnete verpflichten sich, sowohl für die Schrift selbst, als für den geschmakvollen, selbst prächtigen Druck derselben zu sorgen. Wenn sie Subskription darauf ankündigen, so ist das nur Behelf um die Subskription zur Gründung und Einrichtung des oben vorgeschlagenen jährlichen Festes, das sogleich mit dem künftigen Jahre seinen Anfang nehmen müßte, zu eröfnen.

Die

Die Namen der Theilnehmer werden sie der Gedächtnißschrift nachdrucken lassen, damit auch die Anzahl derer, welche von dem Tode des Herzogs innigst gerührt wurden, und das von ihm angefangene Gute mit Freuden vollenden halfen, ein Monument für ihn bey der Nachwelt werde. Der Preis, den die Unterzeichneten fest setzen, soll niedrig seyn, um auch den minder Vermögenden an ihren Abschten Theil nehmen zu lassen; sie bestimmen daher mehr nicht, als einen Thaler, in der zuversichtlichen Hofnung, daß der mehr Vermögende, eben so wenig als sie selbst, sich an diese Summe binden, und daß niemand die Bogen der versprochenen Gedächtnißschrift zählen werde. Jeder über das festgesetzte Quantum von einem Rthlr. sich belaufende Beytrag wird bey dem Namen des Gebers zugleich mit bemerkt werden, wofern es nicht ausdrücklich verbeten werden sollte. Uebrigens haften die Unterzeichneten mit ihrer Ehre für die Aufmerksamkeit, die sie anwenden wollen, daß die gesammelten Gelder sicher untergebracht und die Zinsen davon auf das uneigennützigste und gewissenhafteste verwendet werden. Jeder von ihnen sorgt für einige auswärtige Sammler, die er zugleich um Bekanntmachung des Plans in den öffentlichen Blättern ihrer Gegend ersucht; sobald die Sammler sich zu der Mühe, die man sie zu übernehmen bittet, bereitwillig erklären, wird man ihre Namen in Zeitungen und Journalen bekannt machen. Doch wird außerdem jeder, der von selbst die Mühe des Sammlens zu übernehmen Gelegenheit und Lust hat, willkommen seyn, und nachher mit unter den Beförderern der Unternehmung genannt werden. Auch wird man, wenn die Einsammlung geschehen, und die ganze Einrichtung getroffen ist, dem Publikum öffentlichen gewissenhaften Bericht erstatten. Für Berlin erbieten sich zu Sammlern und besonders zur Korrespondenz mit den auswärtigen Sammlern, diejenigen der

Unterzeichneten, deren Namen mit einem Sternchen bemerkt sind, und es würden sich mit Freuden alle dazu erbieten, wenn nicht so manche von ihnen durch Geschäfte daran gehindert würden. Mit Ausgang des Oktobers wird die Subskription und Sammlung geschlossen, und die auswärtigen Sammler werden ersucht, alsdann ihre Gelder an einen der hiesigen Sammler einzusenden, deren Namen hier mit einem Sternchen bezeichnet sind. Bloße Subskription ohne gleich baare Bezahlung wird nicht angenommen. Berlin, den 28. May 1785.

Kammergerichtsrath von Benike.
* Bibliothekar Biester.
Oberkonsistorialrath Büsching.
* Chodowiecky.
Oberkonsistorialrath Diterich.
Geheimerath Dohm.
Professor Engel.
* Prediger Gebhard.
* Oberkonsistorialrath Gedike.
Oberkonsistorialrath von Irwing.
Major von Irwing.
Assistenzrath Klein.
* Feldprobst Kletschke in Potsdam.
Major Marschall von Bieberstein.
Professor Meierotto.
Moses Mendelssohn.
Leibmedicus Möhsen.
* Prediger Schmid.
Professor Selle.

Ober-

Oberkonsistorialrath Spalding.
Geheimer Finanzrath Struensee.
Rektor Stuve in Neuruppin.
Geheimerath Svarez.
* Oberkonsistorialrath Teller.
Generalchirurgus Theden.
Geheimer Finanzrath Wlömer.
* Prediger Zöllner.

Für Weimar und umliegende Gegend erbiethet sich Hr. Legations-Rath Bertuch zum Sammler.

---

2) Nachricht an das Publicum, über zwey Preis-Schriften.

Die im 9ten Stück der Deutschen Zeitung d. J. angekündigte Beantwortung der Frage: Welches sind die besten Mittel den kranken Verstand eines Kindes gesund zu machen? von Hrn. Heyne, dem jüngern, hat nun die Presse verlassen, und ist bey Hrn. Crusius in Leipzig und bey der Expediton dieser Zeitung für 8 ggl. zu haben. Sie beträgt mit der Zugabe des Herausgebers 11 1/2 Bogen in 8.

Die Preißschrift selbst ist in 22 Kapitel folgendes Inhalts abgetheilt:

„I. Wichtigkeit und nähere Bestimmung der Frage. Plan der Beantwortung. II. Die Hauptursache des kranken Verstandes bey den meisten Kindern der gesitteten Stände. III. Ein vertrauliches Gespräch mit vielen Eltern über Dinge, die schon oft gesagt, aber noch immer selten zur Ausübung gekommen sind. IV. Dieselben Fehler finden meistens auch in öffentlichen Schulen und Erziehungsanstalten Statt. V. Man

berich-

berichtige nach und nach die falschen Vorstellungen, die die Kinder angenommen haben, und gebe ihnen deutliche und richtige. VI. Man suche die Kinder von der Vortreflichkeit der Wahrheit und von der Schädlichkeit des Irthums zu überzeugen. VII. Man errege den kleinen Ehrgeitz der Kinder zum Besten der Wahrheit. VIII. Man suche die Kinder zu überführen, daß viele aus Vorsatz Unwahrheit reden, und daß man ohne Beweis nichts glauben dürfte. IX. Beyspiel einer Unterredung, wodurch einem Kinde ein Irthum benommen worden ist. X. Man hüte sich den Verstand der Kinder zu tyranniſiren. XI. Man gewöhne die Jugend vernünftig zu zweifeln und Zweifel zu heben. XII. Man werde über die Fragen der Kinder nicht unwillig: sondern suche vielmehr ihre Neugierde als einen Keim des Verstandes zu pflegen. XIII. Man suche jede Gelegenheit zu benutzen, wo man Kindern Anlaß zum Denken geben kann. XIV. Man richte auch die Spiele der Kinder diesem Zwecke gemäß ein. XV. Man suche seine Zöglinge auf die Wahrheit oder Fertigkeit, die man ihnen beybringen will, erst vorzubereiten. XVI. Man muß alles, was man Kindern vorträgt, ihnen angenehm und interessant machen. XVII. Man befleißige sich beym Unterrichte der Kinder der größten Deutlichkeit und überfülle sie nicht mit Kenntnissen. XVIII. Man mache die Kinder von Zeit zu Zeit auf ihre eignen Fortschritte in der Kenntniß aufmerksam. XIX. Man plage sie nicht durch strengen Zwang in Ansehung der Zeit und des Ortes des Unterrichtes. XX. Man schließe die Kinder nicht von Gesellschaften und Besuchen aus. XXI. Ueber Belohnungen und Strafen. XXII. Noch eine besondere Ursache der Verstandeskrankheiten bey Kindern, und ein Mittel dagegen."

In der Zugabe wird aus der natürlichen Beschaffenheit der menschlichen Seele gezeigt:

„daß

„daß der Verstand krank seyn könne, und daß der Mangel des Selbstdenkens eine Hauptkrankheit desselben sey, welche nicht blos bey Kindern angetroffen werde, sondern sich fast in alle Geschäfte und Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens eingeschlichen habe. Daraus wird die Folge hergeleitet, daß es nicht genug sey, den Verstand der Kinder zum Selbstdenken anzuführen: sondern man müsse sie auch stark genug machen, die vielfältigen Hindernisse des Selbstdenkens und die Anreitzungen zum Nichtdenken und Nachbeten, die sie einmal im wirklichen Leben, in der Gesellschaft, der Kirche, und dem Staate antreffen werden, zu überwinden. Um aber dieses mit Erfolg zu bewerkstelligen, müßten fürs erste jene Hindernisse selbst aufgesucht und ihr Verhältniß gegen die Denkkraft erforscht werden, welches eine eigne Bearbeitung verdiene." — Dieses giebt nun dem Ungenannten, der den vorigen ausgesetzt hatte, die Veranlassung zu folgender neuen Frage:

„Welches sind die in dem gegenwärtigen bürgerlichen, kirchlichen, wissenschaftlichen und geselligen Zustande der deutschen Nation (nicht an einzelnen Oertern, sondern im Allgemeinen) wirklich vorhandenen Hindernisse des Selbstdenkens? Und was bringt jeder der hier anzugebenden Mängel und Mißbräuche namentlich für Irthümer, Schwächen und Fehler des Verstandes hervor?"

Für die beste Beantwortung derselben werden wieder 12 Dukaten als eine Erkenntlichkeit ausgesetzt, welche freylich der Wichtigkeit der Frage nicht angemessen ist: man rechnet aber mit darauf, daß die Wahrheit, so wie die Tugend, sich selbst belohnt, und nach Beschaffenheit der zu krönen-

den

den Schrift, wird man für den Verfasser noch ein Honorarium vom Verleger bedingen.

Die Wettschriften werden vor dem Beschluß der Leipziger Michaelismesse 1786. mit den gewöhnlichen Formalitäten (postfrey) eingesendet. Gotha, den 4ten Jun. 1785.

Die Expedition der Deutschen Jugendzeitung.

---

3) An Freundinnen und Freunde der Aufklärung und Menschenglückseligkeit aus allen Religionen und Ständen.

Ist Aufklärung die Mutter aller wahren Menschenglückseligkeit; und sind unsere Zeiten wirklich die aufgeklärtesten, so muß auch das gegenwärtige Menschengeschlecht das weiseste und glücklichste seyn. — Allein die tägliche Erfahrung versichert uns, daß auch unser Zeitalter ein Schauplatz unzähliger lächerlicher Vorurtheile, Thorheiten und mannichfaltigen schrecklichen Menschenelendes sey. Es muß also einer von diesen beyden Sätzen wahr seyn: entweder macht Aufklärung nicht glücklich, oder unser Zeitalter ist noch nicht so aufgeklärt als manche unsrer heutigen Schriftsteller und Zeitgenossen wähnen. Das Erste läßt sich nicht denken. (Denn aufgeklärt seyn heißt nichts anders, als vernünftig denken und handeln.) Folglich kann nur das leztere richtig seyn: nämlich unser Zeitalter ist noch weit von dem Ziele der menschlichen Vollkommenheit, von der ächten Aufklärung, entfernt.

Sollte nun nicht zur Verbreitung der ächten Aufklärung und zur Beförderung der von ihr abhängenden wahren Menschenglückseligkeit eine Schrift etwas beytragen können, welche diesen Plan und Umfang hätte? — Eine Schrift, welche

a. Aus

1. Aus der Geschichte der Menschheit, der Philosophie und Naturkunde überhaupt, und der Seelenlehre, Physiologie und Sittenlehre ꝛc. insbesondere, diejenigen Wahrheiten, welche der Saame aller ächten Aufklärung sind, auswählte, und sowohl faßlich als angenehm vortrüge.

2. Alle und jede Vorurtheile und Thorheiten unsers Zeitalters — nicht nur die Ueberbleibsel der Vorzeit sondern auch die unsern Tagen eigenthümlichen — nach ihrer kläglichen und lächerlichen Seite mit den lebhaftesten Farben mahlte, um von jedem denkenden Menschen für das erkannt zu werden, was sie wirklich sind.

3. Das erkannte und unerkannte Menschen-Elend nach seinen verschiedenen Gestalten charakterisirte, die Quellen davon aufsuchte, und zu ihrer Verstopfung, oder, wo diese noch nicht möglich ist, zu ihrer Verminderung die ausführbarsten Mittel anzeigte.

4. Unpartheyische Vergleichungen zwischen der Vorzeit und unsrer Zeit anstellte, und zeigte, in welchen Stücken Eine vor der andern etwas voraus habe, und in welchen beyde gleich vortreflich oder gleich fehlerhaft seyen.

5. Nicht nur diejenigen Schriften und Anstalten, deren einzige oder nächste Absicht die ächte Aufklärung ist, bekannter machte, sondern auch

6. Diejenigen Anstalten, Sekten und Schriften, welche entweder die Aufklärung verhindern, oder wenigstens eine falsche Aufklärung verbreiten, mit aller Strenge zwar, aber ohne leidenschaftliche Bitterkeit, beurtheilte. —

Ich bin gesonnen, zur Abfassung einer solchen Schrift meine besten Kräfte anzuwenden; und, damit sie desto bequemer und folglich auch aufmerksamer gelesen werden könne,

ne, davon monatlich ein nur vier Bogen starkes Heft erscheinen zu lassen, und ihr folgenden Titel zu geben:

Der Freund der Aufklärung und Menschenglückseligkeit.
Eine Monatsschrift für denkende Leserinnen und Leser aus allen Religionen und Ständen.

Ich bin aber auch gesonnen, mein Unternehmen auf meine eigene Kosten auszuführen, und wähle daher den Weg der Subscription, deren Verbindlichkeit aber immer nur auf sechs Monate oder auf Einen Band meiner Schrift eingeschränkt seyn soll.

Finden sich bis zu Ende des Monats May so viele Subscribenten als zu meiner Schadloshaltung nöthig sind: so soll vom 30sten Julius an, unausgesetzt am lezten Sonnabend jedes Monats Ein Heft in einer der vorzüglichsten typographischen Officinen, auf feines Schreibpapier, im ordentlichen Octav-Format gedruckt, und in rosenfarbiges Atlasähnliches Papier geheftet erscheinen. Auch soll jedem Bande ein feingestochenes Portrait eines um die Aufklärung und Menschenglückseligkeit sehr verdienten Teutschen vorgesetzt werden. Findet sich aber bis dahin keine hinlängliche Anzahl Subscribenten, so bleibt mein Unternehmen ganz unausgeführt. Auch lasse ich nicht mehr Exemplare drucken als sich Subscribenten finden werden.

Der Preis für jedes Heft ist funfzehn Kreuzer, oder für sechs Monate 1 Fl. 30 Kr. nach dem 24 Fl. Fuß gerechnet. (Wer auf holländ. Papier gedruckte Exemplare haben wollte, müßte es bey der Subscription ausdrücklich bestimmen, und für das Heft 24 Kr. oder den Band 2 Fl. 24 Kr. bezahlen.)

Von allen Hiesigen und denjenigen Auswärtigen, welche die einzelnen Hefte bey mir selbst (in meiner Wohnung beym

beym goldnen Schilde) können abholen lassen, verlange ich weiter nichts als die Zusendung eines Subscriptionsscheins,

„Auf sechs Hefte der Monatsschrift: Der Freund der „Aufklärung &c. subscribirt hiemit und verspricht jedes „einzelne Heft abholen und mit funfzehn Kreuzer bezahlen zu lassen.„

N. N.

Alle andere Auswärtige aber (welche die einzelnen Hefte erhalten wollen) werden belieben, sich entweder unmittelbar oder mittelbar durch andre wohllöbl. Postämter an die Kaiserl. Reichs-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition zu Nürnberg zu wenden, von welcher sie jedes einzelne Heft auf das prompteste und richtigste erhalten. Nur müssen sie sichs gefallen lassen, daselbst immer auf sechs Monate oder sechs Hefte, mit 1 Fl. 30 Kr. zu pränumeriren.

Denjenigen Buchhandlungen, welche sich für mein Unternehmen interessiren, und sich unmittelbar an mich wenden wollen, versichere ich überhaupt den billigsten und honettesten Rabbat.

Alle andere Privat-Personen, welche mein Unternehmen durch Subscribenten-Sammeln zu unterstützen, und sich unmittelbar an mich zu wenden belieben, werden als einen geringen Beweis meiner Dankbegierde das achte Exemplar annehmen. Nur muß ich (weil mir fernere Correspondenz- und Rechnungsführung zu viele Zeit rauben würde) auswärtige Buchhandlungen und Privat-Personen bitten, daß sie ihren Subscriptionen nicht nur die genaueste Bestimmung wie und mit welchen Gelegenheiten ich ihnen ihre Exemplare zu übersenden habe, sondern auch Assignationen an hiesige Handlungshäuser oder Privat-Personen sogleich beyfügen. Daß an mich alle Briefe und Subscriptionen ganz postfrey eingesendet werden müssen, versteht sich ohnehin.

Uebri-

Uebrigens muß ich alle, sowohl hiesige als auswärtige Subscribenten ersuchen, ihre Namen und Würden deutlich geschrieben einzusenden. Denn ich will mir das Vergnügen schaffen, sie als wahre Freunde der Aufklärung und Menschenglückseligkeit meiner Schrift vordrucken zu lassen.

Schlüßlich noch die herzliche Bitte an diejenigen Personen, welchen ich diese Anzeige zur geneigten Verbreitung in dem Cirkel ihrer Bekannten zu übersenden mich erkühne.

Geruhen Sie, von der Pflicht, in einer besondern Zuschrift meine Kühnheit zu entschuldigen, mich gütigst loszusprechen! Erlauben Sie mir Ihnen hier zu sagen, daß meine Kühnheit einzig und allein daraus quillt, daß Sie mir als Menschenfreunde und edelmüthige Beförderer jedes Unternehmens, das Menschenglückseligkeit zur Absicht hat, bekannt sind! Erlauben Sie mir, daß ich Sie hier meiner wärmsten Dankbarkeit für ihre Güte und meiner uneingeschränktesten Bereitwilligkeit zu allen Gegendiensten aufrichtigst versichere. Nürnberg, den 10ten Febr. 1785.

Johann Christoph König,
der Weltweisheit Magister.

---

4) Joh. Siebmachers großes allgemeines Wappenbuch.

In der Raspischen Buchhandlung zu Nürnberg ist fertig geworden:

Johann Siebmachers großen allgemeinen Wappenbuchs siebendes Supplement, Fol. 3 fl.

Dieses in seinet Art einzige, von Johann Siebmacher Anno 1665 angefangene, durch ihn und seine Erben ein ganzes Jahrhundert geführte, und bis auf sechs Theile zu seinem wichtigen Folianten angewachsene Werk, kam hernach an die Weigelische Kunsthandlung, welche es, unter Aufsicht

sicht des berühmten Altdorfischen Professors, Johann David Köhlers, mit drey Supplementen vermehrte, und unter dem Namen des Weigelischen Wappenbuchs verkaufte; bis es endlich im Jahr 1771, nach Absterben dieser Familie, dem jetzigen Besitzer käuflich überlassen, von demselben 1772 wieder neu und viel schöner als vorhin aufgelegt, mit einer heraldischen Einleitung und Registern versehen, und bis hieher mit dem vierten, fünften, sechsten und siebenden Supplement vermehrt worden.

Durch unbefugte Stümpeley des hiesigen Kupferstechers Tyrofs (welcher sich beygehen lassen, ein neues Wappenbuch in Quarto solcher gestalt zusammen zu flicken, daß er, wenn er irgend ein neues adeliches Wappen erlangen kann, das alte Werk dreyer Wappen beraubt, um damit ein Blat zu erfüllen) findet sich der rechtmäßige Verleger genöthigt, dem gesammten hohen Adel anzuzeigen: daß dessen Wappen nur allein in dem fortdauernden und als ein diplomatisches Werk zu betrachtenden großen Siebmacherischen Wappenbuche, für die Nachkommen sicher und zuverläßig aufbehalten werden können. Er ersucht Hochdieselben also hiedurch, Ihre entweder gemalten oder auch nur heraldisch gezeichneten Wappen unter keiner andern Addresse, als: an die Raspische Buchhandlung in Nürnberg, mit Beyfügung eines beliebigen Beytrags zu den Kosten, einzusenden. Wornach solche in dem achten und folgenden Supplementen in Kupfer gestochen erscheinen sollen, so bald die hiezu nöthige Anzahl beysammen seyn wird; um endlich das Werk mit einem zweyten Band und allgemeinem Register schließen zu können.

---

5. Zuverläßige Nachrichten, von jeztlebenden und verstorbnen Schriftstellern des Burggrafthums Nürnberg, ober und unterhalb Gebirgs: das ist, der beyden

den Brandenburgischen Fürstenthümer in Franken, Anspach und Bayreuth. Nebst beygefügten Entwurfe einer Historischen Pinacotheck: oder Portrait-Sammlung dieser Fürstenthümer. Den Liebhabern der Vaterländischen gelehrten Geschichte angekündigt, von Georg Friedrich Casimir Schad. Nürnberg bey dem Verfasser zu haben. 1785.

---

6. Hrn. v. Archenholz. Litteratur und Völkerkunde.

Da der dritte Jahrgang meiner periodischen Schrift „Litteratur und Völkerkunde„ sich mit dem Junius dieses Jahres endigt, so gebe ich hiemit dem Publiko Nachricht daß der vierte Jahrgang dieses Journals, der mit dem Julio 1785. anfängt, nicht mehr wie zuvor bey der Verlags-Kasse für Gelehrte und Künstler in Dessau, sondern bey dem Buchhändler Hrn. Göschen in Leipzig herauskommen wird. Die Stücke werden künftig in dem Laufe eines jeden Monats, der auf dem Umschlag bezeichnet ist, sehr regelmäßig erscheinen; so wie die zum dritten Jahrgang noch gehörigen Stücke, die zum Theil schon unter der Presse sind, auch nächstens in Dessau herauskommen werden. Der Plan des Werks ist bekannt, und wird auch in der Fortsetzung befolgt werden. Man wird aber dabey mehr wie jemals auf interessante Aufsätze sehen, davon schon eine beträchtliche Anzahl vorräthig liegt, um den guten Ruf dieses Werks zu behaupten; auch soll darin, dem jetzigen Geschmack des Publikums gemäs, künftig mehr auf Völkerkunde als auf Litteratur Rücksicht genommen werden. Entfernte Liebhaber werden gebeten sich an die Buchhandlungen ihrer Gegend zu wenden. Leipzig den 1sten Jun. 1785.

von Archenholz.

WOJEWÓDZKA BIBLIOTEKA PUBLICZNA w Białymstoku
1/35
BIBLIOTEKA PUBLICZNA w Białymstoku
5/35
Czyt. Księgozbiór

No. 4.

Der

Teutsche Merkur.

April 1785.

Inhalt:

I. Briefe über das Reisen. S. 1

II. Situazion des Sehers Aliba bey Zaroasters Grabe. 30

III. Kleine Wanderungen durch Teutschland, in Briefen an den Doctor K*. (Fortsetzung.) 54

IV. An das Volk. Aus dem Französischen des Hrn. Thomas, der K. P. Akademie der W. Mitgliede. 76

V. Vertheidigung der Hahnischen Rechnungs-Maschine. 86

VI. Auszug eines Briefes. 95

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekantermaßen bey allen L. Postämtern in und ausser Teutschland abonniren; auch ist derselbe wie bisher in Hamburg auf dem Kaiserl. privil. Adreß- und Zeitungs-Comtoir, so wie auch in allen Buchhandlungen zu finden. Für letztere besorgt die Hoffmannische Hof-Buchhandlung allhier die Versendung.

* * *

Anzeige.

Ich bin veranlaßt worden, zu meinen drey Briefen über die Gebirgslehre, die in die drey ersten Stücke, Jänner, Februar und März des Teutschen Merkurs dieses 1785sten Jahres eingerückt, und auch in der Hoffmannischen Buchhandlung allhier besonders abgedruckt vor 4 Gr. zu haben sind, Sammlungen zu versenden, die alle Steinarten enthalten, welche erforderlich sind sich von dem was diese Briefe enthalten, und überhaupt von der Gebirgs-Lehre im Ganzen, recht deutliche Begriffe zu machen.

Ein solches Cabinetchen enthält ohngefähr funfzig Stück Gebirgsarten, aus Grundgebirgen, Flötzgebirgen und Vulkanen, durchgehends von frischem Bruche, und etwa sechs Cubikzoll Größe. Um das zu ergänzen, was in den Briefen nicht ausführlich genug abgehandelt werden konnte, wird jedem solchen Cabinetchen ein erklärendes Verzeichnis von einigen Bogen beygefügt, in welchem zugleich die Ursprungs-Oerter, Eigenschaften und Umstände genau angegeben werden, unter welchen die zu verschickenden Mineralien existiren. Ueberhaupt werde ich weder Mühe noch Kosten sparen diese kleinen Cabinetchen so vollständig und interessant zu machen als möglich.

Jeder Liebhaber der Mineralogie kann sich deshalb an mich wenden, und von jetzt an beständig solche Cabinetchen von mir erhalten. Der Preis dafür

für ist hier in Weimar Ein alter Louisd'or, welcher zugleich der Bestellung beygeschlossen wird, die nur in diesem Falle als gültig angesehen werden kann. Auswärtige Commissionairs, die bekannt gemacht werden sollen, müssen den Preis um so viel erhöhen, als sie Transportkosten aufwenden.

Ich hoffe übrigens, daß sich diese kleine Entreprise empfehlen, und nebst Befriedigung der Liebhaber zum Gebrauch für öffentlichen und Privat-Unterricht gewiß mit vielem Nutzen verknüpft seyn wird. Ein jeder wird dadurch auch einen guten Grund zu einer stärkern Sammlung von Gebirgsarten erhalten, und seinen etwanigen Vorrath davon mit einordnen können.

Joh. Carl Wilhelm Voigt,
Herzogl. Sächs. Bergsecretarius in Weimar.

Wegen unvermeidlicher Hinderungen folgt das zu diesem Monate gehörige Lied von dem Herrn Freyherrn von Seckendorff beym May zugleich mit.

No. 5.

Der

Teutsche Merkur.

May 1785.

Inhalt:

I. Pindars zweyte Isthmische Hymne auf des Xenokrates, des Akragantiners, Wagensieg. S. 97

II. Nisus und Euryalus. Eine Episode aus dem neunten Buche der Aeneis. ; ; 104

III. Kleine Wanderungen durch Teutschland, in Briefen an den Doctor K*. (Fortsetzung.) ; 121

IV. Ueber den gesellschaftlichen Zeitvertreib. ; 142

V. Actenstücke zur Oesterreichischen Nachdrukkergeschichte. ; ; ; ; 154

VI. Geschichte der Formel, „Gott helf dir!" beym Riesen. ; ; ; ; 173

VII. Auszug eines Briefes. ; ; ; 190

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekantermaßen bey allen L. Postämtern in und auffer Teutschland abonniren; auch ist derselbe wie bisher in Hamburg auf dem Kaiserl. privil. Adreß- und Zeitungs-Comtoir, so wie auch in allen Buchhandlungen zu finden. Für letztere besorgt die Hoffmannische Hof-Buchhandlung allhier die Versendung.

* * *

Christian Friedrich Himburgs, Buchhändlers in Berlin, neue Verlagsbücher von der Leipziger Jubilate-Messe 1785.

1. Peregrine Pickle, neu übersetzt in 4 Bänden in 8. Mit 4 Titelkupfern von D. Chodowiecki. (Auf feinem Schreibpapier à 3 Rthlr. 16 Gr. Auf extrafeinem Holländischen Papier mit den ersten Kupferabdrücken auf Schweizerpapier à 4 Rthlr. 12 Gr.)

Dieser erste aller humoristischen Romane, dessen Lektüre der aufgeklärte Kopf und auch der Mann von Geschäften nicht verschmähen wird, verdiente eine bessere Verdollmetschung und eine modernere Tracht, die ihm der Uebersetzer des Kandide und des Gilblas von Santillana auf der einen, und der Verleger auf der andern Seite zu geben bemühet gewesen sind.

2. Kandide, oder die beste Welt. Dritte, revidirte Auflage. Mit 5 Kupferstichen von Hrn. D. Chodowiecki, 8. à 1 Rthlr. 4 Gr.

Die Erinnerungen, die von gründlichen Kunstrichtern über die beyden vorigen Auflagen sind gemacht worden, und hauptsächlich die des Hrn. Hofrath Wielands, hat der Uebersetzer genutzt. Alle grammatikalische Unrichtigkeiten, alle Sprachverhunzungen, und alle zu burleske Ausdrücke und Wendungen, die in der ersten und zum Theil auch noch in der zweyten Auflage vorkamen, sind nunmehr ganz vertilgt worden, und der Verdeutscher hat sich bestrebt, Voltairs Geist völlig zu übertragen, so viel Sprache und seine Kräfte es nur immer erlaubt haben.

3. Gabriel Jars, metallurgische Reisen durch Deutschland, Schweden, Norwegen, England und Schottland, vom Jahr 1759. bis 1769. Aus dem Französischen mit Anmerkungen übersetzt, von D. Carl Abr. Gerhard, Königl. Preuß. geheimer Oberbergrath. 3ter und 4ter Band in gr. 8. mit XXI. großen Kupfertafeln, à 4 Rthlr.

Ein

Ein für den Metallurgen sowohl nützliches als lehrreiches Werk, das den Besitzern des ersten und zweyten Bandes hinlänglich bekannt ist. Auch die Freybergische Gebirgscharte hat von dem Herrn Oberbergcommißionsrath Charpentier große Correkturen erhalten.

4. Les vrais Principes de la Langue françoise: oder neue französische Grammatik für die Teutschen, von einer Gesellschaft Gelehrten beider Nationen. 1 Alph. 5 Bog. stark 8. Mit einem Titelkupfer von Hrn. D. Chodowiecki. à 9 Gr.

Einige französische und teutsche Gelehrte, deren Werke beym Publikum Ruf haben, sind seit vielen Jahren beschäftiget gewesen, den Lehrenden und Lernenden eine bessere Französische Sprachlehre in die Hände zu geben, als diejenigen sind, deren man sich bisher bedienet hat. Es ist in dieser Grammatik mehr Klarheit, Präcision, Genauigkeit und Sprachreinigkeit als den bisherigen. Ein Vocabularium, verbunden mit den Synonimen, die Regeln des Syntax, und eine Sammlung von Germanismen machen den Beschluß dieser in aller Absicht vorzüglichen Grammatik, deren geringer Preiß eine allgemeine Einführung in Schulen und andern Lehranstalten bewirken kann.

5. Johann Elert Bode, Beschreibung und Gebrauch einer allgemeinen Himmelscharte. (23 Rheinl. Zoll im Durchmesser) mit einem transparenten Horizont. 2 Rthl.

Durch die Mittheilung dieser Charte wird den Liebhabern dieser Wissenschaft nicht allein eine große Erleichterung in Ueberschauung des gestirnten Himmels, sondern auch eine Gelderspahrung verschaft, da, wie bekannt, ein kleiner Globus cœlestis 4 Rthlr. kostet.

Nota. Die Bodensche Himmelscharte kann wegen des überaus mühsamen Stichs nicht eher als in der ersten Hälfte des Julius geliefert werden. Auch gegen diese Zeit wird der 3te und 4te Theil des Peregrine Pickle fertig. Es wird dieses Buch nicht vereinzelt.

No. 6.

Der

Teutsche Merkur.

Junius 1785.

Inhalt:

I. Pindars sechste Isthmische Hymne auf des Phylakidas Pankrazionsieg. ; S. 193

II. Zwölf prosaische Fabeln. ; ; ; 203

III. An ein junges Fräulein. ; ; ; 211

IV. Von den verderblichen Folgen des Luxus in Italien, besonders in Ansehung des Ehestandes. ; ; ; ; 218

V. Horazens sechste Satyre des Zweyten Buches. ; 233

VI. Meteorologischer Zustand des Winters in Italien vom Jahr 1784. ; ; 243

VII. Kleine Wanderungen durch Teutschland, in Briefen an den Doctor K*. (Fortsetzung.) ; 250

VIII. Beweis daß das Fürstenthum Schwarzburg katholischer Religion sey: aus der Maynzer Monatsschrift von geistlichen Sachen. ; ; ; ; ; 282

IX Ein Lied von Eschenburg, compon. von Frl. Wilhelmine v. Gertel.

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekantermaßen bey allen L. Postämtern in und ausser Teutschland abonniren; auch ist derselbe wie bisher in Hamburg auf dem Kaiserl. privil. Adreß- und Zeitungs-Comtoir, so wie auch in allen Buchhandlungen zu finden. Für letztere besorgt die Hoffmannische Hof-Buchhandlung allhier die Versendung.

* * *

Anzeigen.

Durch Erkaufung des sämtlichen Verlags des Hrn. Chr. Pet. Franke in Halle sehe ich mich in den Stand gesetzt, dem Publikum den Ankauf folgender Bücher durch einen heruntergesetzten sehr mäßigen Preis zu erleichtern.

1. P. von Rapins allgemeine Geschichte von England, Eilf Bände in gr. 4. mit Kupfern und Karten, um vier Dukaten.

2. C. F. Pauli allgemeine preußische Geschichte, des dazu gehörigen Königreichs, Churfürstenthums, Herzogthümer, Graf- und Herrschaften. Acht Bände in gr. 4. mit Bildnissen und Vignetten um drey Dukaten.

3. Dessen Leben großer Helden des siebenjährigen Krieges. 9 Theile in gr. 8. in welchen viele Geschlechts- und andere Nachrichten von jetztlebenden adelichen Familien vorkommen, um Einen Dukaten.

4. Ritters von Solignac allgemeine Geschichte von Pohlen. 2 Bände in gr. 4. um Einen Dukaten.

5. J. P. Nicerons Nachrichten von den Begebenheiten und Schriften berühmter Gelehrten, mit Zusätzen von S. J. Baumgarten, F. E. Rambach und C. D. Jani. 24 Theile in 8. um drey Dukaten.

Wer

Wer von dieser guten Gelegenheit Gebrauch machen will, beliebe sich zwischen hier und Michaelis entweder an mich oder an eine andere bequeme Buchhandlung zu wenden, und die Gelder baar und postfrey einzusenden. Nach diesem verflossenen Termin treten die gewöhnlichen Ladenpreise wieder an die Stelle der heruntergesezten. Leipzig im April.

George Emanuel Beer.

* * *

Unterzeichnete Buchhandlung veranstaltet eine Uebersetzung des Linneischen Pflanzensystems nach der neuesten vierzehnten lateinischen Ausgabe des Hrn. Professor Murray. Der Uebersetzer ist Herr Doctor Lippert. Er wird bey den meisten, besonders bey unsern inländischen Pflanzen wichtige und nützliche Zusätze liefern. Das Buch ist wirklich schon unter der Presse, und wird bis zur Michaelis-Messe ganz gewiß fertig.

Johann Paul Kraußische Buchhandlung in Wien.

BIBLIOTEKA PODLASKA
3 | 35
Czyt. Książek
w Białymstoku

WOJEWÓDZKA BIBLIOTEKA PUBLICZNA
w Białymstoku

2000,-